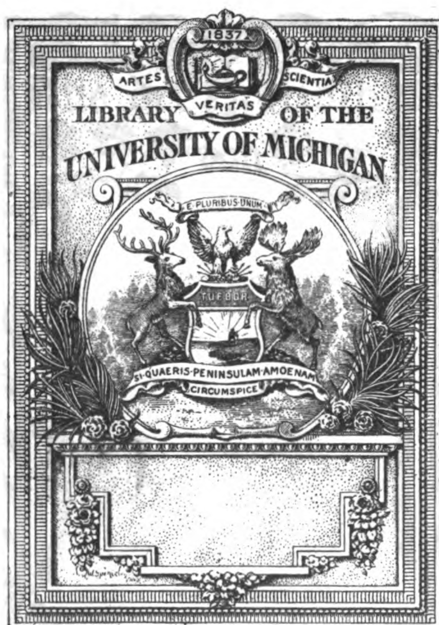


BIBLIOTHEK DER Unterhaltung und des Wissens.






1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Erzählung „Der Hirsch“ von Gustav Johannes Krauss. (S. 88)
Originalzeichnung von Ernst Platz.

Bibliothek
der
Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen



Jahrgang 1901 · Zweiter Band



Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.







Der Rubin.

Kriminalroman von Friedrich Jacobsen.

(Fortsetzung.)  (Nachdruck verboten.)



Sie können recht haben, Schmidt, der Alkohol ruiniert schließlich die Nerven," meinte John Stevens. Dann fuhr er fort: „Hm — sonderbare Geschichte das Inserat von diesem Fräulein Ruhmann!"

„Was finden Sie denn dabei sonderbar?" erwiderte Schmidt.

„Na, so was in die Zeitung zu setzen! Wenn die Dame das nötige Moos hat, so braucht sie doch nur zum ersten besten Juwelier zu gehen. Dergleichen hängt man doch nicht an die große Glocke."

Schmidt wurde nachdenklich. „Da haben Sie allerdings recht, Stevens," meinte er gedehnt; „es klingt ein bißchen protzig. Aber vielleicht ist so 'n großmächtiger Rubin sehr rar; ich verstehe nichts von Juwelen — was mag der wohl kosten?"

John Stevens schien den Wunsch zu hegen, das Gespräch abzubrechen; er murmelte irgend etwas Unverständliches, klopfte seine Pfeife aus und zog den Rock an.

Dann frug er plötzlich: „Hören Sie mal, Schmidt, wenn ich draußen in Harvestehude anfragen thäte, kann ich mich dann auf die Empfehlung des Doktors Marquardsen berufen? Denn von Ihnen wird die Dame wohl nicht allzuviel wissen.“

Schmidt wurde etwas verlegen. Der Rechtsanwalt hatte ihn allerdings gefragt, ob er irgend einen passenden Diener wisse, und Schmidt hatte versprochen, sich danach umzusehen. Aber von Stevens war dabei nicht die Rede gewesen.

Indessen, es war eine Schwäche des Bureauvorstehers, seinen eigenen Einfluß bei jeder Gelegenheit zu betonen, und so entgegnete er denn möglichst zuversichtlich: „Ich glaube, daß der Chef mir diese Angelegenheit vollständig überlassen hat. Sie können sich also immerhin auf unsere Firma berufen — das heißt — hm — sozusagen. Na, sehen Sie eben einmal zu!“ —

Auch Hans hatte die sonderbare Annonce in der „Reform“ gelesen, aber er war hinreichend eingeweiht, um ihre eigentliche Absicht sofort zu begreifen.

Diese Edith Ruhmann ging auf ihr Ziel in einer Weise los, die mehr praktischen Sinn als besonders feines Empfinden verriet; sie sorgte gründlich dafür, daß die Wahrheit über ihre augenblicklichen Vermögensverhältnisse nicht nur verborgen blieb, sondern vollständig umgestempelt wurde, und das war eigentlich mehr, als Hans beabsichtigt hatte.

Aber er mußte zugeben, daß der Erfolg dem Mittel entsprach.

Während Schmidt und Stevens Englisch trieben, saß der Rechtsanwalt in der Wohnstube seiner Mutter und trank eine Tasse Thee; der bereits gestern geplante Besuch hatte sich heute unter etwas veränderten Umständen ganz von selbst gemacht. Agnes war auswärts in einer Musik-

aufführung, und Mutter und Sohn konnten daher ganz ungestört miteinander plaudern.

Frau Marquardsen war eine geborene Hamburgerin, die trotz des weiten Horizonts ihrer Vaterstadt geistig eigentlich niemals über St. Pauli hinausgekommen war; sie gehörte dem praktisch veranlagten, aber nur mäßig gebildeten Mittelstande an, schätzte den materiellen Besitz über alles und dachte milde über die Mittel zu seinem Erwerb, wenn sie auch niemals eine offenbare Unredlichkeit gebilligt haben würde.

Die eleganten Vororte Uhlenhorst und Harvestehude waren ihre stille Sehnsucht, und sie liebte ihren einzigen Sohn um so zärtlicher, als sie in seiner Zukunft die Möglichkeit sah, einmal selbst in einer Villa da draußen wohnen zu können.

Vorderhand saß sie zwischen dem alten soliden Mahagonihausrat, den der selige Makler Marquardsen ihr hinterlassen hatte, und las die „Hamburger Reform", während der Sohn schweigend seinen Thee schlürfte.

Plötzlich tippte sie mit der Stricknadel auf die Zeitung und sagte: „Du, Hans, Herr Schmidt hat mir gestern erzählt, daß ein Erbe für den Ruhmannschen Garten aufgetaucht sei. Eine aus Afrika oder sonstwo her. Ist das dasselbe Frauenzimmer, was hier von seinen Diamanten schreibt?"

Sie reichte das Blatt hinüber, und der junge Anwalt entgegnete: „Ja, Mutter, die Dame gehört zu meinen Klienten; aber wie Schmidt dazu kommt —"

„Nu natürlich; er ist doch sozusagen deine rechte Hand."

„Aber ich bitte dich, Mutter; mein Bureauvorsteher ist mein Untergebener, weiter nichts, und ich möchte nicht, daß du mit ihm zu intim wirst."

Hans sprach mit unverkennbarer Schärfe, und Frau

Marquardsen duckte zusammen; sie dachte an die Pläne, die sie mit Schmidt und Agnes vorhatte.

Endlich sagte sie ablenkend: „Die Dame wohnt auf Harvestehude; sie muß wohl sehr reich sein?“

„Das scheint so; wenigstens wird sie es in nächster Zeit werden.“

„Ist sie jung?“

„Ich denke, so in der zweiten Hälfte der Zwanziger.“

„Na ja, das ist doch noch jung. Und hübsch ist sie wohl auch?“

Hans legte die Zeitung zusammen und wurde ein wenig rot. Dann entgegnete er verlegen: „Aber Mutter, wer wird denn bei einer Klientin darauf sehen? Die Schönheit hat doch mit den Geschäften nichts zu thun!“

„Das laß nur gut sein,“ sagte Frau Marquardsen sehr entschieden. „Die Männer machen ihre Geschäfte untereinander mit dem Verstande ab, und hernach trinken sie höchstens ein Glas Wein zusammen. Aber mit den Frauenzimmern ist das ganz was anderes. Wenn wir zum Doktor oder zum Advokaten gehen, dann ist das eine Vertrauenssache, und dabei kommt unser Herz allemal mit in das Spiel. Die Aerzte heiraten meistenteils ihre weiblichen Patienten —“

„Und die Anwälte ihre Klientinnen?“ fügte er lächelnd hinzu.

„So dumm ist das gar nicht, mein Junge. Wenn der Doktor eine heiratet, so weiß er, daß sie gesund ist, und wenn der Advokat sich eine nimmt, dann kennt er ihren Geldbeutel. Auf Bällen und Partien kommt so was nicht zur Sprache.“

„Muß denn immer nach Geld geheiratet werden?“ fragte Hans etwas unbehaglich.

Die Witwe seufzte leise: „Immer ja wohl nicht. Wer selbst reich ist, der kann sich einen Extraluxus ge-

statten, und wer sein festes Einkommen hat — na ja, meinetwegen. Aber wie viele sind das denn, Hans? Die meisten leben vom Geschäft, so oder so, und klappern gehört nun mal dazu; mit zehntausend verdient man leichter eine Million, als zehntausend mit nix. Nimm nur mal dich selbst an, mein Junge. In deine Bude am Sandthorquai kommen höchstens Matrosen, wenn sie eine Heuer einklagen wollen, und kleine Geschäftsleute; so 'n Goldfisch wie dieses Fräulein Ruhmann ist der reine Zufall. Aber wenn du am Jungfernstieg eine ganze Etage mit zwölf Schreibern hast und eine Villa auf Harvestehude, dann sollst du mal sehen, wie die Herren Senatoren angelaufen kommen. Und dann der gesellige Verkehr! Dein seliger Vater sagte immer: ‚Die besten Geschäfte werden nach dem Diner bei Cognak und Importen gemacht'; aber der arme Schlucker wird zu keinem Diner eingeladen, und darum sitze ich noch heute in St. Pauli anstatt anderswo."

Das war der Refrain von allen Reden, die Frau Marquardsen gelegentlich hielt.

Sie kam immer wieder darauf zurück, daß ihre Verhältnisse keineswegs glänzender Natur waren, und daran knüpfte sich dann gewöhnlich eine Betrachtung über die Opfer, welche das Studium des Sohnes unleugbar gefordert hatte.

Auch heute tönte die angeschlagene Saite nach.

„Siehst du, mein Junge," fuhr sie fort, „die Juristen haben nun mal den Trumpf in der Hand, in Hamburg noch viel mehr als anderswo, und wo einer von ihnen anklopft, da kann er auf ein freundliches Gesicht rechnen. Darum habe ich auch keine Kosten gescheut, um dir das Studium zu ermöglichen, und nun bist du so weit, daß es nur auf deinen eigenen Willen ankommt. Thüren sind genug vorhanden, bei denen sich das Anklopfen lohnt,

und ich habe noch nicht gehört, daß ein hübsches Mädchen weniger hübsch wird, weil sie seidene Kleider tragen kann. Komm mir nur nicht mit den alten Redensarten von Liebe und Pflicht und was da alles in den Büchern geschrieben steht; die Liebe ist Butter aufs Brot, und sie schmeckt ganz gut, aber man muß auch das Brot haben, um sie darauf zu streichen, und was die Pflichten anlangt, so will ich nicht weiter persönlich werden, aber ich meine, daß es auch Pflichten gegen andere Leute giebt, und das wollte ich nur gesagt haben."

Frau Marquardsen hatte sich ordentlich in Eifer geredet, und es erging ihr im Grunde genommen wie Don Quixote und Sancho Pansa, sie kämpfte gegen einen eingebildeten Feind, denn Hans hatte noch gar nichts von Liebe und Pflicht, er hatte am allerwenigsten etwas gegen seine schöne Klientin, Fräulein Ruhmann, gesagt, die so vortrefflich in Frau Marquardsens Theorie von der Anwaltspraxis hineinpaßte.

Er saß ganz still da und rührte in seiner Theetasse, während von irgend einer nahen Kirche die Uhr Neun schlug.

Dann erhob er sich langsam und sagte zögernd: „Ich werde Agnes wohl abholen müssen; das Konzert ist gegen Zehn zu Ende, und sie kann den langen Weg doch nicht gut ohne Begleitung zurücklegen."

„Meinst du?" entgegnete Frau Marquardsen etwas scharf. „Na, was das anbetrifft, so bin ich nicht so besorgt; sie muß doch einmal lernen, sich allein durch die Welt zu schlagen."

„Aber wir haben doch verwandtschaftliche Pflichten, Mutter.„

„Stimmt, mein Junge; sie ist die Nichte von meinem Schwager, das läßt sich nicht abstreiten. Du bist ja Jurist und wirst wissen, wie weit in solchem Falle die verwandt-

schaftlichen Pflichten reichen; aber du hast dem Mädchen immer die Stange gehalten."

Hans gab seiner über den Aufbruch schmollenden Mutter die Hand und ging.

Er hatte einen ziemlich weiten Weg zurückzulegen, denn das Wohlthätigkeitskonzert, bei dem Agnes Barkhausen als Pianistin mitwirkte, wurde im Zentrum der Stadt abgehalten.

Und während der junge Rechtsanwalt langsam durch die belebten Straßen schlenderte, ließ er die letzten Jahre seines Daseins an sich vorüberziehen.

Gerade als er sein Abiturientenexamen machte, war Agnes zu seiner Mutter ins Haus gekommen, damals eine vierzehnjährige Waise, die in ihrer Kindheit viel Liebe genossen hatte und infolgedessen den Menschen viel Liebe entgegenbrachte.

Hans hatte das schlanke, braunäugige Ding zunächst wenig beachtet; seine Gegenwart war mit Arbeit ausgefüllt und seine Zukunft mit Hoffnung; er sah kaum, daß diese entfernte Base, die ihn vom ersten Tage an duzte, einmal sehr hübsch zu werden versprach und daß sie ihm die Zärtlichkeit einer jüngeren Schwester entgegenbrachte.

Das war alles ganz natürlich und selbstverständlich; es war ganz amüsant, bisweilen aber im Hinblick auf die ritterlichen Pflichten auch ein wenig lästig.

Dann kamen die Universitätsjahre.

Dem Studenten ging das Verständnis für weibliche Schönheit auf, aber er lebte in Leipzig. Wenn er während der Ferien hie und da nach Hause kam, dünkte ihn der Verkehr mit der aufblühenden Jungfrau mitunter geradezu peinlich; sie war so ganz anders wie die übrigen Mädchen, denen er in seiner Schmetterlingszeit eine flüchtige Neigung entgegenbrachte. Er nannte sie hinter ihrem

Rücken gelegentlich „das Nönnchen", obwohl ihre Rehaugen durchaus nicht nonnenhaft in das bunte Hamburger Leben sahen, sondern mit einer unschuldigen Neugier. Sie trug schon lange Kleider, aber auch noch lange Zöpfe und schlenkerte mit der Musikmappe.

Dann kam das dritte Stadium.

Während Hans als Referendar in Hamburg arbeitete, wohnte er natürlich bei seiner Mutter und kam täglich mit Agnes in Berührung.

Der frühzeitige Kampf um das Dasein warf jetzt schon seinen Schatten auf das Dasein der beiden jungen Leute und gab ihrem Verkehr ein absonderliches Gepräge. Hans hatte seine Akten, und Agnes hatte ihre Noten; wenn sie sich miteinander unterhielten, dann redeten sie meistens von den Plänen für ihre Zukunft.

Das Wort von einer gemeinsamen Zukunft kam niemals über ihre Lippen, aber die Zeit, da der Backfisch den Primaner geküßt, und wo die herbe Mädchenknospe sich vor dem Studenten verschlossen hatte, warf einen feinen Sonnenstrahl in ihre Herzen.

Langes Beisammensein begünstigt das Gedeihen der Liebe.

Zwischen Hans und Agnes entstand ein vertrauliches Verhältnis, das doch nicht nur Freundschaft genannt werden konnte; aber es war darin wiederum zu viel Vernunft, um den Funken der Liebe zur Flamme zu wecken.

Jawohl, vernünftig sein!

Hans wiederholte sich immer wieder dieses Schlagwort unserer Zeit, während er seinen Weg verfolgte.

Die alte Frau da in St. Pauli war sehr vernünftig.

Es lag wohl ein Stück Selbstsucht in ihren Anschauungen und Ratschlägen, aber der Egoismus ist dem Menschen angeboren, und wenn einmal hie und da die allgemeine Not oder ein weltbewegender Gedanke den

Erbfeind der Menschheit zurückdrängt, so nimmt er hinterdrein mit siebenfacher Gewalt sein Recht in Anspruch.

Es war auch mütterliche Liebe dabei, sicherlich.

Vielleicht eine Liebe, die vom Materialismus beherrscht wurde, die aus der Unbildung des Herzens emporwuchs und in der großen Handelsstadt ihren Nährboden fand, aber doch eine Liebe wie jede andere, eine sorgende Liebe, die Dankbarkeit heischte.

Mitten in der Wärme des Sommerabends spürte Hans Marquardsen einen kühlen Hauch. Er war ja selbst das Kind seiner Zeit, sein Verstand billigte die moderne Anschauung von der Geldheirat, die in den Kreisen der oberen Zehntausend — ach nein, der Hunderttausend! — das verlorene Paradies der Liebe ersetzen muß; er billigte sie, weil die Not der Liebe Mörder ist, und die Begriffe von Not andere geworden sind, und dabei flüchtete sich sein Herz hinter die Dankbarkeit des Kindes gegen seine Mutter.

Heuchelei und Selbstbetrug! — —

Das glänzende Patrizierhaus am Alsterdamm, in dessen Räumen Agnes Barkhausen für die Armen gespielt hatte, leerte sich langsam; Hans stand abseits neben einer Laterne und sah, wie die einzelnen Herrschaften ihre Karossen bestiegen.

Wohlthätigkeitskonzerte in einem Privathause waren die neueste Mode; man bezahlte ein paar Sänger und eine Pianistin, und die Freunde der Familie mußten dafür bluten.

Sehr vornehm, sehr chic, zugleich eine Wohlthat für die mitwirkenden Künstler.

Hans drückte grimmig seinen Hut tief ins Gesicht; Agnes trat eben auf die Straße. Aber sie kam nicht über die Freitreppe, sondern aus dem für die Dienerschaft bestimmten Seitenportal, und es stand selbstverständlich kein Wagen für sie zur Verfügung.

Wenn sie wirklich einmal Frau Rechtsanwalt Marquardsen werden sollte, dann hatte sie freilich als Gast ebenfalls ein Anrecht auf die Freitreppe, aber woher dann das Geld nehmen für die kostspielige Geselligkeit?

Und wenn sie zum Haushalt ihren Erwerb beitragen wollte, wie es in den unteren und auch noch in den mittleren Ständen natürlich wäre, dann konnte es geschehen, daß der Rechtsanwalt Doktor Marquardsen am Dienerportal stand, um seine Frau in Empfang zu nehmen.

Hans hörte schon im Geiste die flüsternden Reden: „Wer ist denn das?"

„Das ist der Mann von der Pianistin, ein Rechtsanwalt."

„Aber mein Gott, wie kann man denn so unter seinem Stande heiraten!"

„Freilich — na, seine Klienten sollen auch danach sein — —"

Es war schrecklich, sich so etwas nur auszumalen. Aber Hans hatte keine Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen, er trat auf das Mädchen zu und sagte ziemlich wortkarg guten Abend.

Agnes Barkhausen war noch ganz aufgeregt von der Anstrengung des Spieles und von dem Beifall, der ihr zu teil geworden. Ihre Wangen glühten und gaben dem feinen, für gewöhnlich blassen Gesichtchen einen liebreizenden Ausdruck.

Sie nahm ohne weitere Umstände den Arm ihres Vetters und schmiegte sich im Gehen leise an; dabei sprach sie lebhaft und heiter: „Wie nett von dir, Hans, daß du mich abholst; ich hatte schon gefürchtet, den langen Weg allein machen zu müssen. Kommst du von zu Hause?"

„Ja," entgegnete er zerstreut und blieb stehen. „Wollen wir fahren?"

„Das Wetter ist ja so schön!"

Man konnte über diesen Punkt allerdings verschiedener Meinung sein; die Hitze des Tages hatte sich nur wenig abgekühlt, kaum daß vom Wasser her ein leiser Hauch herüberstrich. Für die Nacht braute sich wohl etwas zusammen.

Aber Agnes schien Freude daran zu empfinden, unter einem drohenden Himmel langsam dahinzuschlendern, und Hans gab stillschweigend nach. Um die dumpfen Straßen des großen Häuserblocks zwischen Alster und St. Pauli zu vermeiden, schlug er die südliche Richtung nach den Freihäfen ein, und seine Begleiterin folgte ihm gern auf diesem Umwege.

Vielleicht hatte er ihr irgend etwas zu sagen, was ein längeres vertrauliches Beisammensein forderte, denn er war so schweigsam und feierlich, wie es sonst gar nicht in seiner Art lag.

Und dann begann er plötzlich: „Du hast wohl Lorbeeren geerntet, Agnes? Als ich draußen auf dich wartete, hörte ich einen wahren Beifallssturm; galt das dir?"

Agnes lachte leise. „Nein, Hans, damit war wohl der berühmte Geigenspieler gemeint, den die Gastgeber sich verschrieben hatten; aber mein bescheidenes Spiel hat auch Anerkennung gefunden, und das macht mich glücklich."

„Es ist eine gute Empfehlung für die Zukunft," fuhr er nachdenklich fort. „Wer sein Schicksal von der Gunst des Publikums abhängig macht, der braucht den Beifall so nötig wie Luft und Licht."

„Das soll doch kein Vorwurf sein, Hans?"

„Durchaus nicht, Kind. Die Mehrzahl von uns steht ja auf dem unsicheren Boden der öffentlichen Meinung, und wir müssen alles thun, um die Oberfläche zu behaupten. Bei einem Rechtsanwalt ist das nicht anders wie bei einer Künstlerin."

Der bittere Ton seiner Stimme fiel ihr auf, aber er mochte den ganzen Tag über gearbeitet haben und etwas nervös geworden sein.

Sie drückte leise seinen Arm und entgegnete freundlich: „Lieber Hans, darum dürfen wir uns nicht grämen. Es ist keine Schande, mit ehrlichen Mitteln aufwärts zu streben und durch Arbeit zu erringen, was die Geburt uns versagte. Für dich ist Hamburg dafür ein viel besserer Boden als für mich.“

Sie gingen schweigend weiter und kamen in das Gebiet des Freihafens.

Da war jetzt um die zehnte Stunde ein Lichtmeer und ein dumpfes Brausen der rastlosen Arbeit; die Fenster der endlosen Speicher glänzten, als wenn sie illuminiert wären, und die Lastwagen rollten in einer ununterbrochenen Reihe wie auf einem festlichen Korso. Von den Fracht einnehmenden oder löschenden Schiffen erklang das Knarren der Dampfkräne, das Klirren der Ketten und der singende Chor der Matrosen, und die schweren Rauchwolken der Essen und Schlöte zogen, vom lohenden Feuerschein gefärbt, gegen den dunklen, sternenlosen Nachthimmel.

Hamburg atmete unter der Last seiner Arbeit, aber es war kein Seufzen in der Kreatur, sondern ein fröhlicher, kampfesmutiger und siegreicher Laut.

Und unter diesem Eindruck wiederholte Agnes: „Sieh doch, wie wenig Raum hier für die Kunst gelassen ist; glücklich, wer mitten im schaffenden Leben ringen darf!“

Er verstand wohl, was ihr Herz in diesem Augenblick zu ihm sprach. „Nimm mich an deine Seite,“ sagte die leise Stimme, „nimm mich in deine Arme, an dein Herz. Ich will mit dir des Tages Last und Hitze tragen, und wenn du am Abend müde heimkommst, dann soll meine Liebe und meine Kunst dir die Hütte zum Palast machen.“

Aber es schüttelte ihn, wenn er an ein enges und beschränktes Heim dachte.

„Laß dich nicht blenden," sagte er rauh. „Hier im Schmutz und Rauch wird das Gold geprägt, aber es gehört nicht dem Handlanger. Nur wer draußen in den Villen wohnt, hat den Stempel in der Hand. Man muß obenauf sein, um höher hinaufzukommen; ich komme nicht hoch."

„Nicht durch eigene Kraft, Hans?" frug sie leise.

Er schüttelte den Kopf. „Kind, es ändert sich alles in der Welt, und die alten Begriffe haben nicht mehr den alten Wert. Zur Zeit unserer Väter konnte ein tüchtiger Mann mit Kopf und Händen ein hohes Ziel erreichen, die Konkurrenz war nicht so mächtig, und es gab keinen Ring in den verschiedenen Berufen. Heute bedeuten Verbindungen alles, der einzelne ist nichts als ein Stück Eisen, das sich in die Kette schmiegen und in die Maschine fügen muß, um Bedeutung zu erlangen — einmal darin, wird es wertvoll, weil das Ganze es zusammenhält."

„Und wie kommt ein moderner Mann nach deiner Ansicht hinein?"

„Durch Gönner und Vettern — — am besten durch ein Weib."

Da war es heraus, was über ihnen schwebte wie eine Gewitterwolke. Es war nicht mit der brutalen Nacktheit des Wortes ausgesprochen, aber es meldete sich so deutlich wie der Inhalt jener schwarzen Wand, die sich vom Steinwärder aus über den Himmel schob und Blitz und Donner barg.

Später wohl auch Regen, die Thränen der Natur.

Die beiden Menschenkinder gingen weiter nebeneinander her, aber nicht mehr wie vorhin. Agnes hatte ihren Arm frei gemacht und raffte das helle Kleid vor dem

Kohlenstaub der Straße zusammen, und man sah es ihren zusammengepreßten Lippen an, daß der Schmutz sie anwiderte.

Endlich begann sie noch einmal zu sprechen.

„Das ist also dein Glaube, Hans?" sagte sie. „Es muß wohl dein eigener Glaube sein, und nicht bloß die Wiedergabe fremder Gedanken, denn du hast kein Wort des Tadels gefunden. Es ist mir oft gesagt worden, daß die akademische Bildung ein Hort für den Idealismus sei, oder wenn es mir nicht geradezu gesagt worden ist, dann habe ich es doch in Büchern gelesen. Das waren wohl alte Bücher, Hans, die für unsere Zeit keine Geltung besitzen, denn die Werte sind umgeprägt worden, sagst du. Ich sollte das eigentlich wissen, denn ich bin zweiundzwanzig Jahre alt geworden, aber wir Frauen hängen so merkwürdig zäh an dem Ueberlieferten. Nimm es mir nicht übel, daß ich das Neue häßlich finde, aber ich kann mir nicht helfen."

Mehr sprach sie nicht, und es lag in dem Ton ihrer Stimme auch der deutliche Wunsch, die Unterhaltung abzubrechen.

Im Grunde genommen war es Hans gar nicht unlieb, wenn das zwischen ihm und Agnes bestehende Verhältnis auf diese Weise in der Schwebe blieb.

Er hatte eigentlich die Absicht gehabt, volle Klarheit zu schaffen, und er hatte zu diesem Zwecke die Gelegenheit eines ungestörten Beisammenseins herbeigeführt, aber schließlich dünkte es ihn doch brutal und cynisch, in dürren Worten die Notwendigkeit einer Trennung darzulegen.

Viel besser war es, wenn Agnes selbst aus allgemeinen Betrachtungen ihre Schlüsse auf den bestimmten Fall zog, und mit ihrer eigenen Vernunft die Stimme des Herzens beschwichtigte.

Es ist unter Umständen so ungeheuer praktisch, eine

Angelegenheit versanden zu lassen, denn es weiß alsdann keiner, wer eigentlich die Schuld am Scheitern trägt, und schließlich wird alles dem lieben Zufall in die Schuhe geschoben.

Achtes Kapitel.

Edith hatte eine unruhige Nacht hinter sich.

Die Verhandlungen mit dem Rechtsbeistand und die Durchforschung des Ruhmannschen Gartenhauses waren wohl geeignet, ein lebhaftes Frauengemüt in Aufregung zu versetzen und den Schlaf mit wirren Träumen anzufüllen, aber als Edith am nächsten Morgen ihr Lager verließ, trugen ihre Züge nicht nur den Stempel der Erschöpfung, sondern sie waren auch von dem Ausdruck geheimer Sorge verdüstert.

In dieser seltsamen Stimmung nahm sie den Kaffee ein, ließ sich sodann von Josepha das Adreßbuch bringen und blätterte längere Zeit mit nervöser Hast, indem sie immer wieder auf einen bestimmten Buchstaben und auf eine bestimmte Stelle zurückkam.

Die alte Dienerin ging hin und her, räumte den Kaffeetisch ab und schielte bisweilen verstohlen in den dickleibigen Band; sie sah wohl, daß die Herrin sich mit dem Buchstaben „H" herumquälte, aber sie sagte nichts, sondern schüttelte nur den Kopf.

Endlich kam sie herein und meldete einen fremden Mann.

Edith fuhr ganz erschrocken empor und frug, wie der Unbekannte aussehe; ob er sehr groß sei und einen schwarzen Bart hätte. Als Josepha beides verwundert verneinte, befahl Edith, den Fremden hereinzuführen.

Es war John Stevens.

Der Pseudoengländer hatte sich in seinen besten Anzug geworfen und sein bestes Gesicht aufgesetzt; er machte

einen ungeheuer biederen Eindruck, sprach halblaut mit niedergeschlagenen Augen und bewegte sich in den Formen eines gut geschulten Mannes aus dienender Stellung.

Er habe, sagte er, durch das Bureau des Herrn Rechtsanwalts Doktor Marquardsen in Erfahrung gebracht, daß das gnädige Fräulein einen zuverlässigen Diener suche; er hoffe der geeignete Mann zu sein, komme mit einer Empfehlung und sei in der glücklichen Lage, den Dienst sofort antreten zu können.

Daß Doktor Marquardsen persönlich ihn hergesandt habe, sagte er nicht gerade mit dürren Worten, aber es lag in der ganzen Form seiner Rede, und Edith zweifelte auch keinen Augenblick daran, denn sie hatte ja mit keinem anderen über diese Angelegenheit gesprochen.

Der Name des jungen Anwalts elektrisierte sie förmlich; er war für sie offenbar eine Bürgschaft, die alle sonstigen Empfehlungen überflüssig machte. Sie fragte daher gar nicht nach den Zeugnissen und der Vergangenheit des Bewerbers, sondern nahm ihn sofort in ihren Dienst und befahl, daß er ungesäumt seine Sachen abholen solle.

Als Stevens mit einer tiefen Verbeugung gegangen war, nahm Josepha sich heraus, ihrer jungen Herrin einige Vorwürfe zu machen.

„Es ist ja ganz gut, wenn wir eine Mannsperson ins Haus bekommen," sagte sie, „denn ich habe mich schon längst gefürchtet, aber man nimmt doch nicht gleich den ersten besten, besonders wenn er ein so ekeliges Gesicht hat wie der da."

Sie kam indessen mit ihrer Menschenkenntnis schlecht an.

Edith entgegnete ziemlich heftig, daß jemand, der von Doktor Marquardsen empfohlen sei, durchaus nicht die Bezeichnung des „ersten besten" verdiene. Doktor Marquardsen sei der einzige Freund, den sie in Hamburg be-

sitze, er habe sich in allen Dingen zuverlässig und uneigennützig bewiesen, und er sei überhaupt ein sehr liebenswürdiger Mann.

Josepha erwiderte darauf, „daß sie nun schon Bescheid wisse. Die Toten würden schnell vergessen, besonders wenn sie alt gewesen seien, aber mit der lebendigen Jugend sei das etwas anderes. Eine Mannsperson hätten sie nun schon im Hause, die andere würde wohl bald nachfolgen.“

Die alte Dienerin stammte von drüben aus dem Ruhmannschen Hause. Sie konnte sich etwas herausnehmen, und Edith ließ ihr daher das letzte Wort.

Sie war überhaupt aus ihrer sorgenvollen Stimmung in eine elegische geraten, beschäftigte sich den ganzen Vormittag mit ihren Juwelen, stand häufig vor dem Spiegel und betrachtete wehmütig ein winziges Fältchen, das sich zwischen ihren dunklen Augenbrauen gebildet hatte. Sie schien erst wieder heiterer zu werden, als die inzwischen besänftigte Josepha gelegentlich bemerkte, daß man ihr die achtundzwanzig Jahre eigentlich gar nicht ansähe, und sie erwiderte nur, daß es in Wirklichkeit bloß siebenundzwanzigdreiviertel wären. —

Um die Mittagszeit trat John Stevens seinen neuen Dienst an. Er führte nichts weiter mit sich als ein ziemlich schweres Handköfferchen, in dem allerlei Gegenstände herumrappelten; er schien aber sehr besorgt zu sein um seine dürftige Habe, denn er duldete nicht, daß Josepha das Köfferchen in die Hand nahm, und zog sich während der ersten Stunde ausschließlich in das ihm zugewiesene Zimmer zurück.

Mit Hunden schien er sich nicht befreunden zu können.

Nero und John betrachteten einander mit mißtrauischen Blicken. Die gewaltige Dogge knurrte, so oft der neue Hausgenosse den schüchternen Versuch machte, sich ihr zu

nähern, und diese Abneigung war bei dem sonst so gutmütigen Tiere so auffällig, daß Josepha es sofort triumphierend ihrer Herrin hinterbrachte.

Edith schien kein Gewicht darauf zu legen. „Ich brauche den Hund eigentlich nicht mehr,“ sagte sie, „wir sind ja nun hinreichend bewacht. Wenn die beiden sich nicht vertragen können, werde ich das Tier verschenken. Doktor Marquardsen schien großen Gefallen daran zu haben.“ —

Am Nachmittag erhielt Stevens seinen ersten Auftrag.

Edith rief ihn in ihr Zimmer und zeigte ihm einen zerbrochenen Ring. Die Fassung war herausgefallen, und sie fragte den neuen Diener, ob er einen tüchtigen Juwelier wisse.

Stevens verneinte und bemerkte dabei, daß die Sache sehr einfach sei, und daß der erste beste Goldarbeiter damit fertig werden würde.

Darauf erwiderte Edith etwas scharf: „Der Ring ist ein sehr teures Andenken, und ich wünsche ihn nur zuverlässigen Händen zu übergeben. Ich habe da zufällig einen Namen nennen hören — warten Sie mal — richtig, Juwelier Humbert im Herrengraben. Zu diesem können Sie den Ring hinbringen.“

Es war da etwas Sonderbares.

Zuerst hatte Edith keine Adresse gewußt, und nun nannte sie plötzlich eine aus dem Gedächtnis. Und sie sprach den Namen mit einer auffälligen Hast und Verlegenheit aus.

John Stevens mußte das wohl auch bemerkt haben, denn er stutzte und blickte seine Herrin forschend an. „Das ist sehr weit,“ sagte er endlich zögernd.

„Einerlei, Sie können mit der Pferdebahn fahren. Und noch eines. Uebergeben Sie, wenn irgend möglich, den Ring an Herrn Humbert persönlich, es ist mir darum

zu thun, daß er in zuverlässige Hände kommt. Der Juwelier soll ein großer Mann mit schwarzem Vollbart sein, so ist er mir wenigstens geschildert worden, und an dieser Beschreibung werden Sie ihn leicht erkennen."

Stevens verbeugte sich und nahm den Ring in Empfang.

Das unschätzbare Kleinod, dessen Wert so auffällig betont wurde, befand sich nicht einmal in einem Etui oder in einer Papierhülle; es war so schlicht und unscheinbar, daß wohl nur irgend eine persönliche Beziehung ihm Bedeutung verleihen konnte, und John Stevens schien gegen Sentimentalitäten ziemlich unempfindlich zu sein.

Schon draußen vor der Thür schob er den kleinen Reif achtlos in die Westentasche, holte sich seinen Hut, machte noch im Vorbeigehen einen wiederum vergeblichen Versuch, mit dem knurrenden Nero Freundschaft zu schließen, und begab sich sodann auf den anbefohlenen Weg.

Als er aber sicher vor jeder Beobachtung sein durfte, veränderten sich plötzlich seine schlaffen Züge und nahmen einen gespannten Ausdruck an.

Zunächst unterzog er den Ring einer sorgfältigen Prüfung, betrachtete insbesondere seine Innenseite, kratzte sich hinter den Ohren und faßte endlich das Ergebnis seiner Forschung in einen kurzen deutschen Kernfluch zusammen.

„Ich hätte das Frauenzimmer für gescheiter gehalten," dachte er dabei; „daß es sich hier nur um einen Vorwand handelt, sieht doch ein neugeborenes Kind ein! Nicht mal 'ne Inschrift, und das soll ein Andenken sein — — Achtung, mein Junge, dahinter steckt was!"

Die Vorsicht, welche Stevens aus unbekannten Gründen sich selbst anempfahl, äußerte sich in der Folge auf eine recht eigentümliche Weise.

Als er im Herrengraben vor dem Humbertschen Geschäft angelangt war, betrat er keineswegs sogleich den Laden, sondern pflanzte sich vielmehr erst vor dem Schaufenster auf und betrachtete angelegentlich die ausgestellten Gegenstände; ein aufmerksamer Beobachter hätte wohl wahrgenommen, daß es sich dabei eigentlich darum handelte, einen Blick in das Innere des Ladens zu gewinnen.

Man konnte auch von außen erkennen, daß sich hinter dem Ladentisch ein rothaariges Mädchen zu schaffen machte, aber diese Wahrnehmung schien dem Manne da draußen nicht zu genügen. Er ging unschlüssig die Straße entlang, kehrte wieder um und betrat endlich einen kleinen Zigarrenladen, der dem Humbertschen Geschäft schräg gegenüber lag.

Bei dem Ankauf von einigen Zigaretten unterhielt er sich mit dem Inhaber über gleichgültige Dinge und fragte endlich ganz beiläufig, ob sich vielleicht irgendwo in der Nähe ein Juwelierladen befinde.

„Gerade gegenüber,“ sagte der Verkäufer.

Stevens trat unter die Thür, spielte den Kurzsichtigen und kniff die Augen zusammen. „Gegenüber —?“

„Ja, sehen Sie nicht das Schild: Max Humbert?“

„Richtig! Humbert — also der wohnt hier im Herrengraben — —?“

„Sie kennen ihn wohl?“

„Ja, wenn es der ist, den ich meine. Hat er nicht einen großen schwarzen Bart?“

Der blonde Zigarrenhändler lachte. „Na freilich, wir nennen ihn immer den Italiener; er ist wohl auch nicht von hier.“

Stevens zündete sich umständlich eine Zigarette an. „Da muß ich ihm doch mal guten Tag sagen; hoffentlich wird er zu Hause sein.“

Der Verkäufer zuckte die Schultern. „Zufällig weiß

ich das Gegenteil, man hält ja doch ein bißchen Nachbarschaft. Herr Humbert ist auf ein paar Tage verreist."

John Stevens schien das sehr zu bedauern. Er verließ den Zigarrenladen, schlenderte abermals die Straße hinunter, kehrte abermals um und schlüpfte dann plötzlich mit einer raschen Bewegung in das Humbertsche Geschäft.

Fräulein Gustchen, die Verkäuferin, stand hinter den Glaskästen und putzte an ein paar Ohrringen; sie schien sich ein bißchen zu langweilen und war sofort bereit, mit dem neuen Kunden einen kleinen Schwatz zu halten.

Stevens gab ihr den Ring, sagte, daß er im Auftrage des reichen Fräuleins Ruhmann auf Harvestehude komme, brachte mit einer scherzhaften Wendung die Ohrringe zu den wirklich niedlichen Ohren der Verkäuferin in Beziehung und hatte in fünf Minuten Fräulein Gustchen so weit, daß sie ihm ganz harmlos auf mehrere Fragen antwortete, die zu den Verhältnissen des Juweliers in Beziehung standen. Dann kniff der würdige Mann mit einer väterlichen Geste das keineswegs hübsche Mädchen in die Backen, ließ sich dafür einen sanften Klaps auf die Hand geben und schob grinsend ab.

Draußen machte er wieder ein sehr nachdenkliches Gesicht, genehmigte sich in einem Austernkeller eine Flasche Porter und kehrte sodann nach Harvestehude zurück.

Edith saß am Schreibtisch, als der neue Diener sich durch Josepha zum Rapport melden ließ. Es war wohl etwas ungewöhnlich, daß eine so einfache Besorgung eines besonderen Berichtes bedurfte, aber Stevens schien der Angelegenheit einige Bedeutung beizumessen.

Demgemäß setzte er auch seine Worte. Er schlug die Hacken zusammen, richtete sich straff auf und sagte: „Gnädiges Fräulein, ich habe alles nach besten Kräften ausgerichtet. Herr Max Humbert aber ist verreist und kommt erst morgen zurück; ich konnte ihm daher den Ring nicht

persönlich übergeben. Der Versuch, ihn in die Hände der jungen Frau zu legen — Herr Humbert ist nämlich seit einigen Jahren verheiratet — mißglückte ebenfalls, denn Frau Humbert kümmert sich nicht um das Geschäft oder darf sich vielmehr nicht darum bekümmern. Aber die Verkäuferin scheint eine zuverlässige Person zu sein. Uebrigens wollte ich noch gehorsamst bemerken, daß Herr Humbert wirklich derjenige ist, den gnädiges Fräulein meinten; er hat einen großen schwarzen Bart und ist seit etwa vier Jahren in Hamburg."

Das klang fast oder eigentlich ganz genau wie der Bericht eines Geheimpolizisten, und Edith machte auch ein etwas befremdetes Gesicht.

Sie schien erwidern zu wollen, daß sie nach allen diesen Dingen ja gar nicht gefragt hätte, aber dann besann sie sich wieder, preßte die Lippen zusammen und machte eine entlassende Handbewegung.

Darauf zog John Stevens sich mit dem erhebenden Bewußtsein zurück, daß er mit seiner Herrin auf dem Fuße gegenseitigen stummen Einverständnisses stehe, viel besser als mit diesem Ekel von Hund, der ihn abermals anknurrte und nach seiner liebkosenden Hand schnappte.

Inzwischen war es Abend geworden.

Das Gewitter, welches tags zuvor über dem Steinwärder heraufzog, war nicht zum Ausbruch gekommen. Es hatte sich in der schweren Luft verteilt und die Atmosphäre noch mehr mit Dünsten angefüllt.

Vielleicht kam das Unwetter diese Nacht.

Aber zwischen der achten und neunten Stunde spürte man in dem Leben der Straßen noch nichts von irgend einem Ausbruch der Natur; die Menschen hasteten wie sonst durcheinander, die Wagen rollten und die Läden mischten ihr Licht mit dem dunstigen Schein der Laternen.

Sie wurden in den größeren Straßen bis zehn Uhr

offen gehalten, erst um diese Zeit schloß man die Schaufenster, während die Kneipen sich zu füllen begannen.

Auch in dem Humbertschen Juwelierladen war es noch hell.

Maggi hatte der Verkäuferin Urlaub für ein Konzert gegeben und saß nun selbst mit einer Handarbeit hinter dem Verkaufstisch; die anstoßende Werkstatt war leer, denn die Gesellen entfernten sich schon um eine frühere Stunde.

Maggi arbeitete an einer für ihren Mann bestimmten Stickerei und hing dabei ihren Gedanken nach. Sie war nun vier Jahre verheiratet, und während dieser für eine junge Ehe immerhin langen Zeit hatte sich kaum ein einziges Ereignis begeben, das in gutem oder schlimmem Sinne als Abwechslung hätte gelten können.

Kinder, die Sorge und Freude ins Haus brachten, waren nicht vorhanden, das Geschäft ging ohne Aufregungen seinen stillen Gang, man kam nicht in großen Sprüngen, aber dafür desto sicherer vorwärts, und wenn das sich so weiter machte, dann war Frau Maggi in zehn Jahren eine behäbige Madame, die ihren Kaffeeklatsch abhielt so gut wie jede Kleinstädterin. Ein bißchen Aufregung hätte am Ende nicht schaden können; sie brauchte ja nicht gleich so schlimm zu kommen wie in den modernen Stücken auf dem Theater, aber das Leben macht es ja auch meistenteils sachter.

Maggi dachte an ihren Mann.

Wenn er da war, nahm das Geschäft ihn in Anspruch, und sie hatte eigentlich recht wenig von seiner Gegenwart; wenn er aber fehlte, dann wurde die Lücke sehr fühlbar, besonders um die Abendzeit, wenn es anfing, in den Winkeln zu dunkeln; so wie jetzt eben zum Beispiel.

Es war auch eine rechte Dummheit gewesen, daß sie

gerade heute, da sie allein war, das Ladenfräulein hatte ausgehen lassen; man hörte und las wieder einmal jeden Augenblick von Einbrüchen und Mordthaten und Gott weiß was für dummen Geschichten, und bei einem Juwelier kommt dergleichen natürlich besonders häufig vor. Am besten war es wohl, trotz der frühen Stunde die eisernen Rollläden herunterzulassen, die Thür zu verschließen und das Gas auszudrehen.

Maggi erhob sich und begann die Schaukästen mit wertvollerem Inhalt herauszunehmen und in den diebessicheren Tresor einzuschließen. Den Schlüssel dazu besaß sie ja in Abwesenheit ihres Mannes, denn wenn Humbert sie auch sonst nicht in das Geschäft ließ, so mußte er doch während seiner Reise der Frau die Vertretung überlassen.

Während Maggi so vor dem Schrank stand und die Fächer ordnete, fiel ihr wieder das kleine Fach ein, in dem sie gestern den wunderschönen Rubin entdeckte.

Das seltene und kostbare Stück hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, und sie war entschlossen, ihren Mann nach seiner Rückkehr darüber zu befragen. Er würde wahrscheinlich über das Herumstöbern seiner Frau schelten, aber Maggi hatte doch wahrhaftig das Recht, zu erfahren, ob dieser prachtvolle Edelstein wirklich dem Geschäft gehörte, oder ob es nur Kommissionsware war. Für einen Laden im Herrengraben, wo für gewöhnlich mehr Similifabrikate als echte Steine abgesetzt wurden, dünkte Maggi das letztere eigentlich nicht sehr wahrscheinlich. Jedenfalls wollte sie sich noch einmal an dem Leuchten des Edelsteines erfreuen; die rote Glut hatte etwas geradezu Fascinierendes, und bei künstlichem Licht mußten die geschliffenen Facetten noch köstlicher blitzen als gestern in dem verirrten Sonnenstrahl. Rubine sind ja Lichtsteine, sie gehören unter den Kronleuchter.

In eine Diamantenfassung — an ein Collier — —

Und nun wußte die junge Frau plötzlich, was ihr schon den ganzen Tag vorgeschwebt hatte. Da war ja eine Annonce in der „Hamburger Reform", durch die ein gewisses Fräulein Ruhmann einen seltenen Rubin für ihr Diamantencollier im Wert von hunderttausend Mark suchte, doch wahrscheinlich dieselbe Dame, mit der Doktor Marquardsen in Verbindung stand und die ihn wegen ihrer Juwelen um Rat fragen wollte.

Maggi lächelte, während sie das kleine Schubfach öffnete und die Schachtel herausnahm. Der gute Doktor litt doch an einer merkwürdigen Zerstreutheit. Da beriet er mit der reichen Erbin die Ergänzung eines kostbaren Schmuckes, duldete, daß ein höchst auffälliges Inserat in die Zeitung gesetzt wurde und vergaß dabei seine eigenen Hausgenossen, die doch gerade im Besitz des gesuchten Gegenstandes waren. Dieses glänzende Geschäft hätte er ihnen doch zuwenden können!

Inzwischen leuchtete es dunkelrot von dem weißen Grunde, Maggi hatte den Deckel des Etuis abgenommen und weidete sich an dem herrlichen Anblick des seltenen Kleinods.

Sie war als Tochter eines Juweliers unter Gold und Edelsteinen aufgewachsen, und zu dem natürlichen Wohlgefallen des Weibes an Glanz und Schmuck gesellte sich die vornehmere Freude des Kenners; aber das, was Maggi in diesem Augenblick fühlte, glich weder der einen noch der anderen Empfindung, sondern es war herzbeklemmender und bethörender Art.

Sie wünschte plötzlich lebhaft den Besitz des Steines.

Ihr Mann hätte sehr reich sein müssen, um dieses Begehren erfüllen zu können, und Maggis Sehnsucht hatte sich niemals an Reichtum geklammert, aber nun quoll es ihr plötzlich heiß im Herzen auf: Warum konnte sie

nicht ein einziges Mal im Golde wühlen, sie, deren Augen täglich die Fülle des Goldes sahen? Die junge Frau begann ein thörichtes Spiel mit dem gleißenden Juwel.

Unbekümmert darum, daß sie sich im Laden befand und jeden Augenblick gestört werden konnte, trat sie vor den großen Pfeilerspiegel und hielt den Rubin an ihre reichen blonden Haare; aber ihr kundiges Auge sah sofort, daß die Farben nicht zu einander stimmten. Nur ein tiefschwarzer oder ein blendendweißer Untergrund vermochte die feurigen Strahlen voll zur Geltung zu bringen. Sodann öffnete sie den obersten Knopf ihres hochschließenden Kleides, stellte einen Ausschnitt her und legte den Stein an ihren Hals.

Sie schauderte unwillkürlich unter der kalten schweren Berührung zusammen, aber sie sah auch zugleich, daß der Rubin sich an seiner richtigen Stelle befand; als Abschluß eines Diamantencolliers mußte er sich über einer Gesellschaftstoilette aus Sammet oder Seide geradezu prachtvoll ausnehmen!

Und dann schrie Maggi plötzlich leise auf.

Sie stand mit dem Rücken gegen die Thür und konnte den Eingang nur durch den Spiegel überblicken; ihre Augen hatten nur das eigene Bild umfaßt, und ihre übrigen Sinne waren auf einen Moment der Gegenwart entrückt gewesen. Nun sah sie plötzlich hinter sich einen dunklen Schatten und dann eine schwarze Gestalt, die erst undeutlich und dann immer deutlicher aus dem Rahmen des Glases emporwuchs.

Sie dachte in der ersten Sekunde an einen Ueberfall, in der zweiten an die kleine Unordnung ihrer Toilette, und sie umschloß hastig mit der einen Hand den Rubin, während sie mit der anderen ihr Kleid ordnete.

Dann wurde sie ruhiger, denn sie sah, daß eine Dame vor ihr stand.

Die Fremde mußte ganz geräuschlos hereingekommen sein. Sie hatte vermutlich die thörichte Spielerei mit dem Rubin angesehen, und dieser Gedanke trieb Maggi das Blut in die Wangen. Verwirrt und beschämt stand sie da, in ihrem Jugendreiz ein höchst anziehendes Bild gewährend.

Die schwarzgekleidete Dame betrachtete einen Moment prüfend das Antlitz der jungen Frau; dann schlug sie den Schleier zurück.

Es war Edith Ruhmann.

Sie nannte ihren Namen und redete Frau Humbert in gleicher Weise an, gerade als ob sie ganz genau wüßte, wen sie vor sich habe.

„Ich komme wegen eines Ringes, den mein Diener heute gebracht hat,“ sagte sie. „Kann er bis morgen fertig sein?“

Maggi entsann sich, daß Fräulein Gustchen davon gesprochen hatte. Die Ausführung der kleinen Arbeit war bis zum folgenden Tage zugesagt worden, es erschien mindestens auffällig, daß die Dame noch persönlich in später Abendstunde danach frug.

Maggi hatte das Gefühl, als ob es sich nur um einen Vorwand handelte, und das Unbehagen, welches schon neulich bei dem Anblick der schwarzen Dame über sie gekommen war, kehrte jetzt mit verdoppelter Macht zurück.

Sie bezwang sich indessen der vornehmen Kundin gegenüber, gab eine höfliche Auskunft und legte dabei den Rubin, der sich noch immer in ihrer festgeschlossenen Hand befand, in die Schachtel zurück.

Edith verfolgte jede ihrer Bewegungen mit aufmerksamen Blicken. „Ich habe Sie durch mein plötzliches Eintreten erschreckt, Frau Humbert,“ sagte sie dann mit sanfter Stimme. „Sie waren in eine Beschäftigung ver-

sunken, die uns Frauen stets anziehend und reizvoll erscheint, selbst wenn niemand zugegen ist, für den wir uns schmücken können. Wollen Sie mir nicht das schöne Stück zeigen, dem die kleine Spielerei galt? Ich liebe die Juwelen und glaube auch etwas davon zu verstehen."

Frau Maggi befand sich in einiger Verlegenheit. Das Geschäft war ja dazu vorhanden, um den Kunden seine Schätze zu zeigen, und diese feine, vornehme Dame, die eine Villa auf Harvestehude bewohnte, konnte doch unmöglich auf Diebstahl und Raub ausgehen.

Dennoch — in der vorgerückten Stunde, und so allein!

Der Stein repräsentierte ein kleines Vermögen, und Maggi wußte nicht einmal, ob ihr Mann über denselben verfügen könne, aber andererseits ließ sich vielleicht ein glänzendes Geschäft machen, wie es in diesem entlegenen Stadtteil nur selten vorkam.

Maggi ging um den Ladentisch herum und streifte dabei die Ausgangsthür; ihr Kleid blieb wie durch Zufall am Griff hängen, und während sie es loslöste, schob sie einen kleinen verborgenen Riegel vor.

Sie war nun mit der fremden Dame eingeschlossen und hörte bei der draußen herrschenden Stille das Klopfen ihres eigenen Herzens; es war das alles so sonderbar, so beklemmend, und sie wußte sich keine Rechenschaft über diesen Zustand zu geben.

Edith schien dem etwas auffälligen Gebaren der jungen Frau keine Beachtung zu schenken. Sie stand mitten im Laden und richtete gespannt ihre dunklen Augen auf das kleine Behältnis, welches den Rubin umschloß; ihre rechte schlaff niederhängende Hand krampfte sich dabei in das Kleid, und mit der Linken führte sie das Taschentuch an die Stirn.

Dann nahm Maggi den Edelstein aus der Schachtel und reichte ihn der Dame hinüber.

Sie hatte dabei das ganz bestimmte Gefühl einer unmittelbar bevorstehenden Katastrophe, ohne doch angeben zu können, ob diese in einem Verbrechen, einer Enthüllung oder sonst einem ungewöhnlichen Ereignis bestehen solle; aber in jenem seltsamen, nur durch Nervenreiz erklärlichen Moment machte sie sich auf alles mögliche gefaßt.

Und es begab sich auch wirklich etwas, wenn auch in ganz anderem Sinne, als die erregte Phantasie Maggis sich ausgemalt hatte.

Fräulein Ruhmann setzte sich plötzlich auf einen Stuhl und bat mit schwacher Stimme um ein Glas Wasser. Sie fügte ein paar undeutliche Worte hinzu von der schwülen Luft und einem Migräneanfall; dabei war ihr Gesicht so totenblaß, daß Maggi ernstlich das Herannahen einer Ohnmacht fürchtete und sich ratlos umblickte.

Es war ja auch ganz unmöglich, den Laden zu verlassen, um die gewünschte Erfrischung herbeizuholen; da blieb gar nichts anderes übrig, als die Dame in die Wohnung hinaufzuführen und dort nötigenfalls weitere Hilfe herbeizurufen.

Edith nahm den Vorschlag mit dankbarem Lächeln an. Sie war Zeuge, wie Frau Humbert den Rubin im Tresor verschloß und die Rollläden herunterließ. Dann wurde das Gas bis auf eine Nachtflamme ausgedreht, Maggi reichte ihrem Gast den Arm, und beide gingen durch die Werkstatt und von dort die Treppe hinauf.

Edith stützte sich sehr fest auf ihre Begleiterin, sagte indessen, daß sie sich bereits viel besser fühle und die Gastfreundschaft nicht lange in Anspruch nehmen werde; aber sie ließ sich dennoch in Maggis Stube auf einen Sessel nötigen und duldete, daß jene ihr ein Glas Zuckerwasser zurecht machte.

Während dessen blickte sie sich aufmerksam um, legte den dunklen Kopf gegen die Lehne und sagte: „Wie still

und friedlich ist es hier bei Ihnen; Sie haben wohl keine Kinder?"

„Nein," entgegnete Maggi leise.

„Fühlen Sie sich dabei glücklich?"

Die junge Frau lächelte ein wenig befangen. „Was will man denn machen, gnädiges Fräulein? Ich habe einen sehr guten Mann, das muß über alles andere hinweghelfen."

„Einen guten Mann," wiederholte Edith träumerisch. „Einen Mann, den Sie gewiß sehr lieben?"

„Aber gewiß!" sagte Maggi, befremdet über das Interesse, welches die Dame an ihren Familienverhältnissen zu nehmen schien.

Edith hatte den Kopf ein wenig zur Seite gewandt; dicht neben ihr stand ein kleiner Damenschreibtisch und auf diesem das Bild eines schönen Mannes mit schwarzem Vollbart.

„Das ist wohl Ihr Mann, Frau Humbert?"

Maggi trat, mit dem Glas in der Hand, neben das Bild, und ihr Gesicht nahm einen warmen, zärtlichen Ausdruck an. „Das ist mein Max, gnädiges Fräulein," sagte sie stolz. „Er ist augenblicklich verreist, aber morgen kommt er zurück."

„Und dann werden Sie ihm an den Hals fliegen!"

Mit einer plötzlichen zornigen, unerklärlichen Regung sagte Edith diese seltsamen Worte.

Maggi war einen Moment starr, und dann kam ihr ein unheimlicher Gedanke. War die Fremde am Ende gar irrsinnig?

Es lag etwas Flackerndes in den schwarzen Augen, das zur Vorsicht mahnte. Aber schließlich — drüben in der Küche rumorte das stämmige Dienstmädchen und warf die Töpfe durcheinander. Es bedurfte nur eines Rufes, eines Druckes auf die Klingel, dann waren zwei kraft-

volle Frauen gegen diese schlanke, ätherische Gestalt, die so müde und gebrochen im Sessel lehnte.

Und im Gefühl dieser Sicherheit empfand Maggi plötzlich ein tiefes Mitleid.

Sie legte ihren Arm auf die Lehne des Sessels, beugte sich über Edith und sagte freundlich: „Sie sind nervös erregt, Fräulein Ruhmann; trinken Sie einen Schluck, das wird Ihnen gut thun."

Edith gehorchte wie ein Kind. Und dann wechselte plötzlich ihre Stimmung.

Sie ließ einen Moment ihren Kopf an Maggis Brust ruhen, dann richtete sie sich auf und strich liebkosend mit der Hand über die prächtigen blonden Haare der jungen Frau.

„Wie gut Sie sind — und wie schön! Wollen Sie mir nicht Ihren Namen nennen?"

Maggi nannte ihn und fügte hinzu: „Ich heiße eigentlich Magdalena, aber das ist meinem Manne zu lang. Er liebt die kurzen Frauennamen — nicht über zwei Silben. Es klingt zärtlicher, meint er."

Edith senkte den Kopf. „Ich heiße Edith. Eigentlich Editha, aber die Liebe hat mir auch die letzte Silbe genommen, gerade wie bei Ihnen."

Eine schwere Thräne löste sich aus ihren Augen und fiel auf Maggis Hand. Dann erhob sie sich langsam und zog den Schleier herunter.

„Ich glaube, wir könnten uns befreunden, liebe Frau Maggi. Ich bin so einsam. Leben Sie wohl und haben Sie Dank."

Sie küßte unter dem Schleier Maggi auf die Wange, und es war ein seltsamer Kuß, denn die junge Frau glaubte zu fühlen, daß die Zähne der Dame durch das Gewebe hindurch ihre Haut berührten. Aber sie konnte sich auch täuschen.

Sie rief das Mädchen und befahl ihm, die Dame hinunterzubegleiten und für eine Droschke zu sorgen.

Dann ging sie in ihr Schlafzimmer und wusch sich Gesicht und Hände. Die beiden Stellen, wo sie geküßt worden und wo eine Thräne hingefallen war, brannten so seltsam.

Neuntes Kapitel.

Es war während der Nacht wirklich ein Unwetter ausgebrochen, und wenn sich auch die Hamburger ebensogut wie alle übrigen Großstädter ziemlich gleichgültig gegen derartige Naturereignisse verhalten, so mochte es doch wohl hie und da eine gestörte Nachtruhe gegeben haben.

Wenigstens war es Doktor Marquardsen so vorgekommen, als ob in der Wohnung des Juweliers nicht alles so ruhig wie sonst geblieben sei, und als er am Morgen, diesmal die Vordertreppe benutzend, aufs Bureau ging, frug er Maggi, die ihm dabei begegnete, ob sie denn wirklich bei einem Gewitter aufstünde.

„Wenn mein Mann da ist, nicht," erwiderte sie unbefangen, „aber diese Nacht habe ich mich mit meinen gesamten weiblichen Hilfstruppen umgeben und mich dennoch gefürchtet."

Als Hans darauf die junge Frau etwas fragend anblickte, fuhr sie fort: „Man ist mitunter wie ein Kind. Das bißchen Donner und Blitz hätte mir ja nichts ausgemacht, aber ich hatte gestern abend einen unheimlichen Besuch. Fräulein Ruhmann war da."

Die flüchtige Unterhaltung fand an der Korridorschwelle, gewissermaßen zwischen Thür und Angel statt, aber nun legte der Anwalt seine Aktenmappe auf ein Tischchen und wandte sich lebhaft um.

„Fräulein Ruhmann?! Wohl wegen des Colliers?"

„Ich weiß es nicht," sagte Maggi. „Es kann ja möglich sein, aber ich hatte das Gefühl, als ob sie spionieren wollte."

„Aber Frau Humbert! Ich bitte Sie um alles in der Welt — —!"

„Nun ja, Sie nehmen natürlich die schöne Klientin in Schutz. Ich kann ihr ja auch nichts nachsagen — Gott bewahre! Aber die Dame ist mir unheimlich, da hilft alles nichts."

„Was hat sich denn eigentlich zugetragen?"

Maggi erzählte in wenigen Worten die Begebenheiten des gestrigen Abends, und während sie so im Lichte des Morgens jede Einzelheit im Zusammenhang noch einmal erwog, kam das nüchterne Hamburger Kind bei ihr zum Durchbruch.

„Ja, das klingt heute ganz anders," meinte sie zuletzt selbst. „Vielleicht ist meine Thorheit daran schuld, daß ein sehr gutes Geschäft nicht zu stande kommt. Die Dame sah nämlich zufällig den großen Rubin — Sie wissen ja — und sie schien sich sehr dafür zu interessieren."

„Das hat nichts zu sagen," tröstete Hans. „Ich komme so wie so in diesen Tagen nach Harvestehude hinaus —"

„Natürlich," warf Maggi etwas anzüglich dazwischen.

„Denn ich habe mit Fräulein Ruhmann mancherlei Geschäftliches zu verhandeln," setzte er verlegen hinzu. „Und bei dieser Gelegenheit könnte ich auch den Ankauf des Rubins vermitteln."

„Wenn Sie das wollen, Herr Doktor! Im voraus vielen Dank."

Maggi ging in ihre Küche zurück. Sie war doch schließlich die Frau eines Geschäftsmannes und mußte ihren Max unterstützen; wozu hatte er denn sonst ein solches Wertstück liegen? Dann lachte sie leise vor sich hin.

„Wie er verlegen wurde, der gute Doktor, als er von seinen Beziehungen zu der Dame sprach! O, wir Frauen sind nicht so dumm, wir wissen ganz genau, wo das hinaus will! Aber wenn sie auch noch so reich und so schön ist, ich gönnte ihm doch eine andere.“ —

Hans fand auf seinem Bureau einen Expreßbrief von Edith vor.

In wenigen flüchtigen Zeilen, die offenbar mit unsicherer Hand geschrieben waren, wurde der junge Anwalt gebeten, sofort nach Harvestehude hinauszukommen.

Er erschrak und fühlte an dem plötzlichen Klopfen seines Herzens, wie groß das persönliche Interesse an seinem schönen Schützling geworden war; wenn jeder dringende Brief eines Klienten dieselbe Wirkung hatte, dann stand es schlimm um die ganze Praxis.

War denn da draußen irgend etwas passiert?

Der Bureauvorsteher Schmidt machte ebenfalls ein etwas bestürztes Gesicht, als sein Chef ihm hastig mitteilte, daß er sofort nach Harvestehude hinaus müsse; er dachte mit einiger Beklemmung an seine eigenmächtige Vermittelung der Dienerstelle, und es dünkte ihn gar nicht unwahrscheinlich, daß John Stevens irgend eine Dummheit gemacht haben könnte.

Fähig war der Mensch schon dazu, denn eine ganz reinliche Vergangenheit hatte er keinenfalls. —

Die Taxameterdroschke, mit der Marquardsen hinausfuhr, schien mit einer Schnecke bespannt zu sein, so langsam rückte sie vorwärts; einmal hielt der Kutscher sogar an und wickelte sich in eine Decke, denn es begann zu regnen.

Endlich waren sie angelangt.

Die Villa lag ganz da wie sonst, still und abgeschieden. Gott sei Dank, abgebrannt oder beraubt schien sie wenigstens nicht zu sein. Am Eingang stand Nero,

wedelte gravitätisch mit dem Schweif und schob seine mächtige Schnauze zutraulich in die Hand des Besuchs.

„Ist alles wohl, Nero?" frug Hans, und der Hund riß gähnend den Rachen auf, er sehnte sich offenbar nach Veränderung.

Die Veränderung aber war da; nur anders, als Hans es sich vorgestellt hatte.

Auf dem Korridor trieb sich ein fremder Mensch herum, dessen Gesicht dem Juristen wegen eines gewissen konfiszierten Ausdrucks durchaus mißfiel; Josepha kam mit einer bestürzten Miene zum Vorschein und gab auf Marquardsens dringende Frage ausweichende Auskunft.

„Sie wisse nicht, was los sei, aber das gnädige Fräulein erwarte den Herrn Doktor sehnlichst. Das gnädige Fräulein sei gestern abend ziemlich spät aus der Stadt gekommen und in großer Aufregung gewesen; dann sei die Nacht das Gewitter ausgebrochen, und sie hätten alle kein Auge zugethan.

Die Folgen dieser Unruhe lagen auf Ediths schönen Zügen deutlich ausgeprägt, aber es giebt besonders sensitiv angelegte Personen, deren Anziehungskraft durch den Ausdruck des Leidens wächst, und Edith gehörte offenbar zu diesen Naturen.

Man hätte sich keinen größeren Gegensatz denken können als die blühende, kraftvolle Erscheinung Maggis neben diesem blassen, dunkelhaarigen Weibe, und Hans wußte nicht wie ihm geschah, aber als er bei seiner Begrüßung die beiden Frauen in Gedanken nebeneinander stellte, da suchte er unwillkürlich nach einem dritten verbindenden Gliede, ohne doch zu wissen, wo er es hätte finden sollen.

Edith blieb auf dem Sofa liegen, reichte dem Anwalt ihre kleine fieberheiße Hand und zog ihn mit einer sanften, unmerklichen Bewegung neben sich in einen Sessel.

„Wie lieb von Ihnen, daß Sie so rasch gekommen sind!“ sagte sie leise. „Ich fühle mich einsam und verlassen, aber nun ist es schon besser. Die Nähe eines wirklichen Freundes thut wohl.“

Er küßte mit Wärme die feine Hand und sah einen Moment darauf nieder. Sie hatte sicherlich niemals einen Ring getragen, die Haut der schlanken Finger war vollkommen glatt und weich, aber dennoch spürte der Mann die unwillkürliche Empfindung, als gehöre an diese Stelle ein goldener Reif, als sei er nur durch einen Zufall oder eine Laune entfernt worden.

„Ich danke Ihnen für dieses Wort,“ sagte er aufrichtig. „Wenn Sie eines Freundes bedürfen —“

„Eines Freundes, in dessen treue Hände ich meine ganze Existenz lege,“ entgegnete Edith langsam.

Sie lehnte den Kopf zurück, schloß die Augen und fuhr fort: „Ich hatte gehofft, nach bewegten Tagen hier Ruhe zu finden, aber es soll nicht sein. Ich muß wieder fort.“

Das kam so plötzlich und unvermutet, daß Hans sich erschrocken aufrichtete und durch den Ton der Stimme seine ganze Aufregung verriet.

„Edith,“ sagte er, „nehmen Sie das Wort zurück!“

Sie öffnete halb die Augen und sah ihn durch die langen schwarzen Wimpern prüfend an.

„Warum, lieber Freund? Meine Person ist so unendlich nebensächlich bei allen Verhandlungen, die Sie in meinem Namen führen werden. Die erforderlichen Papiere befinden sich bereits in Ihren Händen, eine Vollmacht ist bald ausgestellt; Edith Ruhmann ist nichts als ein Schatten, den Sie ebenso rasch vergessen werden wie jeden anderen Klienten, der jemals Ihre Hilfe in Anspruch nahm.“

Hans erhob sich mit einer unmutigen Bewegung.

„In geschäftlicher Beziehung haben Sie freilich recht,“ sagte er bitter. „Wenn Sie die Güte haben wollen, die Vollmacht sofort auszustellen, dann können wir in wenig Minuten miteinander fertig sein. Ich werde alsdann Ihre Rechte wahrnehmen, als ob es sich um meine eigenen Angelegenheiten handle.“

Auch Edith hatte sich erhoben.

Sie ging an den Schreibtisch, legte einen Bogen Papier zurecht und tauchte die Feder ein. Dann blickte sie sich hilflos um.

„Ich bin so unerfahren in solchen Sachen, Herr Doktor. Bitte, diktieren Sie mir, was ich schreiben soll.“

Hans trat hinter den Stuhl, auf dem sie Platz genommen hatte, und beugte sich über sie. Der Duft ihrer schönen Haare wehte ihm über das Gesicht; er geriet in Verwirrung. Sie war ihm noch niemals körperlich so nahe gewesen, und er zögerte. Als sie dann erwartungsvoll zu ihm aufsah, waren ihre Augen dicht vor den seinigen — so dicht, daß er in ihrer Tiefe einen feuchten Schimmer zu entdecken glaubte.

„Warum wollen Sie mich verlassen, Edith?“ frug er noch einmal mit weicher Stimme.

Sie brach plötzlich in Thränen aus und weinte so heftig, daß er, ganz erschrocken und verwirrt, kaum wußte, was er that. Er legte den Arm um ihre feinen Schultern und zog sie an sich; ihr Kopf ruhte an seiner Brust, und dann küßte er sie plötzlich auf die Lippen, deren leidenschaftliche Glut wie Feuer durch seine Glieder rann.

So hielten sie sich einen Moment umschlungen, ohne ein Wort zu reden, aber ihre Herzen ruhten aneinander, und dann stammelte Hans ein zärtliches, liebkosendes Wort.

„Hast du mich lieb?“ frug Edith atemlos.

„Ueber alles!“

Sie löste sich aus seinen Armen und warf einen flüchtigen Blick durch das Fenster nach dem Ruhmannschen Garten hinüber.

„Wirklich lieb — und nicht bloß deswegen — —? Nein, nein, gieb mir keine Antwort, die Frage war häßlich, aber man wird so mißtrauisch. Also wirklich lieb um meiner selbst willen!"

Sie dachte einen Augenblick nach und lachte dann plötzlich in dem schnellen Wechsel ihrer beweglichen Natur leise auf.

„Wie das so rasch gekommen ist! Und ich weiß nicht einmal, wie ich dich nennen soll."

Es war richtig, sie kannte seinen Vornamen noch nicht, und als er ihn nannte, sprach sie ihn ein paarmal prüfend nach.

„Eigentlich hätten deine Eltern dir einen hübscheren geben können; mir gefällt er nämlich gar nicht. Aber einerlei, dann taufe ich dich um — später, wenn wir uns besser kennen."

„Und nun denkst du nicht mehr ans Fortgehen, Edith?" frug er zärtlich.

Da wechselte ihr Benehmen wiederum mit blitzartiger Schnelligkeit.

Sie hatte sich vorhin ganz hingebend an ihn geschmiegt und trat nun plötzlich einige Schritte zurück; ihr Gesicht nahm einen aus Angst und Sorge gemischten Ausdruck an, die vorhin so schnell versiegten Thränen kamen zurück, und sie sagte leise mit furchtsamer Stimme: „Liebster, glaubst du wirklich, daß ich bloß in einer kindischen Laune davon gespochen habe, Hamburg verlassen zu müssen? Wenn du alles wüßtest —"

„Aber Edith, ich muß doch jetzt alles erfahren, was dich angeht!" entgegnete er verwirrt.

„Natürlich," erwiderte sie nachdenklich, „alles. Ich

kann mir das noch gar nicht vorstellen, es ist zu plötzlich über mich gekommen. Aber du hast recht. Darf ich es dir schreiben?"

Seine Verwirrung wuchs immer mehr.

„Was willst du mir schreiben, Edith? Was giebt es zwischen uns beiden, das du mir nicht von Mund zu Mund mitteilen könntest?"

„Etwas," entgegnete sie bestimmt. „Ich ließe es am liebsten ganz ruhen, aber es würde doch eine Stunde eintreten, die alles an den Tag bringt, und dann könntest du mir Vorwürfe darüber machen. Nicht über die Thatsache, Hans, aber daß ich es dir nicht mitgeteilt habe. Das kannst du nicht begreifen, was?"

„Nein, Edith."

„Wir haben uns vielleicht übereilt," fuhr sie mit einem sonderbaren Lächeln fort. „Du hättest meine Vergangenheit — denn darum handelt es sich — früher kennen sollen. Aber das kam ja alles so plötzlich, daß ich keine Zeit dazu fand. Und nun muß ich es dir schreiben."

Dabei blieb sie, ungeachtet seiner Gegenvorstellungen.

„Du sollst bis dahin ganz freie Hand haben," sagte sie mit einer fast wilden Energie. „Der Kuß, den wir uns gaben, soll vergessen sein; es werden so viele Küsse gegeben und wieder vergessen. Wenn du alles erfahren hast, soll dir die Wahl bleiben, ob du zu mir kommen oder ob du mich meiden willst. Geh heute nachmittag auf dein Bureau, dort wirst du meinen Brief vorfinden. Und jetzt laß mich allein, ich bitte dich, ich flehe dich darum an!"

„Schick mir den Brief wenigstens in meine Wohnung," bat er; „ich bin auf dem Bureau nicht ungestört."

„Nein, nicht in deine Wohnung," entgegnete sie. „Frage mich nicht nach dem Grunde, es hängt alles miteinander zusammen."

Mit diesem Bescheid mußte er sich entfernen. Sie trieb ihn förmlich fort und gestattete nicht einmal, daß er sie zum Abschied noch einmal an sich zog.

Es war die seltsamste Verlobung, die man sich denken konnte, und Hans zweifelte ernstlich daran, ob sie sich denn überhaupt miteinander versprochen hatten.

Es fehlte da etwas Wesentliches: das Vertrauen!

— — — — — — — — — — — —

Als der junge Rechtsanwalt nachmittags sein Bureau betrat, fand er einen Brief auf dem Schreibtisch vor.

Er hatte nur einmal Ediths Handschrift gesehen, aber er war sofort davon überzeugt, daß diese feinen krausen Schriftzüge nur von ihr herstammen konnten, und er zögerte einen Moment, den Umschlag zu lösen.

Dann schob er den Riegel vor die Thür, setzte sich langsam in seinen Lehnstuhl und griff nach dem Falzbein.

Der Brief war von Edith und lautete folgendermaßen:

„Lieber Freund!

Laß mich die kühlere Anrede wählen, denn wenn mein Herz auch ungestüm klopft, so bedarf ich doch in dieser Stunde meiner vollen Ueberlegung, um in verständiger und verständlicher Weise auseinander zu setzen, was nun einmal gesagt sein muß. — Unsere gegenseitige Neigung ist in überraschend schneller Zeit emporgewachsen, und wir haben daher noch keine Gelegenheit gefunden, in vertraulicher Weise miteinander zu verkehren; sonst würdest Du sehr bald und ohne ein einziges Wort meinerseits die Wahrheit erraten haben, denn in gewissen Dingen sind die Männer entweder feinfühlender als wir, oder wir sind weniger als der Mann im stande, das größte Ereignis unseres Lebens zu verbergen.

Ich habe bereits einem anderen angehört.

Vielleicht trifft dieser Ausdruck nicht ganz den richtigen Sinn, sondern er besagt entweder zu viel oder zu wenig;

ich will daher deutlicher sein und Dir sagen, daß ich bereits einmal verheiratet gewesen bin.

Du hast vielleicht aus dem Eingang meines Schreibens etwas Schlimmeres erwartet und atmest jetzt erleichtert auf; denn was der Tod gelöst hat, das soll begraben sein, und eine kinderlose Witwe kann in der Blüte ihrer Jahre einem Mann noch immer hinreichend begehrenswert erscheinen, um ihn vergessen zu lassen, daß er einen Vorgänger gehabt hat.

Ich aber, lieber Freund, bin in einer anderen Lage — vielleicht in der schlimmsten, die unter unseren gesellschaftlichen Verhältnissen ein Weib treffen kann. Ich bin weder Mädchen noch Frau, noch Witwe; ich bin geschieden, und mein erster Mann lebt. Und nun ist mit einem einzigen Wort das Bekenntnis heraus, welches mir so schwer wurde, daß ich es nicht an die Spitze dieses Schreibens setzen konnte, sondern vorzog, Dich in quälender Weise Schritt für Schritt darauf vorzubereiten.

Es ist eine jener seltsamen Verkettungen, die sich im Leben nicht selten zusammenfügen, daß der Mann, dem ich bis vor fünf Jahren angehörte, in Deiner und meiner unmittelbaren Nähe lebt und daß er eine zweite Ehe geschlossen hat.

Du kennst ihn und wohnst mit ihm unter demselben Dach.

Max Humbert — ich schreibe diesen Namen nicht ohne Grausen — heiratete mich, als ich noch ein sehr junges Mädchen war. Ich stand allein in der Welt und sehnte mich nach einer Stütze; es wurde mir ein behagliches Heim angeboten, und ich will offen bekennen, daß die körperlichen Vorzüge meines Bewerbers einigen Eindruck auf mich machten; so reichte ich ihm meine Hand, wohl nicht aus aufrichtiger Liebe, aber doch mit einem Gefühl der Zärtlichkeit, das mich auf glückliche Tage hoffen ließ.

Ob ich glücklich gewesen bin?

Ach, lieber Freund, es ist so unendlich schwer, hinterdrein das richtige Wort für ein gewaltsam gelöstes Verhältnis zu finden, ohne sich selbst zu belügen oder gegen andere ein Unrecht zu begehen. Ich möchte keines von beiden.

Wir haben einander die Treue im gesetzlichen Sinne gewahrt; der Grund unserer Scheidung hat nicht mit nackten, brutalen Worten im Gesetze gestanden; eine Ehe, aus der keine Kinder entsprossen sind, läßt sich ja so leicht und glatt scheiden, man geht eben auseinander, weil das gegenseitige Verständnis fehlt, weil man sich in irgend einem wesentlichen oder unwesentlichen Punkte getäuscht sieht, vielleicht nur deshalb, weil die Scheidung eine Krankheit unserer Zeit geworden ist.

Man hat keine Geduld und kein Tragen und kein Verzeihen.

Die Richter sagten eines Tages, daß unsere Ehe getrennt wäre; sie sprachen es in einer nackten, trockenen Formel aus und gaben keine Gründe dafür an. Ob sie irgend welche Gründe in die Akten geschrieben haben, weiß ich nicht, denn es ist uns niemals der geringste Fetzen Papier darüber in die Hände gekommen.

Ich denke, die Akten sind verbrannt, und das bleibt noch das Beste bei der Sache, denn es ist mir ein fürchterlicher Gedanke, daß später einmal fremde Menschen in meinen Privatverhältnissen herumstöbern sollten.

Genug, wir waren geschieden und gingen auseinander. —

Ich nahm meinen Mädchennamen wieder an, wie er in meinem Geburtsschein verzeichnet stand, und ging hinaus in die weite Welt; mein einziges Streben war darauf gerichtet, einen Schleier über meine Vergangenheit zu breiten, und ich glaube bestimmt, daß es mir bis auf

den heutigen Tag gelungen ist, das Geheimnis zu bewahren.

Alfred Ruhmann wenigstens hat es niemals erfahren. Als ich nach mancherlei Irrfahrten in sein Haus kam, galt ich für alle als ein junges unverheiratetes Mädchen, und Du selbst, teurer Freund, wirst aus den in Deinen Händen befindlichen Urkunden ersehen haben, daß ich durch die Adoption aus einer Edith Wagner in eine Edith Ruhmann umgewandelt worden bin.

Gerade dieser letztere Umstand gab mir die Gewißheit, daß die Vergangenheit für immer begraben sei, und als ich nach dem Tode meines Adoptivvaters auf deutschen Boden zurückkehrte, fühlte ich mich so vollkommen befreit von den alten Fesseln, daß mein Herz einer neuen Hoffnung und einem neuen Leben entgegenging.

Du weißt, Liebster, was ich mit diesen Worten ausdrücken will, und Du wirst mein Erschrecken begreifen, als ich gerade aus Deinem Munde jenen Namen hörte, den ich für immer vergessen und aus meinem Leben hinweglöschen wollte.

Ich hoffte anfangs, daß ein zufälliger Gleichlaut das Rätsel in befriedigender Weise lösen werde, aber als ich mich dann unter einem gleichgültigen Vorwand in das Haus meines früheren Mannes einschlich, als ich die Räume betrat, in denen er wohnte, mit der Frau redete, die er an meine Stelle gesetzt hat, als ich sein Bild auf ihrem Schreibtisch stehen sah, wie es auf dem meinigen gestanden hatte, da wußte ich, daß keine Täuschung vorlag, und daß ich dieselbe Luft mit demjenigen atmete, den ich gerade an das Ende der Welt oder anderswo hingewünscht hätte.

Wenn Du auch als Mann nicht im stande bist, die Gefühle einer geschiedenen Frau ganz zu ermessen, so wirst Du doch begreifen, daß ich Hamburg verlassen muß.

Es wäre mir gestern noch leicht gefallen, meinen Vorsatz auszuführen, denn mich fesselte nichts an diesen Platz als eine armselige Scholle Land. Heute ist mein Herz nicht mehr frei, und wenn ich dennoch scheiden muß, so geschieht es ohne Hoffnung und mit tiefer Trauer.

Mein Schicksal liegt in Deinen Händen; ich warte Deine Entscheidung ab. Edith."

Die Sonne stand bereits hinter der Hofmauer, aber Hans Marquardsen saß noch immer an seinem Schreibtisch und glättete den Brief, dessen Entzifferung ihm einige Mühe verursacht hatte.

Denn die Schriftzüge liefen kraus und wirr durcheinander, die Schreiberin mußte sich offenbar in einer sehr großen Aufregung befunden haben.

Der Rechtsanwalt konnte diese nicht ganz begreifen.

Seine persönlichen Anschauungen über die Lösung einer Ehe waren durch das Leben und die Beschäftigung mit juristischen Dingen durchaus moderner Natur geworden; er legte weit mehr Gewicht auf die Ursache der Trennung, als auf die Thatsache der Scheidung selbst; war jene nur einigermaßen reinlich, dann erschien ihm diese als ein Gebot der Vernunft und unter Umständen sogar als eine Forderung der Sittlichkeit.

Edith war zwar in einer sonderbar unklaren Weise über den eigentlichen Ehescheidungsgrund hinweggegangen, aber mit dem Worte von der „gegenseitig gewahrten Treue" hatte sie zum mindesten die schlimmsten und häßlichsten Dinge ausgeschlossen, und Hans glaubte ihr darin ohne weiteres.

Er fühlte, daß er unter dieser Voraussetzung im stande war, einer geschiedenen Frau die Hand zum neuen Bunde zu reichen; solche Ehen kamen in der besten Gesellschaft gar nicht selten vor, und über ihren peinlichen Beigeschmack halfen Zeit und Gewöhnung hinweg.

Edith konnte freilich nicht wissen, daß Hans dieser freien und vorurteilslosen Anschauung huldigte, aber sie hatte ihn doch bereits hinreichend kennen gelernt, um sie als wahrscheinlich vorauszusetzen; ihre Erregung stammte also jedenfalls mehr aus einer subjektiven, als aus einer rein sachlichen Erwägung, wie das denn bei Frauen gewöhnlich der Fall ist.

Natürlich, eine Frau wird durch die Scheidung ganz anders betroffen und belastet als der Mann! Hans las Ediths Brief noch einmal mit mehr Ruhe durch, und nun bemächtigte sich seiner eine Empfindung höchst eigentümlicher und peinlicher Art.

Nicht die Thatsache der Scheidung war von Edith in den Vordergrund gestellt worden, sondern die seltsame Verkettung des Schicksals, das die geschiedenen Eheleute an einen und denselben Ort zusammengeführt hatte.

Das konnte allenfalls begreiflich erscheinen, wenn es sich um eine kleine Stadt handelte, wo die Menschen einander täglich begegnen, wo sie die Augen schließen müssen, um einer den anderen geflissentlich zu übersehen. Aber Hamburg mit seiner halben Million zählte doch wahrhaftig nicht zu solchen Nestern, und außerdem war der gesellschaftliche Abstand zwischen dem Juwelier im Herrengraben und der reichen Erbin auf Harvestehude so groß, daß eine gesellschaftliche Begegnung fast ausgeschlossen erschien.

Zumal, wenn Edith durch eine zweite Heirat in ganz neue Kreise eintrat.

„Sie fürchtet sich vor ihm," sagte Hans leise.

Aber die Furcht hatte einen eigentümlichen Ausdruck gefunden; Edith war sozusagen in die Höhle des Löwen gegangen.

Sie hatte vielleicht vorher in Erfahrung gebracht, daß Humbert sich auf einer Reise befand; aber auch unter dieser

Voraussetzung erschien ihre Handlungsweise in einem sehr eigentümlichen Lichte, denn wenn sie vor ihrem geschiedenen Manne sogar aus Hamburg flüchten wollte, dann war es doch geradezu widersinnig, sich mutwillig der Gefahr einer Begegnung auszusetzen. So handelt höchstens ein Mensch, der unter einem dämonischen Zwange steht.

Und nun las Hans Marquardsen zum drittenmal jene Stelle des Briefes, wo es hieß:

„Als ich mit der Frau redete, die er an meine Stelle gesetzt hat, als ich sein Bild auf ihrem Schreibtisch stehen sah, wie es auf dem meinigen gestanden hatte ...“

War es denn möglich, daß sie vielleicht noch heute den Mann liebte, dessen Schönheit vor Jahren ihr unerfahrenes Herz gefangen genommen hatte?

Es war sonderbar, daß Hans bei diesem vielleicht sehr thörichten und unbegründeten Verdacht keine heiße Regung der Eifersucht, sondern nur eine Art psychologischer Spannung empfand. Er mochte sich das selbst nicht gestehen, aber es war dennoch nicht anders; die kühle und nüchterne Luft der Handelsstadt blieb nicht ohne Einfluß auf das Denken derer, die sie täglich einzuatmen gezwungen sind.

Heiraten sind Verstandessache; was hat der Verstand mit dem Herzen zu thun? —

Alle dachten sie freilich nicht so, zum Beispiel die junge blonde Frau im Herrengraben, die mit so zärtlicher Liebe an ihrem Manne hing, hatte eine ganz andere Anschauungsweise.

Wie war es nur möglich, daß Maggi, die mit ihren kleinbürgerlichen, ein wenig veralteten Anschauungen an eine ungeteilte Liebe glaubte, daß diese mädchenhafte Frau einem geschiedenen Manne die Hand reichen konnte?

Oder wußte sie es am Ende gar nicht, daß sie schon eine Vorgängerin gehabt hatte?

Der junge Rechtsanwalt war so sehr in juristischen

Dingen aufgewachsen, daß ihm diese Vermutung anfangs thöricht und unwahrscheinlich vorkam; aber je mehr er sich in die Möglichkeit vertiefte, desto näher trat sie an ihn heran.

Die Gesetze fordern zwar, daß bei einer Eheschließung die Vergangenheit aufgedeckt wird, aber sie bestrafen eine Unwahrheit oder ein Verschweigen nur gelinde, solange damit kein Verbrechen verbunden ist. Der geschiedene Mann und die geschiedene Frau, sie sind beide Herr ihres Willens und ihrer Hand, und wenn Humbert wirklich aus Rücksicht auf das Glück seiner Frau unter der Maske eines Junggesellen eine zweite Ehe geschlossen hatte, dann war er dafür im Grunde genommen nur Maggi verantwortlich, während die kleine Uebertretung als verjährt gelten konnte. Edith hatte ja auch den brasilianischen Behörden gegenüber ihre Vergangenheit verschwiegen, und die Versuchung hierzu war um so größer gewesen, als sie sich nicht einmal im Besitz des Ehescheidungsurteils — —

War da irgend etwas auf die Erde gefallen, oder hatte sonst ein Geräusch die Stille unterbrochen? Nein, es surrte nur eine einsame, müde Fliege in dem dumpfen Raum, aber Hans Marquardsen war plötzlich vom Stuhl aufgesprungen und starrte mit dem Ausdruck des Schreckens vor sich hin. Eine dunkle Röte stieg langsam in seine Wangen bis an die Schläfen empor, er atmete tief und trocknete sich langsam den Schweiß von der Stirn.

Dann ging er mit schweren Schritten in dem kleinen Zimmer auf und ab, blieb vor seinem Schreibtisch stehen, nahm ein dort liegendes Exemplar der Zivilprozeßordnung zur Hand, blätterte flüchtig darin, warf das Buch wieder hin und setzte seine ruhelose Wanderung fort.

„Das wäre entsetzlich,“ sagte er leise, „das wäre ganz entsetzlich! Aber es kann doch nicht möglich sein, so etwas kommt ja gar nicht vor!“

Der unheimliche Gedanke, der sich offenbar im Verlauf weniger Sekunden des Juristen bemächtigt hatte, spann seine Fäden weiter. Doktor Marquardsen wurde immer unruhiger.

Er wandte sich seiner Bibliothek zu.

Seine Stellung als Hamburger Anwalt forderte häufig eine Beschäftigung mit dem ausländischen Rechte, und es standen infolgedessen in den großen Bücherschränken zahlreiche Bände, die sonst nur selten im Besitz eines deutschen Juristen gefunden werden.

Hans nahm einen der neuesten und am wenigsten gebrauchten zur Hand und vertiefte sich in dessen Inhalt; es war eine Zusammenstellung brasilianischer Gesetze, und die Finger des Lesenden blätterten immer schneller und nervöser, bis das Gesuchte gefunden schien.

Als Hans das Buch wieder hinlegte, war sein Gesicht sehr blaß geworden.

Zehntes Kapitel.

Humbert war von seiner Geschäftsreise im Laufe des Tages zurückgekehrt und von Maggi mit einem Freudenschrei empfangen worden.

Die junge Frau war daran gewöhnt, daß ihr Mann von Zeit zu Zeit Hamburg auf einige Tage verließ, und da das mit zum Geschäft gehörte, so grämte sie sich nicht sonderlich darum. Aber diesmal hatte sie sich nicht nur gelangweilt, sondern beinahe gefürchtet.

Der seltsame Besuch am gestrigen Abend war ihrer Nachtruhe nicht gerade förderlich gewesen, aber es hatten sich noch andere Umstände hinzugesellt, die in Maggis Gewohnheiten ihren Ursprung fanden. Als kinderlose Frau hatte sie natürlich viel freie Zeit übrig, und sie pflegte diese mit einer Lektüre auszufüllen, die zumeist

aus der Leihbibliothek stammte und nicht immer gerade sorgfältig ausgewählt wurde.

Gerade tags zuvor hatte sie sich einen Band geben lassen, der ihr Interesse in ganz besonders hohem Maße erregte.

Das Buch war erst neuerdings erschienen und enthielt in skizzenhafter Form die Erinnerungen eines englischen Kriminalbeamten; nach der Versicherung des Verfassers sollten die Begebenheiten sämtlich auf Wahrheit beruhen, aber das konnte natürlich auch ein Kunstgriff sein, um das Interesse des Lesers höher zu spannen.

In einer dieser Skizzen handelte es sich um einen bedeutenden Juwelendiebstahl in der City von London. Der Titel lautete „Unentdeckt", und die Geschichte schloß mit einem Fragezeichen; entweder hatte die Phantasie des Schriftstellers nicht ausgereicht, um eine glaubhafte Lösung zu finden, oder es lag wirklich eine wahre Begebenheit zu Grunde. Maggi glaubte natürlich das letztere, und die Geschichte hatte ihr eine unruhige Nacht verursacht.

Zwischen ein und zwei Uhr, in der toten Stunde, wo der Schlaf am tiefsten zu sein pflegt, und wo die Verbrecher am liebsten ihre unheimliche Arbeit verrichten, war Maggi aufgewacht und hatte in das stille Haus hinuntergelauscht. Es blieb natürlich alles ruhig, aber gerade in dieser Stille hörte die junge Frau ihr Herz klopfen, und sie vernahm das Surren einer Mücke in den Vorhängen des Fensters.

Sie sehnte sich in diesem einsamen Augenblick nach der Nähe ihres Gattens. Und nun war er da, der schöne, kraftvolle Mann, dem sie ihr ganzes Leben anvertraut hatte, an dem sie mit der großen Liebe eines zärtlichen Weibes hing.

Sie küßte ihn so leidenschaftlich, als wenn er anstatt

einiger Tage ein ganzes Jahr fortgewesen wäre, und als Humbert etwas erstaunt lächelte, weil Maggi für gewöhnlich eine mädchenhafte Zurückhaltung bewahrte, nahm sie ihn noch einmal in die Arme und nannte ihn ihren liebsten, besten Schatz.

„Ich bin so glücklich, daß ich dich wieder habe,“ sagte sie, „und ich bin so stolz, daß außer mir niemand einen Anspruch an dich erheben kann!“

Das war eine jener zusammenhanglosen Aeußerungen, die so gerne von Frauen gethan werden, um den geliebten Mann zu einem ähnlichen Worte zu veranlassen; aber Humbert wurde blaß, und auf seinem fast immer ernsten Gesicht erschien ein sorgenvoller Zug.

„Es ist doch nichts vorgefallen?“ frug er rasch.

Nun war Maggi froh, daß sie für den Kaffee zu sorgen hatte und deshalb einen Vorwand besaß, um das Zimmer verlassen zu können. Vorgefallen war allerdings etwas, die Geschichte mit dem Rubin lag ihr doch ein wenig auf der Seele, und sie entgegnete daher ausweichend: „Später, Schatz, wenn wir gemütlich beisammen sitzen.“

Als sie mit dem Kaffeegeschirr wieder hereinkam, blätterte Humbert gerade in dem Bande aus der Leihbibliothek, der noch von gestern abend her auf Maggis Schreibtisch lag.

„Kind,“ sagte er lächelnd, „kannst du es denn gar nicht lassen, diese Räubergeschichten zu lesen? Davon wird man ja ganz wirr im Kopf!“

Maggi verteidigte sich lebhaft. „Das sind aber keine Räubergeschichten, Max; sieh, da vorne steht es: Auf Grund wahrer Begebenheiten.“

„Das sagt man so, Maggi.“

„O nein, so was läßt sich gar nicht erfinden! Besonders die eine Geschichte mit dem Juwelendiebstahl, da ist ja sogar ein ganz genaues Verzeichnis der gestohlenen

Gegenstände; so etwas wird doch nicht aus der Luft gegriffen!"

Sie schlug die betreffende Seite auf, und Humbert warf einen flüchtigen Blick hinein. „Ein Diamantencollier," las er halblaut, „ein sehr großer, wertvoller Rubin — —" Er legte ärgerlich das Buch hin und strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Unsinn, Maggi! Wenn solche Diebstähle passieren, dann werden sie auch in den Fachzeitungen veröffentlicht. Von dieser Sache weiß ich kein Wort."

„Du kannst doch nicht alles wissen," beharrte die junge Frau. „Ach Gott, Max, wenn uns mal so was passierte!"

Humbert nahm einen Schluck Kaffee und entgegnete zerstreut: „Solche Wertgegenstände besitzen wir ja gar nicht, Kind."

Darauf hatte Maggi eigentlich hinaus wollen. Sie nahm einen kleinen Anlauf und bemerkte möglichst harmlos: „Ich weiß doch nicht, Max; der große Rubin zum Beispiel — — O meine schöne Decke!"

Humbert hatte die Kaffeetasse umgestoßen. Das Unglück war nicht groß, und Max legte auch die ganze Hartherzigkeit eines Ehetyrannen an den Tag; er wischte einfach mit seinem Taschentuch die braune Lache auf, steckte den nassen Lappen in die Tasche und frug finster: „Was weißt du von dem Rubin, Maggi? Wie hängt das zusammen?"

Maggi hatte einen Trumpf ausspielen wollen, aber nun wurde sie fast kleinlaut. In der Stimme ihres Mannes lag ein ganz eigentümlicher Klang, der nur sehr selten und nur dann hervortrat, wenn irgend eine Sache ihn ganz besonders tief erregte.

Aber es half nichts, nun mußte Farbe bekannt werden.

Maggi erzählte möglichst unbefangen, wie sie in Gemeinschaft mit Doktor Marquardsen zu der Kenntnis von dem Dasein des Juwels gekommen war; sie berichtete auch den Besuch von Fräulein Ruhmann und schloß mit einem kleinen Vorwurf.

„Du hast niemals zugelassen," sagte sie, „daß ich mich um unser Geschäft bekümmere, und es ist doch eine gemeinsame Angelegenheit, denn ich bin deine Frau. Ich habe nicht spioniert, Max, sondern meine Kenntnis beruht lediglich auf einem Zufall, aber es betrübt mich, daß du so wenig Vertrauen zu mir hast."

Der Blick, mit dem er sie betrachtete, war von einer tiefen, traurigen Zärtlichkeit. Aber Maggi sah es nicht, denn sie trocknete sich gerade eine kleine Thräne aus den hübschen Augen.

Er hätte sie jetzt notwendig in den Arm nehmen und Besserung geloben müssen, aber statt dessen frug er nur mit gedrückter Stimme: „Hast du der fremden Dame — ich meine Fräulein Ruhmann — den Rubin zum Kauf angeboten?"

„Das gerade nicht, aber sie sucht ein solches Stück, und sie scheint sich für den Stein zu interessieren. Du hast ihn doch in Kommission, nicht wahr?"

Humbert wurde verlegen, aber er faßte sich schnell. „Natürlich habe ich ihn in Kommission, das heißt, es ist eine besondere Bewandtnis dabei. Ich werde wohl am besten thun, mich mit der Dame persönlich in Verbindung zu setzen; gegen Abend findet sich schon eine Stunde, um nach Harvestehude hinauszufahren."

— — — — — — — — — — — —

Die Dämmerung dieses Tages kam früher, als es sonst im Sommer der Fall zu sein pflegt. Der Regen, welcher die Nacht zuvor gefallen war, hatte zwar nicht wieder eingesetzt, aber es war ein kühles, unfreundliches

und nebelschweres Wetter, das die Stimmung niederdrückte und die Nerven erschlaffte.

Edith stand an einem Fenster ihrer Villa und blickte auf die von Gärten umsäumte Straße hinaus, die heute einsamer war als an sonnigen Tagen, wo die Leute aus den dumpfen Gassen ins Freie strebten. Es war um die Zeit, da der Briefträger sich einzustellen pflegte, und Edith schrak zusammen, als sie den Mann mit der weithin erkennbaren Uniform herankommen sah.

Er ging nach ihrer Seite herüber, betrat aber zunächst das benachbarte Grundstück, kehrte dann zurück und blieb vor dem Eingang der Villa Petersen stehen.

Edith legte die Hand auf das Herz, sie fühlte deutlich das laute Pochen; wenn jetzt ein Brief eintraf, dann mußte er von Doktor Marquardsen kommen, und in einer so kurzen Zeitspanne schreibt man nur wenige kühle Worte.

Vielleicht ein Lebewohl — —

Aber der Mann ging weiter, er hatte nur in seiner Tasche nachgesehen, ob etwas für Fräulein Ruhmann da sei, und es hatte sich nichts vorgefunden.

Edith fühlte, daß sie ruhiger wurde, und sie vermochte sogar über ihre Sorge zu lächeln.

Mein Gott, es lag ja doch wohl auf der Hand, daß die Erbin einer halben Million nicht so ohne weiteres aufgegeben wurde, bloß weil einmal vor Jahren ein anderer Mann Rechte an ihr besessen hatte! War sie denn nicht schön und begehrenswert genug, um einen zweiten zu beglücken, zumal der erste von dem Vorrat ihrer Liebe und Zärtlichkeit so wenig verbraucht hatte?

Oder täuschte nur die Erinnerung über diesen Punkt?

Edith trat vom Fenster zurück und kauerte sich in einen Sessel; der häßliche Nebel draußen hatte wohl irgendwo Eingang gefunden und erfüllte nun das luftige Zimmer mit einem frostigen, herbstlichen Hauch.

Da unten im sonnigen Süden war es schöner gewesen!

Seltsam! Edith dachte dabei nicht an die Farbenpracht Brasiliens und an den Palmenhain, der ihre Hacienda umgeben hatte, sondern die Erinnerung suchte mit einem sehnsüchtigen Blick das kleine, zwischen Rebenhügeln eingebettete süddeutsche Städtchen, wo ihr erstes eigenes Heim gestanden hatte, das unvergeßliche Kleinod eines jeden Weibes.

In dem Briefe, den Edith an ihren zweiten Bewerber schrieb, hatte sie die erste Ehe als eine entsetzliche Fessel hingestellt; das war gut und notwendig für den zweiten gewesen. Aber in dieser einsamen Stunde hatte die geschiedene Frau nur ihrem eigenen Gewissen Rechenschaft zu geben, und das Gewissen ist eine der wenigen Einrichtungen im Weltall, die nicht mit Lüge durchwoben wird.

So saß sie lange und gedachte vergangener Zeiten.

Da kam Hans Marquardsen.

Edith hörte seine Stimme und stand auf, um ihm entgegenzugehen; sie strich noch einmal mit der Hand über die Stirn, um gleichsam durch diese Bewegung alles Vergangene hinwegzulöschen; es mußte sich ja nun ihre Zukunft entscheiden.

Zwischen dem Manne, der jetzt eintrat, und dem zärtlichen Liebhaber von heute früh war ein merklicher Unterschied. Hans küßte Edith die Hand, und es lag in der Berührung seiner Lippen wohl nicht nur Ehrerbietung, sondern auch ein gewisser Ausdruck der Zärtlichkeit, aber zugleich eine Zurückhaltung, die dem feinen Instinkt des Weibes nicht entging.

Er gebrauchte auch die vertrauliche Anrede des Mannes, der sich eines gewissen Anrechts bewußt ist, aber der Ton seiner Stimme war passender für das Bureau eines Anwalts als für das Boudoir einer schönen Frau.

„Wir haben sehr ernst miteinander zu reden, Edith," sagte er; „bist du im stande, mich ruhig anzuhören und vor allen Dingen meine Fragen klar und präzis zu beantworten?"

Ihre Entgegnung war echt weiblich vorgreifend. „Ich hatte es mir gedacht, Hans. Gewisse Wahrheiten kann kein Mann vertragen; es ist alles aus, mache nur keine Winkelzüge!"

Er setzte sich neben sie und nahm ihre heiße Hand in seine kühle Rechte. „Du irrst, Edith. Ein Mann kann viel besser die Wahrheit ertragen als Unklarheiten irgend welcher Art."

„War mein Brief etwa unklar?"

Hans schüttelte den Kopf. „Die eine Thatsache war deutlich genug angegeben, und ich habe mich damit abgefunden. Ich bin kein Schwärmer und kein Moralist, Edith, ich glaube an die Möglichkeit einer zweiten Liebe, und ich verdamme nicht unbedingt eine Scheidung. Sogar ihre Gründe will ich ruhen lassen; es mag genug sein, daß die erste Liebe gestorben war oder auf einer Täuschung beruhte. Habe ich recht in einer dieser Voraussetzungen?"

Die Frage enthielt dennoch ein Forschen nach dem Grunde der Scheidung, und Edith hätte froh darüber sein können, denn das Gegenteil wäre eine eifersuchtslose Gleichgültigkeit gewesen; aber sie schwieg eine lange Weile.

Endlich entgegnete sie: „Es ist so, wie du sagst."

Hans schien mit dieser zweideutigen Auskunft zufriedengestellt, seine Gedanken beschäftigten sich offenbar schon mit einem anderen Gegenstand.

„Es kommt darauf an, ob wir uns angehören dürfen, Edith," fuhr er langsam fort.

Der geschmeidige Körper der jungen Frau richtete sich auf, und ihre dunklen Augen begannen zu funkeln.

„Wenn du so frei bist wie ich," sagte sie leise und heftig.

Das Lächeln, mit dem er sie anblickte, hatte einen fast traurigen Ausdruck.

„Ich selbst bin wohl frei genug, Edith. Ueber Jugendträume wollen wir uns doch nicht unterhalten, die Gegenwart ist zu ernst und zu nüchtern für solche Dinge. Du hast mich nicht verstanden, aber es läßt sich nicht vermeiden, darüber zu reden."

Er nahm Ediths Brief aus der Tasche und blickte einen Moment hinein.

„Da ist eine Stelle, die mich lebhaft beunruhigt. Du mußt meine Fragen beantworten, als ob ich in diesem Augenblick nur dein Anwalt wäre — nichts als dein Anwalt. Wo hast du mit deinem früheren Manne bis zu deiner Scheidung gelebt?"

Edith wurde dunkelrot, sie wand sich förmlich auf ihrem Sitz. „Muß ich über das alles sprechen, Hans? Ist es durchaus notwendig?"

„Ja, Edith."

„Gut. Wir lebten in Waldau."

„Das liegt in Süddeutschland, nicht wahr?"

„Ja, ziemlich nahe an der Grenze."

„Einerlei, aber doch in dem Gebiet des deutschen Rechtes. Dort ist die Scheidung erfolgt?"

„Gewiß, vor dem Landgericht der benachbarten Kreisstadt."

„Ganz recht. Hattest du einen Anwalt?"

„Nein."

„Also die Klage ging von deinem Manne aus. Still, ich will ja nicht den Grund wissen, einer muß natürlich anfangen, auch wenn die Ehegatten über die Scheidung einig sind. Wie hieß der Anwalt deines Mannes?"

„Justizrat Gerlach."

„Also vermutlich ein älterer Mann. Lebt er noch?"

„Ich weiß wirklich nicht, Hans. Es sind schon fünf Jahre verflossen, er muß jedenfalls sehr alt sein, er stand schon damals im Begriff, seine Praxis niederzulegen. — Bist du nun fertig mit deinen Fragen?"

„Nein, leider noch nicht. Warst du im Ehescheidungstermin zugegen?"

„Ja," entgegnete Edith leise.

„Dann mußt du mir schildern, wie es darin herging."

„Was ist da viel zu schildern? Die Richter verkündeten ein Urteil, in dem unsere Ehe geschieden ward. Dann gingen wir nach Haus."

„Das heißt, jeder nach seiner Wohnung; ihr lebtet natürlich schon getrennt?"

„Ja, natürlich."

„Und du hast niemals eine Ausfertigung des Urteils zugestellt erhalten?"

„Was bedeutet das: Ausfertigung und Zustellen? Ich verstehe diese Ausdrücke nicht, was geht mich euer greulicher Formelkram an!"

Edith sprach sehr gereizt und nervös, aber Doktor Marquardsen bewahrte vollkommen seine ruhige Haltung.

„Hat man niemals ein Schriftstück in deine Hände gelegt, Edith, auf dem das Ehescheidungsurteil geschrieben stand?"

„Nein, niemals."

„Und auch dein — Mann hat nie ein solches erhalten?"

„Mein Gott, das weiß ich doch nicht, Hans, woher soll ich das denn wissen? Hätte das denn geschehen müssen?"

„Es wäre die Pflicht des Gerichts gewesen — indessen —"

Edith unterbrach ihn mit einem Achselzucken.

„Das Gericht? Ja, da hätten wir wohl lange warten können. Das Gericht brannte ein paar Tage später ab, und unsere Akten sind hoffentlich mit vernichtet worden."

Die Wirkung dieser Worte entsprach nicht dem leichten Ton, in dem sie hingeworfen wurden.

Hans wurde sehr ernst. Er nahm ein kleines Buch aus der Tasche, schlug es auf und sagte: „Dann ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Versehen begangen worden, dessen Folgen außerordentlich schwer wiegen können. Ich habe hier die Zivilprozeßordnung des Deutschen Reiches; willst du die Güte haben, Edith, dir diesen Paragraphen einmal genau anzusehen."

Edith nahm das Buch und blickte etwas zerstreut auf die bezeichnete Stelle.

„Paragraph 645 meinst du? Da steht: Die Rechtskraft der Urteile tritt vor Ablauf der für die Einlegung des zulässigen Rechtsmittels oder des zulässigen Einspruchs bestimmten Frist nicht ein. Ich finde, Hans, daß dieser Satz in einem ganz abscheulichen Deutsch geschrieben ist; ich verstehe ihn einfach nicht."

Marquardsen schlug statt aller Antwort eine andere Stelle auf. „Du wirst es schon noch verstehen, Edith. Hier haben wir den Paragraphen 477, der drückt sich knapper und klarer aus: Die Berufungsfrist beträgt einen Monat und beginnt mit der Zustellung des Urteils."

Es war natürlich, daß alle diese technischen Ausdrücke Edith in Verwirrung setzen mußten; sie hatten in ihrer Unverständlichkeit etwas Unheimliches, und Edith gab dieser Empfindung auch Ausdruck.

„Quäle mich nicht länger mit diesen greulichen Paragraphen, sondern sag mir lieber, ob sie für meine Sache irgend welche Bedeutung haben."

(Fortsetzung folgt.)



Der Hirsch.

Erzählung von Gustav Johannes Krauss.



Mit Illustrationen von Ernst Platz.

(Nachdruck verboten.)

Eine Wolke schwülen Duftes, aus herbem Harzgeruch und vielerlei süßem Blütenatem zusammengebraut, schwebte über der Waldlichtung, auf welche die Augustsonne ihre heißen Strahlen herabsandte. Der Honigduft der wilden Blüten hatte Bienen und Hummeln und Wespen angelockt, die mit vielstimmigem, bald tiefem, bald hellem Geläute von einer Waldblume zur anderen schwirrten. Dazwischen gaukelte lautlos mancher buntfarbige Schmetterling. Zwischen den gefällten Baumstämmen aber, von denen der Harzgeruch emporstieg, huschten raschelnd die schlanken, klugäugigen Eidechsen hin und her, jede auf der Suche nach einem Plätzchen, auf dem sie sich den kühlen kleinen Leib von der holden Wärme des Sommertages so recht behaglich durchglühen lassen könnte.

Am Saume der Waldlichtung saß im Schatten einer breitgewipfelten Eiche ein junger Mensch auf einem Baumstumpf. Das war einer, aus dem nicht leicht klug zu werden war. Sein Rock war bäuerliches Loden und seine Schuhe derb und grob, seinen Händen aber sah man's

auf den ersten Blick an, daß sie niemals schwere Bauernarbeit verrichtet hatten. Sein Gesicht wieder hatte so ziemlich den Schnitt, den die Gesichter der jungen Bauern in Oberösterreich haben, und doch war allerlei darin, das auf den Städter deutete. Das trotzige Kinn, der Mund, über dem der erste Flaumbart sproßte, die ein wenig starke Nase hätten ja allenfalls einem Dorfburschen angehören können; aber die großen blauen Augen sahen so träumerisch auf das stille, heiße Leben des heimlichen Fleckchens Erde hin, wie kein rechter Bauer in den Wald hineinschaut, die hohe und breite, schön gewölbte Stirn deutete auf lebhafte Gedankenarbeit, und das blonde Haar über ihr lockte sich weich und ein wenig kokett-genial.

Der junge Mann war eben Bauer und Städter zugleich. Bauer durch seine Herkunft, denn er war der einzige Sohn des Bachhofbauern im nahen Enzenberg unten, und Städter durch seine Erziehung. Die letzten acht Jahre hatte er fast ohne Unterbrechung in Linz auf dem Gymnasium zugebracht. Vor drei Wochen hatte er eine vorzügliche Maturitätsprüfung abgelegt und war nun auf Ferien zu Hause.

Als der junge Tobias eine Weile in das Sonnengeflirr hinausgeträumt hatte, bückte er sich und hob das Buch auf, das ihm vorhin vom Schoße in das lange Gras hinabgeglitten war. Es war ein sonderbares Ding von einem Buch, lang und breit, aber ein wenig dünn, und der Rücken lief nicht an der langen, sondern an der kurzen Seite des Deckels hin. Tobias schlug das Buch so ziemlich in der Mitte auf, da zeigte sich's, daß die Deckel nichts Gedrucktes umschlossen, sondern weißes, starkes Papier von ein wenig rauher Fläche.

Ueber diese Fläche fuhr der Bleistift des jungen Mannes hin und her, bald hastig und flink, bald beinahe zaghaft langsam, und allmählich setzten sich die Striche

zu einem wunderhübschen Bildchen zusammen. Der knorrige alte Baum, der drüben auf der anderen Seite der Lichtung stand, sah auf dem Papiere noch viel seltsamer aus als in der Wirklichkeit; die Halme und Blumen und die wuchtigen Holzblöcke waren da und blickten so geheimnisvoll dem Beschauer entgegen, als wollten sie jetzt anfangen, ein Märchen zu erzählen; das reizvolle Spiel von Licht und Schatten über der Waldlichtung wiederholte sich in den grauen Strichen auf dem weißen Papiere mit gar wundersamer Treue, und da rechts in der Ecke der Zeichnung war gar etwas zu sehen, wovon die Wirklichkeit nicht die geringste Spur aufwies: zwischen zwei Baumstämmen stand ein weißer Rehbock und äugte erhobenen Hauptes über die Wiese herüber, dem Beschauer gerade entgegen. Auf dem Rücken des Tieres aber saß ein junges Weib. Ein Krönlein hatte sie auf dem Haupte, um den schlanken Leib floß ein langes, faltiges Gewand, das noch weißer war als das Fell des Rehbocks. Eine Waldfrau also wohl oder eine Fee. Nur das Gesichtchen stimmte nicht recht. Das sah gar nicht unirdisch und überirdisch aus, sondern schien eher das lebenstreue Bildnis eines Bauernmädels zu sein, das zwar zum Verlieben hübsch war, aber doch ein richtiges, lebendiges Bauernmädel aus Fleisch und Bein.

Als der junge Mensch dieses Gesichtchen fertig gezeichnet hatte, lächelte er halb glückselig, halb ärgerlich darauf nieder.

„Bist wieder da, Dirndel?“ murmelte er. „Laßt mir denn gar keine Ruh' nit?“

Gleich darauf klappte er das Skizzenbuch mit einer unmutigen Bewegung zu und warf es wieder ins Gras. Ein tiefer Seufzer hob ihm die Brust. Dann schlug er die Arme übereinander und starrte unter den zusammengezogenen Brauen hervor ärgerlichen Blickes auf einen

ganz unschuldigen fichtenen Block, der ein paar Schritte von ihm im hohen Grase lag.

War das nicht zum Haare ausraufen? So gut zeichnen konnte er und noch viel besser malen, und dabei sollte er Jurist werden. Sein Vater wollte es so haben, und die Mutter wagte nie etwas anderes zu wollen, als der Vater.

Tobias schüttelte einigemal energisch den blonden Krauskopf. Sein Gesicht wurde immer finsterer und unglücklicher dabei. Dann fuhr er mit einem heftigen Ruck in die Brusttasche seiner Joppe und zog einen Brief hervor, den er nachdenklich betrachtete.

Das war sein Bundesgenosse in dem bevorstehenden Kampfe mit dem väterlichen Willen. Er hatte ihn noch bei sich, weil ja der Augenblick, in dem es zum Klappen kommen mußte, der Beginn des neuen Semesters der Universität, noch in ziemlicher Ferne stand. Wozu jetzt schon die Sache erörtern und sich die Ferienzeit verderben? Aber wenn's dann dazu kam, dann würde ihm dieser Brief schon was helfen. Er war von dem Zeichenlehrer des Gymnasiums und besagte, daß Tobias Bachhofer ein ganz wundersames Talent zum Zeichnen und Malen hätte, das zu vernachlässigen die reine Sünde wäre. Die Ausbildung des jungen Künstlers sollte den Vater auch wenig mehr als den Unterhalt seines Sohnes kosten. Der Zeichenlehrer wollte seine Bekanntschaften unter den Wiener Künstlern und Akademieprofessoren veranlassen, seinem Schützling Befreiung von Stundengeldern und auch sonst allerlei unentgeltliche Anleitung und Förderung zu verschaffen. Von diesem Briefe hoffte der junge Mann viel. Er hatte sich den Inhalt fast Wort für Wort gemerkt. Je öfter er sich ihn jetzt durch den Kopf gehen ließ, desto heller wurde seine Miene. Das mußte doch wirken, der Vater mußte Ja sagen, anders konnte es doch

gar nicht kommen. Und wenn er erst Ja gesagt hatte, dann — — Juhu!

In der lebhaften Einbildungskraft des Jünglings stiegen die lockendsten Bilder auf. Er sah sich mit fröhlichen, gleichstrebenden Genossen im schönen Wien, er wanderte im Geiste über die Alpen nach Italien, der hohen Schule der Männer vom Pinsel und der Palette; er wanderte in Lorbeerhainen und ruhte zwischen weißschimmernden Marmorstatuen. Und Werke schuf er, die ihn berühmt machten in allen zivilisierten Ländern der Erde.

Tobias war gerade in seinen stolzesten Phantasien, als aus nächster Nähe eine krächzende, widrig klingende Stimme laut genug in sein Ohr jammerte: „O du mein! O du mein! Wie hart hat's halt so a alt's Weibl auf dera Welt!" Das ließ den jungen Tobias aus seiner Träumerei emporfahren.

Zunächst bemerkte er, daß der Himmel ganz rot war. Er hatte also eine beträchtliche Zahl von Stunden da auf dem Baumstumpf gesessen, ohne auch nur zu bemerken, wie die Zeit dahinrann. Bei dieser Entdeckung wurde ihm so märchenhaft zu Mut, daß er sich gar nicht gewundert hätte, wenn ihm, als er sich jetzt nach der Richtung umsah, aus welcher der Ausruf gekommen war, die leibhaftige Knusperhexe entgegengegrinst hätte.

Die Knusperhexe war nun das alte Weib zwar nicht, die sich mit ihrer Last Reisig auf einen dicken Stamm zur Linken des Jünglings niedergekauert hatte und sich nun vergebens bemühte, wieder aufzustehen, aber sie sah ihr ziemlich ähnlich und grinste ebenso tückisch und falschfreundlich wie die Alte aus dem Märchen.

Die alte Wabi war in der ganzen Gegend verhaßt und gefürchtet. Tobias selbst hegte von Kindesbeinen an eine tiefgewurzelte Abneigung gegen sie. Aber er sprang

doch hin und half ihr empor. Das lag so in seiner hilfbereiten Art, die ihm nun einmal eigen war.



Das Weiblein schien nicht gerade dankbaren Gemütes zu sein, denn als sie nun mit ihrer Last wieder auf den

wackeligen Beinen stand und sich auf den derben Handstock stützte, sah sie zu dem Helfer mit einem Gesicht empor, in dem sich ziemlich viel höhnische Bosheit ausdrückte.

„Recht, recht, mein Bub'," sagte sie mit krächzender Stimme, „nur immer recht gut zu die alten Weiberln, die jungen werd'n dir's schon vergelten. 'leicht woaß i eine, von der du dir's möcht'st vergelten lassen, daß d' mir aufg'holfen hast. He, Bachhofer Bua?"

Tobias wurde purpurrot unter dem schlauen, bohrenden und forschenden Blick ihrer stechenden Rattenaugen. Er hob die Achseln und wandte sich zum Gehen. Die Wabi aber krallte die dürren Finger in seine Joppenärmel und hielt ihn so fest.

„Aber geh, wirst do' nit harb sei? Warum denn? Weil i davon g'redt hab', daß du d' Nannerl gern siehgst? O du mein, 's selb' is do' kein' Sünd' nit! I hab' halt nur so g'meint, weil i d' Nannerl z'vurnig beim Himbeerklaub'n g'sehg'n hab' an der Wettereichen drüben. Wird scho' no' dort sein, denn da hängen alle Büsch' voll, und d' Nannerl hat ein' großmächtigen Handkorb bei ihr. Aber g'schwindi machen mußt, Buberl, sonst is der lange Veit der erste am Platzl — ja. Saggrisch scharf hat er's auf d' Nannerl, der Veit."

Sie brach ab und kicherte schadenfroh hinter dem jungen Menschen her, der sich von ihr losgerissen hatte und eilig über die Lichtung dahinsetzte wie ein aufgescheuchter Hirsch.

Als Tobias zwischen den Stämmen verschwunden war, setzte auch die Alte ihren Krückstock vorwärts und wackelte kichernd und murmelnd ihres Weges. —

Von der Lichtung, an der Tobias den Nachmittag verträumt hatte, bis zu der Wettereiche drüben am Waldsaum war's reichlich eine halbe Gehstunde. Der flinke

Bursch aber, dem obendrein die Eifersucht die Beine beflügelte, legte den Weg in weniger als zehn Minuten zurück. Erst als er den roten Kittel des Nannerl durch die sich lichtenden Baumstämme schimmern sah, mäßigte er seinen raschen Lauf. Hinter einer dicken Buche blieb er stehen, trocknete sich die Stirn, beobachtete mit verliebten Blicken die behenden Bewegungen der Beerensammlerin und lugte dazwischen argwöhnisch nach rechts und links, ob der lange Veit nicht daherkomme.

Von dem war aber nichts zu hören und zu sehen, und Tobias begann sich seinetwegen zu beruhigen. Die boshafte Alte hatte das mit dem Veit wohl nur so dahergeredet, aus purer Schadenfreude, wenn ein anderer sich ärgerte. Der lange Veit, der hinter allen hübschen Mädchen des Dorfes her und von ihnen allen gern gesehen war, hatte wohl weder Lust noch Zeit, sich mit einer abzugeben, die ihn schnöde ablaufen ließ. Das Nannerl war ja dem Spielkameraden ihrer Jugend gut, obwohl der nachher nach der Stadt in die Studien hatte müssen. Das Nannerl vergaß nicht so leicht, auch war ja die alte Freundschaft in den Schulferien immer wieder aufgefrischt worden. Bei der hatte der lange Veit kein Glück. Versucht hatte er's gewiß schon. Dem Schürzenjäger konnte es doch nicht entgangen sein, wer das hübscheste Mädel im ganzen Dorfe war.

Tobias blieb noch auf seinem Lauerposten hinter dem dicken Stamme stehen. Die Ehrfurcht, die der Künstler vor der Schönheit hat, hielt ihn zurück, hervorzutreten und durch sein Erscheinen das entzückende Bild zu stören, das das hübsche braune Mädel in seiner friedlichen Beschäftigung zwischen den grünen Himbeerbüschen, vom roten Abendlicht umlodert, seinen Augen darbot. Tobias hätte das Nannerl für sein Leben gern gezeichnet, wie sie da die Beeren in ihre blaue Schürze sammelte und

von Zeit zu Zeit zu dem großen Henkelkorb ging, der seitwärts an einem Haselbusch stand, um den roten Inhalt der Schürze behutsam hineinzuleeren. Aber er hatte sein Skizzenbuch drüben auf der Waldlichtung liegen lassen, als er in so toller Hast davongestürzt war. Das mußte er nachher noch abholen.

Aergerlich über seine Vergeßlichkeit hatte der junge Mann den Kopf gewandt und sich nach der Richtung umgesehen, in der die Waldblöße lag. Ein heller Aufschrei des Nannerl ließ ihn jählings wieder herumfahren.

Da stand der lange Veit neben dem Haselbusch, hatte den schon zum größten Teile gefüllten Korb Nannerls am Henkel und hielt das schwere Ding mit einer Hand hoch in die Luft. Die langen Schnurrbartenden des verwegen dreinschauenden Burschen wirbelten sich unternehmend empor, seine grauen Augen zwinkerten spöttisch und siegessicher, während er lachend rief: „Dös kost't aber hiazt a fein's Busserl, Dirndel! Her damit, sunst laar' i dir d' ganzen Himbeer' hintern Busch!“

Ehe das erschrockene Mädchen noch antworten konnte, sprang Tobias hinter seiner Buche hervor und rief mit zornbebender Stimme dem Langen zu: „Wirst hinstellen 's Körbel und 's Dirndel in Fried' lassen, du Stromer, du sakrischer? Sunst ...“

Bei dem drohenden Anruf hatte der lange Veit den gepfändeten Korb gelassen wieder hingestellt und die rechte Hand in die Tasche seiner Lederhose versenkt. So wandte er sich dem Widersacher entgegen und sagte höhnisch: „Ui jegerl, der Bachhofer Bua! Willst 'leicht raffen, Klaner? Aft lass' i d' rechte Hand im Sack. Thät di' ja derdrucken, wann i alle zwa brauchen thät. Geh her, Schulerbua, wann d' Hieb magst.“

Da sprang Tobias auch schon auf seinen Gegner in jähem Satze los. Nannerl wollte sich aufkreischend zwischen

die Burschen werfen, der Veit schob sie aber mit einem Ruck zurück, der vielleicht von ihm ganz sanft gemeint war, das Nannerl aber doch ein beträchtliches Stück zurücktaumeln machte.

Während er sich den wütend angreifenden Tobias fürs erste nur vom Leibe hielt, rief er mit vieler Freundlichkeit dem Mädchen zu: „Hab' ka Angst, Nannerl! Viel thu' i eahm nit. Vor den Studierten muß aner an Respekt hab'n. I wer'n nur so ganz stad und g'müatli' behandeln."

Diese Spottrede des Feindes verdoppelte die Wut des Tobias. Mit aller Kraft, die er aufbrachte, warf er sich auf den Veit. Aber da fühlte er sofort den Boden unter seinen Füßen verschwinden, um ihn gleich darauf den ganzen Leib entlang zu fühlen. Ein schweres, hartes Ding drückte wie ein Baumstamm auf seine Brust, das war das Knie des Veit, und ein Hagel wohlgezielter und wohlgemeinter Schläge prasselte auf ihn hernieder.

Dem Tobias schwanden fast die Sinne vor verzweiflungsvoller Scham. Er, der von der Schule her gewohnt war, der Stärkste und der Gewandteste zu sein, geworfen auf den ersten Griff und schimpflich durchgeprügelt wie ein kleiner Junge.

Da wich plötzlich das Knie und die Faust des Feindes von ihm. Er wollte emporschnellen und sich von neuem auf Veit stürzen, aber er konnte nicht, so zerschlagen war er. Mit vieler Mühe richtete er sich so weit empor, daß er sich umzusehen vermochte.

Da stand in einiger Entfernung das Nannerl, leichenblaß, aber mit glühenden Augen dem Feinde entgegenstarrend. Der lange Veit aber stand da und besah fluchend seine linke Hand, von der das Blut dick und rot herabrann.

„Beißen?" grollte er wütend. „Na wart, du ...

du ... Aber Weiberleut' hau' i nit. Schau, daß d' dein'n z'samm'droschenen Buam hoambringst, du bissige



Katz'. Seid's ans 's andere wert, Schulfratzen mitein= and'."

Damit raffte er seinen Hut auf und ging mit langen

Schritten davon. Einmal wandte er noch den Kopf und spie mit verächtlicher Miene aus, dann verschwand er zwischen den Büschen.

Sowie der Unhold das Feld geräumt hatte, sprang Nannerl auf Tobias zu und half ihm unter einer Flut zärtlicher Trostesworte auf die Beine.

„Du armer, armer Bub'! — Hat er dir nur nix 'brochen, der Wildling, der grausliche? — A Messer, wann i g'habt hätt', i glaub', i hätt'n derstochen. Kannst d' Arm' rühren, Tobias? Und d' Füaß'? — Unserer liaben Frau sei Lob und Dank, i glaub', 'brochen hat er dir nix! Halt di' nur fest an an mi', wird scho' geh'n! Und am Feldweg unt' find'n mir scho' Leut'."

Der arme Bursch antwortete nichts. Auf den Arm Nannerls gestützt, hinkte er langsam dahin. Den Kopf ließ er tief auf die Brust herabhängen. Er hätte am liebsten sich ins Gras fallen lassen und wäre gestorben vor Scham. Und wie sein Kopf glühte und dröhnte, wie ihn alle Glieder schmerzten, nicht anders, als wäre eine Kieswalze, so ein Ungetüm, wie es in der Stadt die Parkwege glatt macht, über ihn hingerollt! Die Schmerzen aber hätte er gerne dreifach ertragen, wenn nur die Schande nicht gewesen wäre, die fürchterliche Schande!

Als sie auf den Feldweg hinabgelangt waren, wurde das Paar mit Schrecken inne, daß Veit ganz denselben Weg gegangen sein mußte und dabei allen Leuten das Ereignis an der Wettereiche höhnend erzählt hatte. Am Wegrain saß die alte Wabi mit ihrem Klaubholzbündel, die sah aus wie die leibhaftige Schadenfreude, als sie dem Tobias entgegennickte mit wackelndem Kopf und kichernd dazu meckerte: „Gelt, Büberl, die alte Wabi hat recht g'habt? Was du ein' alten Weibl Gut's thuast, wird dir ein jung's vergelten. Erst hast du mir auf d'

Füaß' g'holfen und jetzt d' Nannerl dir. Morgen bring' i deiner Mutter ein' Thee, den soll s' kochen und dir 's Köpferl einreib'n damit. Is gar guat für z'schlagene Köpferln, mei' Thee, ja, Tobiasl, ja."

Nannerl rief der alten Hexe zornglühend ein grobes Wort zu, da scholl aber schon von der anderen Seite des Weges lautes Gelächter herüber. Ein Trupp Bauernknechte ging mit geschulterten Sensen vom Felde nach Hause. Die kannten die Geschichte auch schon, wiesen mit den Fingern auf das Paar, lachten, daß man alle Zähne in ihren Mäulern sah, und machten mit polternden Stimmen spöttische Redensarten.

Denen antwortete Nannerl nicht. Sie hatte die größte Mühe, Tobias, der wie Espenlaub an ihrer Seite zitterte, vor dem Zusammenbrechen zu bewahren. Sie stützte ihn, so gut sie konnte, sie redete ihm mit liebreichen Worten zu und schickte im stillen ein Stoßgebetlein nach dem anderen zum Himmel empor, es möge einer kommen, der ihr helfe.

Wie zur Antwort auf ihr Stoßgebet tauchte richtig in der Dämmerung vor ihr einer auf, von dem sie wußte, daß er ihr helfen würde, den Tobias heimzubringen. Trotzdem zuckte sie bei seinem Anblick schreckhaft zusammen. Der hagere alte Mann, der mit so langen Schritten daherstürmte, daß die grauen Haare hinter seinem unbedeckten Haupte herflatterten, war der alte Bachhofer selber, der Vater des Tobias. Der Alte mochte das Nannerl ohnehin nicht leiden, und heute blickte sein finsteres Gesicht besonders drohend auf sie.

Richtig ließ der Bachhofer das Mädchen mit rauhen Worten an: „Scher di' weg, Herumstreicherin, die d' Mannsleut' rebellisch macht und übereinander hetzt. Mein'n Buben laß los, sag' i!"

Da wich das Nannerl stumm zur Seite. Der Alte

aber faßte seinen Sohn am Arm und zog ihn mit sich fort. —

Unterwegs fiel kein Sterbenswörtlein zwischen Vater und Sohn. Der Alte schämte sich offenbar nicht viel weniger als Tobias vor den neugierigen Augen und dem mühsam unterdrückten Lachen der Leute, die auf dem Feldwege nach Hause gingen und die Dorfstraße entlang an den Hofthoren lehnten. Er ging immer schneller, so daß er den Sohn, der mit ihm nicht Schritt zu halten vermochte, zum Schluß mehr schleppte als stützte.

Erst daheim in der Hinterstube des Bachhoferhauses, als Tobias zu Tode erschöpft auf der Ofenbank saß und seine Mutter leise jammernd in der Ecke stand und mit scheuen Blicken bald den Mann ansah, bald ihren Sohn, brach das Unwetter los.

Tobias hörte eine ganze Weile zu, ohne sich auch nur mit einem Worte zu verteidigen. Erst als der Vater zum sechsten- oder siebtenmal ihn zornig fragte, ob er sich denn einbilde, daß man als künftigen Gerichtsherrn einen Burschen brauchen könne, der sich mit den Bauernknechten herumschlage, griff er in die Tasche, zog seinen Brief heraus, der von dem Knie des Veit freilich ein bißchen arg zerdrückt war, legte ihn auf den Tisch und stammelte: „Da, lies ... lies den Brief!“

Gleich darauf stürzte er ohnmächtig von der Ofenbank.

Als ihm das Bewußtsein wieder zurückkehrte, fühlte er sich im Bette liegen und auf seiner Stirne etwas Feuchtes, Kaltes. Langsam hob er die Lider und ließ die Augen umhergehen. In seiner Kammer lag er. Auf dem Tische brannte schwelend eine kleine Lampe. Neben der Lampe stand ein Becken mit kaltem Wasser. Seine Mutter saß neben dem Tische, hielt die Hände im Schoß gekreuzt und ließ den Kopf so tief herabhängen, daß ihr eine Flechte grauen Haares über das gute alte Gesicht fiel.

Leise rief er sie an: „Mutter!"

Sie hob rasch den Kopf, und ein Schimmer von Freude zuckte über ihr verschüchtertes Antlitz. Gleich darauf saß sie auf dem Bettrand, hielt seine beiden Hände zwischen ihren groben Fingern und sagte in kummervollem und doch unendlich zärtlichem Tone: „Mei' armer, armer Bub'!"

Da fing Tobias an zu weinen wie ein Kind.

Die Mutter ließ ihn ruhig ausschluchzen und streichelte nur seine Hände und fuhr ihm dazwischen einmal in das Haar. Als er sich beruhigt hatte und nach dem und jenem fragte, begann sie in klagendem Tone zu erzählen.

Drei Stunden war Tobias bewußtlos gewesen. Sie hatte schon nach dem alten Doktor schicken wollen, der sich in Enzenberg zur Ruhe gesetzt hatte. Der Vater war so wütend, wie sie ihn noch nie gesehen habe. Das sei dem Alten schließlich nicht so zu verdenken. Er halte so viel auf Ansehen und Reputation in der Gemeinde, und nun sei das ganze Dorf voll Gezischels und Geredes über sein Haus. Der lange Veit, der nichtsnutzige Kerl, habe drei Stunden lang im „Ochsen" gesessen mit seiner verbundenen Hand und habe immer wieder die Geschichte von dem studierten jungen Herrn erzählt, den er so gründlich verhauen habe und noch viel mehr verhauen hätte, hätte ihn die tolle Dirn, das Nannerl, nicht in die Hand gebissen. Mit Weiberleuten aber raufe er nicht, habe der lange Veit immer wieder hervorgehoben. Freilich, helfen lassen thäte er sich noch viel weniger von ihnen.

Als die Bachhoferin diese Rede wiederholte, knirschten die Zähne des Tobias so heftig aufeinander, daß das alte Weiblein gewaltig erschrak und sich beklommen sagte, daß das eine schöne Dummheit von ihr gewesen sei, vor ihrem aufgeregten Buben so gedankenlos daherzuplappern

und alles genau so zu wiederholen, wie es ihr zugetragen worden war.

Kleinlaut blieb sie noch eine halbe Stunde sitzen, erneuerte den Umschlag auf dem Haupte des Sohnes, redete aber nur noch wenig. Als dem Tobias die Augen zugefallen waren, und sein Atem ruhig ging, erhob sie sich, machte das Kreuzzeichen über ihr schlafendes Kind und ging leise hinaus. Das Lämpchen ließ sie brennen.

Kaum hatte sie die Thür hinter sich zugezogen, als der Bursch im Bette die Augen wieder aufthat. Er hatte sie ja nur geschlossen und seinen Atem verlangsamt, um endlich allein zu bleiben. Nun lag er da, starrte mit heißen Augen zur niedrigen Balkendecke seines Stübchens empor, ballte die Fäuste auf der Bettdecke so wild, als fühle er die Kehle des langen Veit zwischen seinen Fingern, und fraß seinen Gram in sich hinein.

Die Schande! — Die Schande! — Die Schande!

Das Gerede der Dorfleute focht ihn noch am wenigsten an. Von diesen einfachen Menschen, die den Wert eines Mannes nur nach seinem Gelde und dann noch nach der Wucht der Püffe abzuschätzen wissen, die er in den Kirchtagsraufereien austeilt, war er durch den Aufenthalt in der Stadt und durch seine Studien schon zu weit abgerückt. Aber das Nannerl! Vor ihren Augen . . . und sie, sie hatte ihn schließlich befreit. Mußte sie ihn nun nicht verachten? Und dann draußen die Welt, die wirkliche, die gebildete . . . wenn ihm das höhnische Gerede aus dem Dorfe in die Stadt nachschlich? Am Ende war er nun satisfaktionsunfähig für alle Zeit. Er wußte noch nicht genau, was es mit der studentischen Ehre auf sich hatte, aber das wußte er, daß sie ein strenges und fürchterliches Ding war, der Standesehre der Offiziere nahe verwandt. Wer eine Beschimpfung erfahren hatte, und gar noch eine thätliche, ohne Satisfaktion zu fordern, der war für sie tot.

Was sollte man aber thun, wenn der Gegner gar nicht satisfaktionsfähig war, wie der lange [illegible]? Den konnte er doch nicht seine Zeugen schicken und ihn zum Duell herausfordern? — Dann mußte man sich wohl einfach auf kurzem Wege Genugthuung verschaffen.

Den alten Doppelstutzen hervor, der auf dem Dachboden am Balken hing, dem Kerl entgegentreten und ihn über den Haufen schießen!

Aber das war doch Unsinn, war Mord, darauf stand Zuchthaus! Da war ja dann das ganze schöne, lange, reiche Leben hin, die Studien in Wien, die Reisen nach Italien, die herrlichen Werke, der Ruhm, die Liebe Nannerls! Ach, gab es denn wirklich keinen anderen Ausweg, als den blutigen Schimpf auf sich sitzen zu lassen oder alles, alles dafür hinzugeben, um ihn zu tilgen?

An solchen quälenden Gedanken, die in dem zerprügelten Kopfe des phantastischen jungen Mannes unklar und ohne rechte Ordnung durcheinander wirrten, rang sich die betrübte Seele des Tobias wund, bis das Frührot ins Fenster des Kämmerchens schien. Mit diesen Gedanken rang Tobias den ganzen Tag, den er in seiner Kammer zubrachte, ohne einen Bissen von dem Essen anzurühren, das ihm die Mutter heraufbrachte. Zu einem Entschlusse, was er thun und was er lassen solle, kam er nicht.

Am Morgen des nächsten Tages kam er endlich aus seinem selbstgewählten Gefängnis hervor. Als er über den Hof schritt, ging sein Vater, die Sense auf der Schulter, an ihm vorüber. Der alte Mann würdigte den Sohn keines Blickes, und Tobias ging mit bitterem Lächeln weiter. Daß die Mägde hinter ihm her zischelten und kicherten, bemerkte er in seinem Schmerze kaum.

Da trat ihm Hiesel, der alte Knecht, in den Weg. „Na, wieder a wen'g an d' Luft geh'n, Tobias?"

„Ja, Hiesel, i geh' halt wieder a wen'g an d' Luft."

Der Alte sah Tobias prüfend an. „Na, sein ja nimmer gar so dick, die Dibbeln. Mueßt unserm Herrgott dank'n, Tobias! 'leicht hätt's dir grausli' geh' kinna. Daß d' grad den Veitl angeh'n hast müassen, Tobias. Is der stärkste Bua in der G'moan, der Veitl."

Zu dieser Rede schnitt Hiesel ein ausbündig stolzes und schlaues Gesicht, dem man es deutlich ansah, wieviel der Knecht sich auf seine diplomatischen Talente zu gute that. Hatte er da nicht mit dem Haussohne über die heikle Geschichte gesprochen, ohne irgendwie anzustoßen? Wie weh dem Studenten der Ruhm seines Feindes that, ahnte der Gute freilich nicht, und Tobias ließ ihn's nicht merken. Er nickte dem Alten zu und trat hinaus auf die Straße.

Hier kam's ihm erst so recht deutlich zum Bewußtsein, wie sehr sich seine Stellung im Dorfe seit vorgestern verändert hatte. Die Kinder, die sonst grüßend zu ihm herangesprungen waren, glotzten ihn aus sicherer Entfernung neugierig und ein wenig verächtlich an, verächtlich namentlich die kleinen Buben, denen der Hemdenzipfel rückwärts aus dem Höschen hing. Bei den kleinen Mädchen überwog ein Ausdruck des Mitleids. Die größeren Dirnchen, die sonst errötet waren vor Glück, wenn der Student sie nur flüchtig ansah, und es sichtlich darauf anlegten, von ihm angesprochen zu werden, wandten sich naserümpfend ab, als er an ihnen vorüberschritt. Die Burschen, die ihm ob seiner höheren Bildung von jeher nicht grün waren, musterten ihn höhnisch und lobten mit so lauter Rede, daß er's hören mußte, den langen Veit, der Kräfte habe wie ein Bär, gelenkig sei wie ein Eichhörnchen und bei der letzten Sonntagsrauferei drüben in Ernstbrunn ganz allein sechs der stämmigsten Ernstbrunner Burschen zum Wirtshaus hinausgeworfen habe. Die

älteren Leute aber erwiderten Tobias' Gruß mit Mienen, in denen deutlich zu lesen war, wie sehr sie das Betragen des Studenten, der eine Liebschaft mit dem Nannerl angefangen und mit dem langen Veit gerauft habe, mißbilligten.

Der Gang durch die Dorfstraße war ein richtiges Spießrutenlaufen für den armen Tobias. Er atmete tief auf, als er endlich draußen auf dem freien Felde war, und strebte mit langen Schritten dem Bergwalde zu. „Wie ein krank geschossener Hirsch, der zu Gehölze zieht," dachte er bitter, als er sich seiner Eile, den schützenden Wald zu erreichen, bewußt wurde.

Oben im Walde strich er ruhelos den Vormittag und den halben Nachmittag herum. Ein Stück Schwarzbrot, das er mitgenommen hatte, und ein Trunk aus einem Forellenbach waren seine Nahrung, seine Beschäftigung rastloses Grübeln über seinem Unglück und seiner Schande. An einer Tanne, deren unterster Ast etwa eine Elle über seinem Haupte so hübsch wagerecht aus dem Stamme hervorstach, blieb er eine ganze Weile wie gebannt stehen, blickte zu dem Aste hinauf und lockerte dabei mit der Rechten den Riemen, den er als Gürtel um den Leib trug.

Dann schüttelte es ihn aber auf einmal wie ein Fieberfrost. Er wandte sich scheuen Blickes ab und ging so eilig davon, als fürchte er sich vor jemand oder vor etwas.

Schließlich fiel ihm sein Skizzenbuch ein, das vorgestern auf der Waldblöße liegen geblieben war. Das wollte er doch nicht da oben verderben lassen, es waren ganz gelungene Sachen darin. Wenn er jetzt auf die eine Art oder die andere zu Grunde ging, blieb doch etwas übrig von ihm. Vielleicht kam das Buch einmal einem in die Hand, der etwas verstand davon. Der sah

sich die Zeichnungen an und ließ sich die Geschichte des Zeichners erzählen und sagte dann: „Schad' um den jungen Menschen. In dem hätte etwas ganz Großes gesteckt." Um diesen armseligen Rest des erhofften Nachruhms wollte sich Tobias nicht auch noch bringen.

So schlug er denn den Weg nach der Lichtung ein. Aber so viel er auch suchte, von dem Skizzenbuch war keine Spur da. Das mußte jemand gefunden haben.

Auf einmal fiel Tobias ein, es könne in die Hände des langen Veit gefallen sein, der nun seinen frechen Spott damit treibe. Bei dieser Vorstellung wurde es ihm blutrot vor den Augen, seine Fäuste ballten sich, und er schrie so laut in den Wald hinein, daß die Häher in den Baumwipfeln krächzend aufflogen, und er sich vor seiner eigenen Stimme entsetzte.

Nach diesem tobsuchtähnlichen Anfalle wurde ihm so übel, daß er sich rasch niedersetzen mußte, um nicht zusammenzubrechen. Der Zufall wollte, daß er sich auf den nämlichen Baumstumpf niederließ, auf dem er vorgestern gesessen hatte. Da sah er nun die nämlichen Dinge in der nämlichen Beleuchtung vor sich wie vor achtundvierzig Stunden, und doch — wie anders sah ihn alles an! Da waren keine holden Geheimnisse des märchenrauschenden Waldes; Holz und Laub und Halme und kriechendes und summendes Getier, nichts weiter sah er. Und er selbst, wie ausgeplündert war er, wie bettelarm! Seine Ehre beschmutzt, sein Mut zerbrochen, die herrlichste Zukunft, die ihm so greifbar nahe erschienen war, in nebelhafte Fernen entrückt, der Brief, den er in selbstgewählter Stunde stolz und frei seinem Vater hatte entgegenhalten wollen, aus seiner Brusttasche fort. In einem Augenblick der tiefsten Demütigung hatte er ihn hingegeben, zur Notwehr ... und das alles hatten die harten Fäuste eines rohen Dorflümmels bewirkt.

Aufstöhnend verbarg der arme junge Mensch sein Gesicht in den Händen.

Lange, lange saß er so. Der Himmel flammte schon purpurrot, und zwischen den Baumstämmen wob bläuliche Dämmerung, als er sich endlich aufraffte und den Heimweg antrat. Sein armer Kopf dröhnte und glühte, sein Fuß strauchelte wie der eines Trunkenen.

Am Waldsaume begegnete er dem Nannerl. Das Mädchen lief hastig auf ihn zu und zeigte ihm schon von weitem ein längliches Ding in der hocherhobenen Rechten, sein Skizzenbuch.

„Gott sei Dank, daß d' wieder beisamm' bist, Tobias," rief sie, über das ganze hübsche Gesichtchen glühend vor Freude. „Und da hast dei' Büachel wieder. Gestern hab' i's im Wald oben g'funden. I bin so keck g'west und hab's aufg'macht. O du mein — die schön' Bildeln! Frei zum Fürchten schön. Und i ... i bin ja glei' a paarmal drin."

Sie stockte und errötete wieder. Tobias griff mit beiden Händen nach dem Buche.

„I dank' dir tausendmal, Nannerl," rief er aufgeregt. „Stell dir vor, ich hab' mir schon fest ein'bild't, der lange Veit müßt's g'funden haben, der Himmelhund, der elendige!"

Da kam ein sonderbarer Ausdruck in die Augen Nannerls. Zagenden Tones sagte sie: „Aber Tobias ... wer wird denn so fluachen! Das ist gar nit schön —"

„Nun, Nannerl," unterbrach sie der junge Mann aufbrausend, „auf den Kerl zu fluchen hab' ich allen Grund."

„Gar kein'n Grund hast," fiel ihm das Mädchen hitzig in die Rede. „Den Tratsch hätt' er ja nit machen brauchen. Aber das Ruhmredigsein, das haben die Mannsleut' halt so in ihnen. Und sunst ... was hat er denn 'than? Du hast 'n ja an'gangen. Halbtot hätt'

er di' hauen können, er is ja so viel stark, aber er hat si' z'ruckg'halten, und mir, wie i 'n in d' Hand bissen hab', mir hat er gar nix 'than."

Sie vollendete den Satz nicht, denn Tobias hatte sich ohne Gruß abgewandt und war davongegangen. Was hatte der nur? Sie sah dem Burschen nach und wurde auf einmal ganz heiß in den Wangen. Wie war sie nur dazu gekommen vorhin, den Veit zu loben? Ihr wurde vor sich selbst bange, ohne daß sie recht wußte, warum.

Tobias ging schnurgerade nach Hause. In seiner Seele stand der Entschluß, den er in fünfzig Stunden nicht hatte finden können, jetzt auf einmal felsenfest: Veit mußte fort aus der Welt. Auch das Nannerl war zu ihm übergegangen — das kostete ihm das Lebenslicht, dem Buben.

Tobias ging im Dunkeln nach dem Dachboden. Als ob das Mordgewehr seine Hand magnetisch anzöge, fand er den Doppelstutzen, ohne Licht zu machen und ohne langes Herumtasten.

Er trug die Waffe nach seiner Kammer, deren Thür er hinter sich verriegelte. Dann putzte er den Stutzen, lud beide Läufe und legte sich hin. Wo er seinen Feind morgen in aller Frühe erwarten konnte, wußte er schon. Morgen war Samstag, da schickte der Zirmgruber, der Vater des Veit, seinen Sohn immer hinauf nach der Zirmalm, dem Senner Nahrungsmittel hinauftragen und Butter herunterholen. Auf dem Bergweg wollte Tobias den Veit treffen.

Da der Vorsatz nun gefaßt war, wurde Tobias so ruhig, daß er sogar ein paar Stunden schlafen konnte. Vor Tagesanbruch war er aber schon wieder wach und stahl sich, die Waffe vorsichtig unter der Joppe verbergend, aus dem Hause und zum Dorfe hinaus.

Kein Mensch begegnete ihm auf seinem Wege. Als er in den Wald eingetreten war und den Steig nach der

Zirmalm unter den Füßen hatte, stieg seine Aufregung, da er sich der Entscheidung näherte. Seiner Rache war er nun sicher. Hier auf dem wenig begangenen, steilen Fußweg war es ja beinahe ausgeschlossen, daß ihm jemand störend dazwischen kam.

Zwei Stunden stieg er rüstig bergan, dann hatte er die Stelle erreicht, an der er die That vollbringen wollte. Von hier aus konnte einer den Weg nach rechts und links wohl eine Viertelstunde weit überblicken und dabei selbst ungesehen bleiben, wenn er sich hinter dem Gestrüpp verbarg, an dem der Steig sich hinwand.

Der Student drängte sich durch das Gebüsch. Mitten drin lag ein großer Steinblock, recht wie zu einer Sitzbank hingelegt. Auf den ließ Tobias sich nieder, legte die Waffe über seine Kniee und begann zu warten.

Vor ihm ging die Sonne auf in aller Herrlichkeit eines taufrischen Gebirgsmorgens. Der Maler Tobias sah nichts von den wunderbar schönen Lichtern und Farben, die über den Himmel, über Felsen und Bäume sich breiteten. Ein scharfer Wind blies, von Osten kommend, ihm gerade ins Gesicht, aber er schauderte nicht zusammen. Er dachte nicht und fühlte nicht, sein ganzes Wesen war wie gebannt und gelähmt von dem Bilde, das vor seinen Augen schwebte: die blutige Leiche des langen Veit, auf das Geröll des Berghanges hingestreckt. Nicht eine Wimper zuckte an ihm, wie er so saß und regungslos nach der Thalseite des Steiges hinablugte, von wo der Verhaßte kommen mußte.

Da schlug plötzlich von der Bergseite her ein kurzer, harter Laut an sein Ohr — Hundegebell! Erschrocken wandte er den Kopf. Der Förster kam — der Förster Ruckhardt! An den hatte er nicht gedacht. Und den Hund hatte er bei sich. Freilich am Riemen. Aber wenn der Köter ihn witterte —

Rückzug war unmöglich. Das scharfe Auge des Jägers hätte ihn sofort entdeckt; so that denn Tobias das einzige, was ihm übrig blieb: er drückte sich tiefer in den Busch, in der schwachen Hoffnung, daß der Hund ihn nicht beachten würde.

Diese Hoffnung zerrann bald. Der Hund schlug noch in ziemlicher Ferne mehrmals nacheinander an, und Tobias hörte bebenden Herzens, wie der Förster verwundert fragte: „Aber Waldl, was hast denn? Wer soll denn da sein? Na, das wer'n wir gleich haben. — 'raus da vorn aus dem Busch, wer drin steckt, sonst lass' i den Hund los!"

Der gebieterische Ruf ließ Tobias keine Wahl. Er ließ den Stutzen rasch von seinen Knieen gleiten und trat aus seinem Versteck hervor.

Das düstere Gesicht des Jägers zeigte beim Anblick des Studenten einen etwas verblüfften Ausdruck.

„Nein, so was! Der junge Bachhofer! — Ja, was suchen denn Sie da in aller Herrgottsfrüh?"

Vor dem forschenden Blicke des Mannes mußte Tobias die Augen senken.

„Spazieren —" sagte er unsicher. „Der schöne Morgen."

Der Förster ließ ihn aber nicht ausreden. Er ging raschen Schrittes an ihm vorüber und drang in das Gebüsch ein. Gleich darauf kam er wieder heraus, den Stutzen des Tobias in der Hand.

„G'hört das in Linz zu einem Morgenspaziergang?" fragte er schweren Tones.*)

Darauf antwortete Tobias gar nichts.

Der Förster sah ihn eine Weile forschend an, dann sagte er langsam: „Wissen S', Bachhofer, als Förster

*) Siehe das Titelbild.

müßt' ich Sie jetzt eigentlich arretier'n und unten im Thal dem Gendarmen übergeben, weil ich Sie mit'm Stutzen im Revier 'troffen hab'. Und nachher müßt' ich als Zeuge aussagen, daß da kein Wildwechsel war, wo ich Sie g'funden hab', wohl aber der Steig, den der lange Veit heraufkommen hat müssen, der Veit, mit dem Sie vor drei Tag' die Rauferei g'habt hab'n."

Er hielt inne und wartete auf eine Antwort des Studenten. Der aber stand regungslos vor ihm und starrte trotzig zu Boden.

Da begann Ruckhardt wieder zu reden. „Bachhofer, waren S' schon einmal auf der Jagd?"

Tobias schüttelte den Kopf.

„Möchten S' einmal ein' Hirschen schießen?"

Jetzt hob Tobias den Kopf. Das Bauernblut, in dem das Jagdfieber so unausrottbar sitzt, regte sich in ihm. Zögernd antwortete er: „Ich möcht' schon. Aber wie kommen Sie dazu, mir das zu gestatten?"

„Das is meine Sach'," beschied ihn der Förster schroff. „Wenn S' wollen, kommen S' mit. Den Gendarmen treff'n wir später auch noch."

Er faßte den verwundert blickenden jungen Mann am Arm und zog ihn von dem Steige fort den Hang des Berges hinan.

Wohl eine Stunde stiegen sie so, vorsichtig, aber rasch. Tobias perlte der Schweiß bereits unter dem Hutrande.

Da blieb Ruckhardt plötzlich stehen und wies bergaufwärts. „Dort!" flüsterte er.

Tobias blickte in der gewiesenen Richtung. Da sah er einen braunen Fleck über eine grüne Bergwiese sich langsam hinbewegen.

„Das is er," raunte der Förster wieder. „Jetzt anpirschen — da im Krummholz hinauf!"

Es dauerte über eine halbe Stunde, ehe sie auf Schußweite heran waren, aber Tobias, dem das Jagdfieber in allen Adern glühte, verging sie wie eine Minute. Jetzt drückte ihm der Förster den Stutzen in die Hand.

„Aufs Blatt halten — so — Feuer!"

Blitz und Schlag — dann rollte das Echo des Schusses donnernd an den Bergwänden entlang.

„Bravo!" rief Ruckhardt. „Wenn das der Veit g'wesen wär', der wär' im Feuer 'blieben. Aber der Hirsch kommt auch nimmer weit."

Er löste den Hund vom Riemen. Wie ein von der Armbrust geschnellter Pfeil schoß Waldl dahin. Gleich darauf bellte er in nicht zu großer Entfernung hinter einem Felsblock. Die Männer rannten in langen Sätzen auf die Stelle zu.

Jetzt hatten sie den Felsblock erreicht, und Tobias sah nun den Hirsch liegen. Die Kugel mußte durch die Lunge gegangen sein, denn aus dem Maule troff reichlich Blut, und der Hirsch schlug krampfhaft mit den Läufen.

Tobias stand in einer wunderlichen, dem Grauen sehr nahe verwandten Stimmung und starrte auf den Hirsch. Da fühlte er eine harte Faust auf seinem Arm und hörte eine schwere, dumpfe Stimme raunen: „Tobias, Sie sind ein Studierter, und ein Maler sollen Sie auch sein. Sie haben Einbildungskraft. Schau'n S' gut in die Lichter von dem Hirsch, Tobias! Seh'n S' die Todesangst, die fürchterliche? Und den Vorwurf, den gräßlichen Vorwurf: Du hast mir das 'than. Warum? Warum? — Und Tobias, das is nur ein Hirsch, nur ein Stück Wild. Aber jetzt stellen S' Ihnen vor, das wär' ein Mensch, einer wie Sie selber. Ich hab' das erlebt, Tobias. — Es war meine Pflicht damals, aber ich bin's nimmer los 'wor'n, und die Leut' heißen mich 'n traurigen Jager. Sie aber ... wann das jetzt der Veit wär' —?"

Da sah Tobias Bachhofer den Jäger mit sonderbaren, großen Augen an, mit den Augen eines Menschen, der



aus einem Wahnsinnsanfall zur Vernunft zurückkommt. Dann haschte er nach der Hand des Försters.

„Ich dank' Ihnen, Ruckhardt," stammelte er, „ich dank' Ihnen! Das vergess' ich Ihnen nimmer!"

Damit wandte er sich um und stieg den Hang hinunter, dem Thale zu.

— — — — — — — — — — — —

Das ist jetzt sechs Jahre her. Das Nannerl ist Zirmgruberbäuerin geworden und wirtschaftet zu Enzenberg einträchtiglich mit ihrem langen Veit. Tobias Bachhofer aber ist ein junger, viel versprechender Künstler, dessen erstes Bild „Jagdglück" auf der jüngsten Wiener Ausstellung allgemeine Anerkennung gefunden hat. Es stellt das eigene Erlebnis des Tobias dar, und besonders gelungen ist der ergreifende Ausdruck des Leidens in den Augen des sterbenden Hirsches und der Zug von Grauen und Reue in dem Antlitz des jungen Schützen. Man prophezeit Tobias Bachhofer eine glänzende Zukunft.





Von Hongkong bis Peking.

Augenblicksbilder aus dem „Reiche der Mitte".

Von Ernst Montanus.



Mit 15 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Der Zug der Geschichte, der so lange fast ausschließlich nach Westen gewandt war, hat jetzt die Richtung nach Osten genommen, und die uralte Wiege des Menschengeschlechts scheint wieder das eigentliche Welttheater werden zu wollen. Zu der „orientalischen Frage", die ungelöst von dem neuen Jahrhundert übernommen worden ist, hat sich plötzlich drohend die „chinesische Frage" gesellt, und Ostasien steht im Vordergrunde des allgemeinen Interesses.

Als der Engländer Arthur H. Smith, der lange Zeit als Missionar im „Reiche der Mitte" gewirkt und sich den Ruf eines der besten Kenner des chinesischen Volkes erworben hat, vor einiger Zeit sein vortreffliches Buch „Dorfleben in China" erscheinen ließ, meinte er in der Vorrede: „Noch niemals war in der ganzen Welt so viel von China die Rede, wie jetzt, und es scheint nicht wahrscheinlich zu sein, daß sich dies am Anfange des nächsten Jahrhunderts ändern werde." Die jüngsten Ereignisse haben diese Vorhersage nur zu sehr bestätigt und die

europäischen Großmächte gezwungen, im Verein mit der nordamerikanischen Union und dem mächtig aufstrebenden ostasiatischen Inselreiche Japan Kriegsschiffe und bedeutende Streitmittel nach China zu schicken.

Bis zum chinesisch-japanischen Kriege von 1894/95 hatte England fast ohne Widerspruch eine Vormachtstellung in Ostasien behauptet, wo es in Hongkong einen festen Stützpunkt seiner Macht besaß. Die Insel dieses Namens liegt an der Südküste Chinas, rechts vor dem Eingange in die Bocca Tigris, 144 Kilometer südöstlich von Kanton, 64 Kilometer östlich von Macao und durch einen schmalen Meeresarm vom Festlande getrennt; sie ist seit der endgültigen Abtretung im Frieden von Nanking (1842) englische Kronkolonie. Die Stadt Hongkong, die den offiziellen Namen Viktoria führt, dehnt sich an der Nordküste und der hier von Quais und vorzüglichen Dockanlagen umsäumten Meerenge 7 Kilometer weit aus. Sie lehnt sich mit ihren sauberen, aber unregelmäßigen Straßen an steil aufsteigende Höhen an. Zu dem 560 Meter hohen Victoria Peak führt eine Zahnradbahn empor. Im Osten liegt das Chinesenviertel von Hongkong, dessen Straßen das für alle chinesischen Städte typische Gepräge tragen. Sie sind eng und schmutzig, aber die Läden in den leicht gebauten Häusern glänzend mit Rot und Gold geziert. Lange schmale Schilder, mit Inschriften oder grellfarbigen Malereien bedeckt, sind überall senkrecht aufgehängt; ebenso bunte Laternen. Im Straßengewühl bewegen sich Hunderte von umherziehenden Händlern aller Art, die ihre Waren an Bambusstäben balancieren. Die Bedeutung von Hongkong als Handelsstadt ist zwar nach dem Aufblühen Schanghais und der anderen, den Fremden geöffneten chinesischen Vertragshäfen zurückgegangen; noch immer aber bildet es einen Stapelplatz von hervorragender Wichtigkeit.



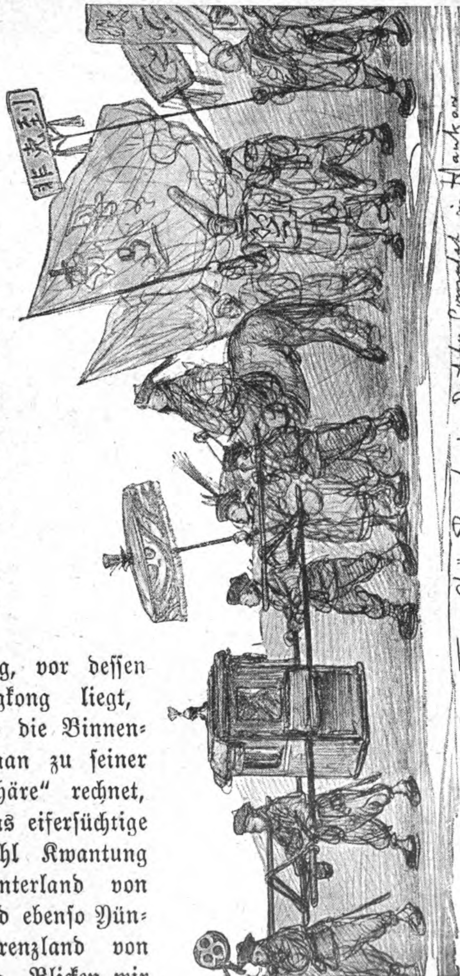
Strasse im Chinesenviertel von Hongkong.

Von Kaulung, der gegenüberliegenden Halbinsel des Festlandes, gehörten ursprünglich nur 10 Quadratkilometer



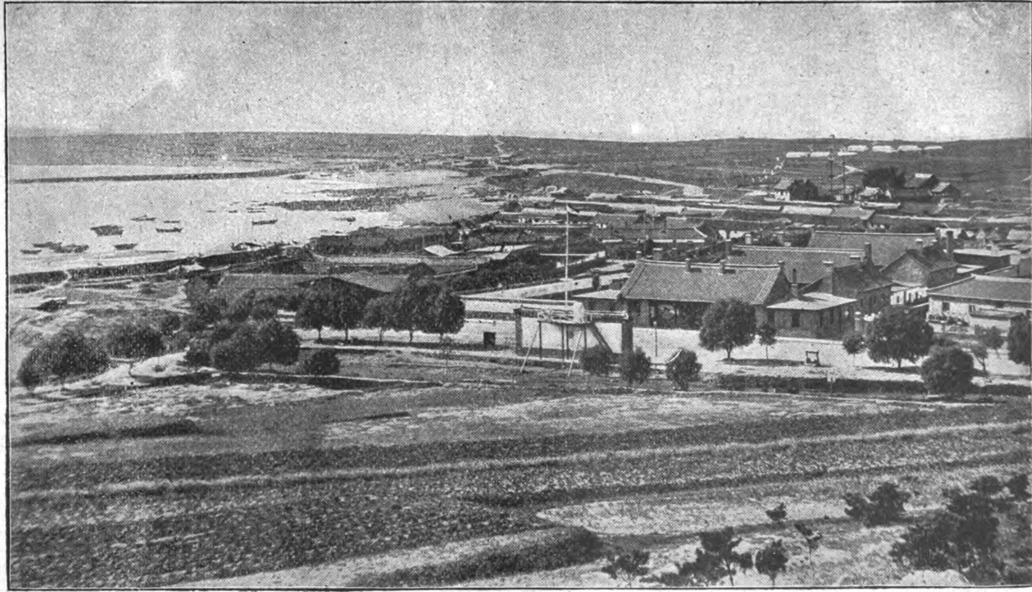
Chinesischer Amtsschreiber in Hankau.

zu Hongkong, dessen Bevölkerung gegen 247,000 Köpfe zählt. Als aber die neueren Besitzergreifungen der europäischen Mächte in China begonnen hatten, ließ England



sich noch nachträglich (am 9. Juni 1898) von China ein Gebiet von 200 englischen Geviertmeilen gegenüber von Hongkong abtreten, weil die Stadt bei der Tragweite der heutigen Geschütze sonst vom Festland aus beherrscht werden könne.

Während Frankreich die Südprovinzen Kwantung, vor dessen Küste Hongkong liegt, Kwangsi und die Binnenprovinz Yünnan zu seiner „Interessensphäre“ rechnet, macht ihm das eifersüchtige Albion sowohl Kwantung als das Hinterland von Hongkong und ebenso Yünnan als Grenzland von Birma streitig. Blicken wir auf der Karte von Hongkong nordwärts, so gehört das der an Japan im Frieden von Simonoseki (1895) abgetretenen



A. Renard. phot.

Gouvernements-Yamen in Tsintau.



Marktstrasse in Tsintau.

Insel Formosa gegenüberliegende Fokien ebenfalls zum Interessengebiet der Japaner, während auf die weiter nördlich sich anschließende Provinz Tschekiang Italien ein Auge geworfen hat.

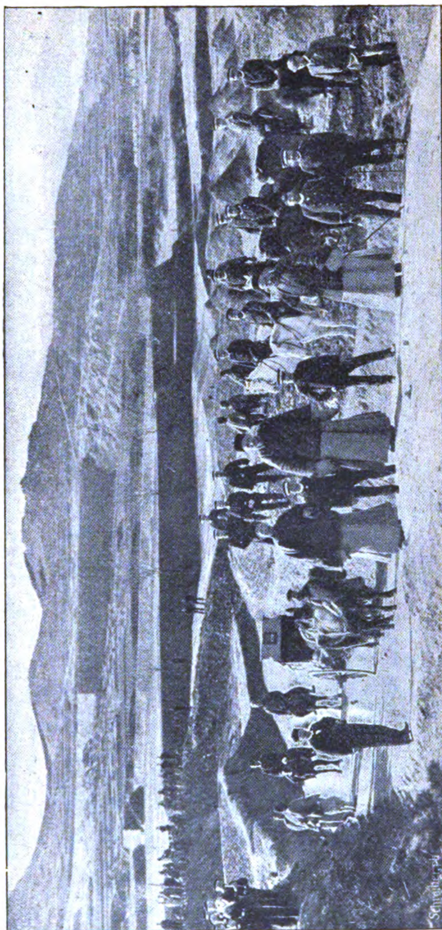
Das Thal des Jangtsekiang, vor allem die Provinz



Feldgottesdienst im deutschen Ostlager bei Tsingtau.

Kiangsu, betrachten wieder die Engländer als in ihren Interessenkreis fallend, doch bestehen in dem ungeheuer fruchtbaren, langen Jangtsekiangthale auch Niederlassungen anderer Mächte. Deutschland besitzt eine vertragsmäßig erworbene Niederlassung in *Hankau*, dem wichtigsten Handelsplatze des mittleren China, in der Provinz Hupe, auf dem linken Ufer des Hankiang an seiner Mündung

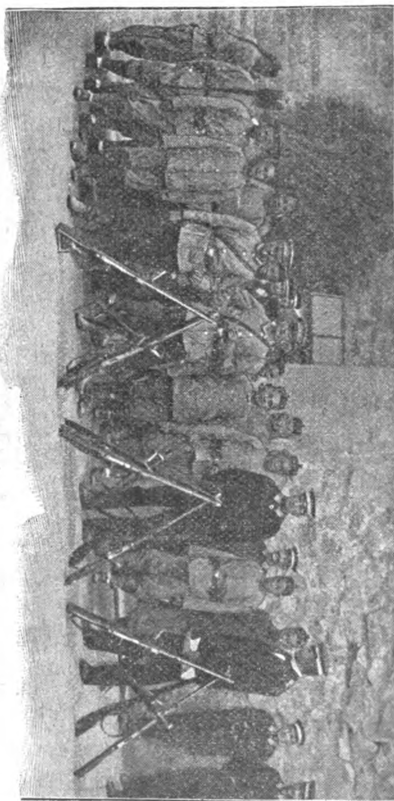
in den Jangtsekiang. Um dorthin zu gelangen, fahren wir von Hongkong mit einem Dampfer der „P. a. O.“ (die allgemein bekannte Abkürzung für: Peninsular and Oriental Steam Navigation Company) zunächst nach Wusung an der Außenmündung des Jangtsekiang und dann nach dem 15 Kilometer weiter landeinwärts gelegenen Schanghai. Von hier vermitteln verschiedene Dampferlinien den Verkehr mit



Besuch von Missionaren bei den Offizieren der deutschen Besatzungstruppe in Kiautschou.

dem zu Wasser noch über 1000 Kilometer entfernten Hankau, das angeblich über 800,000 Einwohner zählt und den Zentralpunkt des Handels der Provinzen Hupe, Szetschwan

und Kweitschou bildet. Die Stadt, in der die englische, französische, russische und deutsche Fremdenniederlassung am Flusse nebeneinander liegen, ist seit 1861 dem fremden Handel geöffnet. Zu dem britischen Konsulat kamen seitdem ein amerikanisches, deutsches, französisches, russisches und japanisches. Die Interessen ihrer Niederlassungen, von denen die deutsche Kronkonzession mit 46 Hektar Fläche allein einen Grundwert von 1 Million Mark hat, nötigen die fremden Konsuln zu vielfachem Verkehr mit den chinesischen Beamten, die alle, vom Amtsschreiber bis zum Mandarinen, die Charakterzüge der ganzen Nation aufweisen: bis zur Uebertreibung höflich und von sklavischer Unterthänigkeit allem gegenüber, was ihnen imponiert und Furcht einflößt; pfiffig, verschlagen und im höchsten Grade geldgierig.



Chinesencompagnie in Tsintau.

Nach der in ganz China herrschenden Kasteneinteilung

stehen obenan die Mandarinen oder Staatsbeamten, zu denen auch die militärischen Würdenträger gehören, und die Gelehrten. Höchst eigenartig ist der Aufzug eines solchen Würdenträgers, wie zum Beispiel der auf S. 97 dargestellte Seiner Excellenz Dau-Tai-Chü bei einem Besuch im deutschen Konsulat in Hankau. Voran farbig gekleidete Männer mit Fahnen und Stangen, an denen Plakate die Würden und hervorragenden Eigenschaften des hohen Beamten verkünden. Ein riesiges Tamtam wird gerührt, um alles zum Platzmachen aufzufordern; weiterhin Beamte zu Pferde, dann Soldaten und nun die Sänfte mit der Excellenz, über der ein großer roter Sonnenschirm gehalten wird, während Reiter, Bannerträger



Erkundungsritt in Deutsch-China.

und Krieger den Schluß bilden. Dergleichen Aufzüge und zahlreiche andere Aeußerlichkeiten wirken in unseren Augen entschieden komisch. Solche Eindrücke hatten im Verein mit den Niederlagen der Chinesen im Kriege gegen Japan die meisten der fremdländischen Vertreter dazu gebracht, die Millionen zopftragender Bewohner des himmlischen Reiches als eine „quantité négligeable“ aufzufassen, von der man überzeugt war, daß sie auch jetzt noch,



Chinesische Knabenschule.

wie im Kriege von 1894/95, beim ersten Kanonenschuß ausreißen würde. Diese Unterschätzung hat sich bitter gerächt.

Werfen wir nun nochmals einen Blick auf die Karte, so folgt noch weiter nördlich Deutschlands Interessenbereich auf der weit nach Osten vorspringenden Halbinsel Schantung mit dem Pachtgebiete Kiautschou rings um die gleichnamige Bai. Kiautschou selbst ist ein Städtchen, zwei Tagereisen landeinwärts von Tsintau, dem Hauptort der deutschen Niederlassung, entfernt. Den Mittelpunkt der alten Chinesenstadt Tsintau bildet das Gouvernements-Yamen, die Dienstwohnung des ehe-

mals dort kommandierenden chinesischen Generals, welche dann zu dem deutschen Gouvernementsgebäude umgestaltet wurde. In der Nähe liegt die Marktstraße mit ihren chinesischen Läden; wo die Poststraße mit dem Postamt in die Marktstraße mündet, ist das Polizeiamt. Hier sieht man überall die armseligen chinesischen Häuser, aber schon wächst die neue deutsche Stadt Tsintau mächtig heran, die sich die Tsintaubucht entlang erstrecken und nach Nor-



Chinesische Mädchenschule.

den bis zur Kiautschoubai reichen soll. Großartige Hafen- und Kanalisationsarbeiten sind überall im Entstehen; die Eisenbahnarbeiten werden energisch gefördert. Eine Stadt-fernsprecheinrichtung ist im Betrieb, neben der noch für die Dienste des Gouvernements ein besonderes Fernsprechnetz besteht, alle wichtigen militärischen und Verwaltungsstellen untereinander verbindend, das sich bis nach den Nachbar-orten Lizun, Zankau und Schatzekau erstreckt.

Die deutschen Truppen mußten zunächst in den ehe-maligen chinesischen Lagern untergebracht werden, von denen sechs vorhanden waren: das Yamenlager, das Ost-

lager, das Brückenlager, das Strandlager, das Hohenlager und das Artillerielager. Als die Ruhe in Schantung noch ungestört war, erhielt die deutsche Niederlassung mitunter Besuch von den im Inneren des Landes thätigen Missionaren. Unser Bild auf S. 100 stellt einen Feldgottesdienst im deutschen Ostlager bei Tsintau dar, der bei einem Besuche von



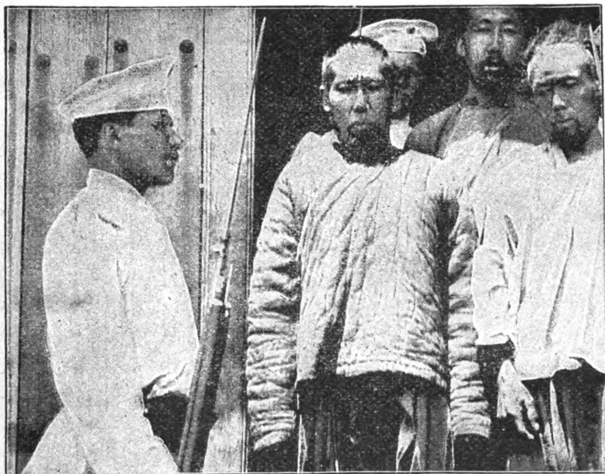
Chinesische Musikanten.

fünf, verschiedenen Nationalitäten angehörenden Missionaren stattfand.

Seit der Besitzergreifung von Kiautschou hat man in Tsintau auch eine Chinesencompagnie eingerichtet, die ganz nach deutscher Vorschrift einexerziert und militärisch ausgebildet worden ist. Trotzdem diese Leute schon seit drei Jahren in deutschen Diensten standen und ihr Chinesentum äußerlich beinahe gänzlich abgelegt hatten, sollen sie doch, wie der kürzlich aus Ostasien zurückgekehrte Freiherr v. Hartogensis berichtet, seit dem Augenblick, da die Unruhen um sich griffen, sich als durchaus unzuverlässig erwiesen haben. Seit dieser Zeit sind die unter Führung von Offizieren stattfindenden Erkundungs-

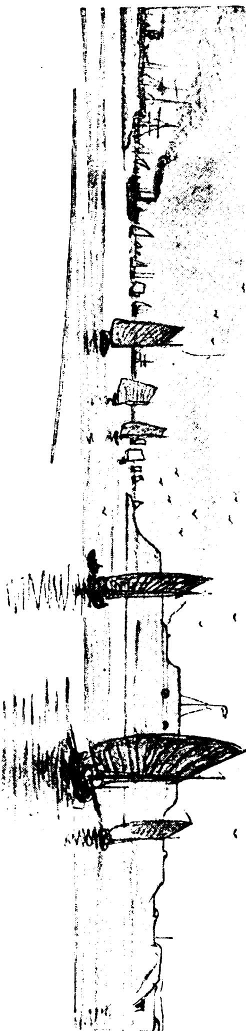
ritte durch das Schutzgebiet, die von jeher ausgeführt wurden, noch vermehrt worden.

Die für Chinesenkinder errichtete Regierungsschule (natürlich besteht auch eine deutsche Schule für Europäerkinder) wurde seither zahlreich besucht. Das Reich der Mitte selbst hat keine staatlichen Elementarschulen und kennt keinen



Gefangene Boxer.

Schulzwang. Doch findet man allenthalben, selbst in kleinen Flecken und Dörfern, entweder von der Gemeinde unterhaltene Volksschulen, oder es wird durch Privatlehrer Elementarunterricht für Knaben oder Mädchen erteilt. Es giebt kaum ein anderes Land, wo so gut für den ersten Unterricht der Kinder, auch aus den ärmsten und niedrigsten Familien, gesorgt wäre wie in China. Schon bei den Schulkindern kann man beobachten, daß eine Haupteigenschaft des Chinesen der sich in allen Ständen wiederfindende Fleiß ist; ebenso, daß die gelbe



Einfahrt bei Taku-Forts

Rasse gar kein Bedürfnis für körperliche Bewegung hat, so daß den Chinesen die in ihren Mußestunden spazierengehenden oder Sport treibenden Fremden einfach unverständlich sind.

Das von allen Kennern des Volkes mit Staunen beobachtete Fehlen dessen, was man bei uns Nerven nennt, kann man auch bei den chinesischen Musikanten wahrnehmen, deren Produktionen den Europäer zur Verzweiflung treiben können, während sie dem Einheimischen offenbar das größte Wohlbehagen hervorbringen. Ihre Instrumente sind äußerst zahlreich und bestehen aus Lauten, Guitarren, Flöten und anderen Blasinstrumenten, dreisaitigen Geigen, Glocken, Trommeln, Pauken u. s. w., mit denen ein höchst unharmonisches Geräusch hervorgebracht wird.

Nördlich an Schantung schließt sich die hauptstädtische Provinz Petschili oder



Das Ha-Ta-Men-Thor in Peking.

Tschili, wo die aufständischen Boxer zuerst den schrecklichen Ruf: „Vertilgt die Fremden!“ erhoben. Diese Sekte oder dieser Geheimbund führte verschiedene Bezeichnungen;

so hieß sie erst „Roter Lampenschirm“, „Schleier der goldenen Glocke“, „Hemd aus Eisenstoff“, zuletzt „Faust des Patriotismus und Friedens“; seither werden sie auch von den Europäern „Boxer“, das ist Faustkämpfer, genannt.

Der Schauplatz der Unruhen, die in erster Linie das Interesse Europas in Anspruch nehmen, ist das von dem Peiho oder Weißen Fluß und der Eisenbahn durchzogene Gebiet zwischen Taku und Peking. Bei Taku mündet der Peiho in den Golf von Petschili, und der Fluß bildete bis vor einigen Jahren die einzige natürliche Verbindung der Hauptstadt mit dem Meere. Seitdem wurde eine Eisenbahn von der Mündung bis Tientsin und später bis zur Hauptstadt selbst erbaut. Die Einfahrt in die Peihomündung ist wegen einer vorlagernden Barre aus Schlamm nur kleineren Fahrzeugen möglich. Außerdem schützten diese Einfahrt die Takuforts, die inzwischen von den verbündeten Mächten nach vorhergegangener Beschießung erstürmt worden sind.

Die von Taku oder eigentlich von dem Orte Tongku nach Peking führende Bahn hat eine Länge von ungefähr 170 Kilometer. Bei Tientsin, etwa 50 Kilometer nordwestlich von Tongku, übersetzt die Bahn den Peiho und bleibt dann bis Peking auf dem rechten Ufer; doch wurde diese Strecke alsbald von den Boxern zerstört. Weil die Chinesen den Bahnbau als ein Werk des Teufels nicht bis unmittelbar an die Hauptstadt gestatten wollten, erreicht die Linie 5 Kilometer vor der Umfassungsmauer ihr Ende.

Diese Mauern umgeben nicht nur die Stadt als Ganzes, sondern eine starke Mauer trennt auch die südliche Chinesenstadt von der nördlichen Tatarenstadt, und innerhalb dieser ist wiederum die kaiserliche mit der Roten oder Heiligen Stadt eingeschlossen. Im ganzen zählt man sechzehn große Thore in diesen Mauern, davon sieben in

der Chinesen-, sechs in der Mandschustadt und drei in der Mauer, welche diese beiden Stadtteile trennt. Das östliche unter den drei letztgenannten, das Ha-Ta-Men-Thor mit seinem aus mehreren Etagen bestehenden Aufbau oben auf der Mauer, bringt das Bild auf S. 109 zur Anschauung. Damit sei diese Reihe von „Augenblicksbildern“ geschlossen, durch die wir den Leser vom äußersten Süden des Reiches der Mitte bis zu dessen Hauptstadt geführt haben.





Unerlaubte Küsse.

Humoreske von Fritz Döring.



1. (Nachdruck verboten.)

Hans Hettner stieß das Bierglas auf den Tisch und sah angriffsgewärtig in dem kleinen Kreise umher.

„Redet, was ihr wollt — der Betrogene ist man immer! So ein Mädel kann verliebt sein wie eine Kanone — sowie einer kommt, der sie heiraten will, legt sie das Gesicht in bräutliche Falten und flüstert errötend „Ja." Man erlebt das immer von neuem."

„Na, höre mal, Windhund," mischte sich der kleine dicke Arzt ein, der das Präsidium am Freitagstisch führte, „dir muß das Bier nicht schmecken, oder es steht faul mit deinem Examen. Nörgelt und nörgelt immerzu! Ich hab' das schon ein paar Freitage gemerkt. Wenn das so weiter geht, müssen wir den Stammtisch umtaufen. Sagen wir statt „Klub der fünf lustigen Brüderlein" etwa „Klub der Leichenbitter". Dann wirst du Präsident. Was meinst du dazu, Beefsteak?"

Das „Beefsteak", im bürgerlichen Leben Franz Ferdinand Ritter genannt, that einen tiefen Zug.

„Du hast nur zu sehr recht, Kugel. Mir gefällt der Windhund schon lange nicht. Da drückt man neun Jahre

lang die Schulbänke zusammen, studiert gemeinsam darauf los, ist ein Herz und eine Seele — und plötzlich fängt der Mensch an, Weltverachtung zu blasen. Immer die Weiber — ich möcht' wirklich wissen, was das heißen soll. Denn er denkt gar nicht daran, verliebt zu sein. Es hat ihm keine was gethan, und wenn er diejenige fragt, die er haben will, sagt sie mit Freuden Ja. Aber er schimpft. Er schimpft, wo er kann. Und kriegt dabei ein ganz entzückendes Mädel. Ich begreife das nicht."

„Ich auch nicht," sagte der „Eierkuchen" sanft. Der Eierkuchen war ein hellblonder Theologe. „Man darf doch nicht alle in einen Topf werfen."

„Pah!" Hans Hettner zuckte geringschätzig die Achseln. „Dieselbe Couleur, wo man hinsieht. Wenn man sich Mühe giebt, kriegt man jede 'rum. Aber es lohnt nicht."

„Himmel und Hölle!" fuhr das Beefsteak auf. „Das lass' ich mir nicht gefallen! Das ist eine Rücksichtslosigkeit sondergleichen! Das verbitt' ich mir ganz energisch! Ihr wißt alle, daß ich seit kurzem verlobt bin. Wenn's auch vorerst heimlich ist, weil ich erst den Assessor mache, so wißt ihr's doch und kennt meine Braut. Und Hans kennt sie am besten. Trotzdem wagt er es, solch ein Zeug zu reden."

„Ich schlage ein Bierduell vor," erklärte der fünfte am Tisch, der wegen seiner Schlankheit „der Bleistift" hieß. „Berufen wir den Hohen Rat ein."

Hans Hettner strich den Schnurrbart. „Wie ihr wollt! Ich hab' gegen die Braut des Beefsteaks kein Wort gesagt. Ich meine nur: selbst die Treueste macht mal einen Seitensprung. Es giebt kein Mädel, von dem man nicht schließlich einen Kuß bekommt. Vorausgesetzt, daß man Zeit hat. Und das wird wohl keiner bestreiten."

Franz Ferdinand Ritter, das Beefsteak, fuhr in die Höhe. „Die Tafelrunde hat es gehört — der Vermessene

hat eine Behauptung aufgestellt, die gerade mich in tiefster Seele kränken muß. Ich frage vor den Versammelten: Nimmst du, Hans Hettner, deine Worte zurück oder beharrst du darauf?"

„Ein Kuß ist kein Beinbruch. Er kann in allen Ehren erfolgen."

„Aber meine Braut," rief das Beefsteak dazwischen, „wirst du ausschließen."

„Erlaube — ich sprach von einem Kuß in Ehren."

„Ganz egal. Ich wünsche eine bedingungslose Erklärung. Sonst glaubt irgend einer, du hättest einen bestimmten Grund zu deiner Annahme."

Hans Hettner lehnte sich trotzig zurück. „Schön. Dann erkläre ich also hier, daß ein solcher Grund absolut nicht vorhanden ist. Deine Braut ist untadelig in jeder Beziehung. Aber meine Worte nehme ich nicht zurück. Zu einem Kuß bringt man es immer."

„Ich bedaure, daß mein bester Freund so spricht. Ich habe seit einiger Zeit so wie so an dir eine Gereiztheit gerade gegen mich gemerkt. Ich hab' es dir mit Rücksicht auf unser intimes Freundschaftsverhältnis nicht übelgenommen. Nun aber, wo die Sache sich so entwickelt und sogar meine Braut in Frage kommt, muß ich ein Ende machen. Die Tafelrunde wird begreifen, daß ich vor Erledigung dieser Angelegenheit meinen Sitz hier nicht mehr einnehmen kann. Wir können die Erledigung aber beschleunigen."

„Wie willst du das machen?"

Ritter erhob sich, und mit einer steifen Verbeugung vor Hans Hettner sagte er: „Ich bitte, morgen vormittag zu Haus zu sein."

„Bitte sehr."

„Also adieu, Kugel. Auf Wiedersehen, Bleistift —" Er wollte sich verabschieden.

„Halt!“ sprach da die Kugel. „Ich bin der gewählte Präsident. Am Freitagstisch untersteht das Beefsteak mir. Also setz dich erst mal hin!“

„Nach dem Vorgefallenen —“

„Silentium! sag' ich!“ schrie der kleine Dicke. „Ich erteile das Wort dem Eierkuchen zur Herbetung des zweiten Paragraphen unserer ungeschriebenen Statuten.“

Der blonde Theologe hob die sanfte Stirnlocke aus dem Gesicht und sprach: „Geraten während einer Sitzung zwei Mitglieder des Klubs der fünf lustigen Brüderlein in einen Streit, so entscheidet, falls sie sich nicht einigen können, der Hohe Rat, der aus den drei übrigen Mitgliedern gebildet wird. Derselbe zieht sich zurück. Das während der Beratung getrunkene Bier entfällt zu Lasten der Streitenden. Dem Urteil haben sich die Parteien widerspruchslos zu fügen.“

„Ihr habt es gehört,“ sprach der Präsident würdig. „Der Eierkuchen und der Bleistift folgen mir. Ich brauche nicht darauf aufmerksam zu machen, daß die zurückbleibenden Gegner während der Beratung striktes Silentium zu beobachten haben.“

Aus dem kleinen Kneipzimmer zogen die drei ab ins eigentliche Lokal.

Franz Ferdinand Ritter, das Beefsteak, und Hans Hettner, der Windhund, blieben sitzen. Der eine pfiff, der andere schnaufte. Während des Schweigens dachten sie beide an dasselbe.

Sie dachten daran, wie gemütlich die Freitagabende waren, und wie jeder sich immer schon tagelang darauf freute. Fünf gleichgestimmte Seelen hatten sich gefunden. Mehr brauchte man nicht, und mehr wollte man nicht. Da war Heinrich Gluth, der junge Arzt: klein, dick, als der älteste auch der Präsident, mit dem Klubnamen „die Kugel“ genannt, natürlich seiner Rundlichkeit wegen.

Ein lustiger, gemütlicher Zechkumpan. Sein Gegenstück fand er im „Bleistift“, einem Mediziner im fünfzehnten Semester Namens Friedrich Glatzel, ein langer dünner Kerl, aber forsch und nach seinem eigenen Ausdruck „ideal bierehrlich“. Bei jeder Gelegenheit schlug er ein Bierduell vor, und er behauptete, statistisch nachweisen zu können, daß mit der Zunahme des Bierkonsums die Zahl der Kapitalverbrechen sich prozentualiter verminderе. „Der Eierkuchen“ glaubte es nicht, aber er sagte Ja dazu, denn er fürchtete das Trinkduell. Er war hellblond, trug eine Brille und eine sanfte Stirnlocke, die er langsam aus dem Gesicht zu streichen pflegte, und hieß Martin Sommer. Auch stand er im Verdacht, heimlich Lyrik zu schreiben. Die blonde Sanftheit und die Lyrik hatten ihm den Namen „der Eierkuchen“ verschafft.

Diese drei berieten nun und tranken. „Und der Teufel soll wissen, worauf sie kommen,“ dachte das Beefsteak. Es war schändlich, daß er seinen Freund Hans Hettner verlieren sollte und eventuell sogar den geliebten Freitagstisch! Aber wie oft und wie angestrengt er auch nachgegrübelt hatte — er konnte sich nicht denken, was dem Windhund in die Krone gefahren war.

Lieber Himmel, sie hatten Klasse für Klasse des Gymnasiums miteinander durchgemacht. Sie hatten sich gleichzeitig immatrikulieren lassen und dem Rektor der Berliner Universität in feierlichem Händedruck alles Menschenmögliche gelobt. Zwar studierte der Windhund Philologie und er selbst Jura, aber auseinander kamen sie dadurch nicht. Und selbst als er, Franz Ferdinand Ritter, in eine Burschenschaft eintrat, als er im Kreise seiner Couleurbrüder neue Freunde fand, vergaß er den alten nicht. Der alte blieb an erster Stelle. Dann wurde ihm auf drei Mensuren das Gesicht etwas zerhackt — deshalb eben „Beefsteak“ —, dann ging er mit dem Burschenband da-

von, dann holte er mit Hilfe eines Einpaukers das Versäumte nach, bestand das Referendarexamen, arbeitete am Kammergericht und bei Rechtsanwälten und stand nun im schweren Assessorexamen.

Der Windhund, der einige Jahre zur Medizin hinübergeschwenkt, dann aber doch zur Philologie zurückgekehrt war, machte jetzt gleichzeitig mit ihm das Staatsexamen.

Aber die Freundschaft erstreckte sich noch weiter. Sie verkehrten gemeinsam in zwei Familien: bei Sanitätsrat Hartwig und bei Professor Urbach. Der Sanitätsrat hatte eine Tochter und der Professor auch. Ilse Hartwig war fein, zart, blond und behend daneben wie ein Wiesel, Margret Urbach kräftiger, größer, aber innerlich schwächer und nachgiebiger als die Freundin.

Das Beefsteak und der Windhund waren schon vor zwei Jahren darüber einig, daß man diese lieben Geschöpfe heiraten müsse.

„Wenn ich erst Assessor bin,“ sagte das Beefsteak.

„Wenn ich erst das Staatsexamen hinter mir habe,“ meinte der Windhund.

Und alle beide drückten sich die Hand: „Wir werden famose Frauen kriegen, die so gut zu einander passen wie wir Männer. Das ist ein Segen. Denn durch die Heirat gehen sonst die treuesten Freundschaften in die Brüche.“

Soweit stand alles fest. Welche von den beiden Damen der einzelne heiraten würde, das wurde eigentlich niemals debattiert. Genug, man heiratete sie! Das ahnten die Mädchen selbst und die Eltern. Deshalb hatte man nichts gegen einen häufigen und herzlichen Verkehr, der in Eintracht und Freundschaft gepflegt ward.

Nun näherte sich allmählich der Zeitpunkt des Examens und damit auch derjenige der Entscheidung. Das Beefsteak überlegte. Ilse Hartwig war wohl die Klügere.

So ein flinkes, geschmeidiges Persönchen. Er fürchtete nur, es könnte seiner mehr soliden Kraft mal durch die Finger flitzen. Er war nicht so geschwind wie sie, mit der Zunge nicht und nicht mit den Füßen. Darin paßte wiederum Margret Urbach besser zu ihm. A pah, noch waren Wochen und Monate Zeit zum Wählen.

Aber es kam anders. Auf einer gemeinsamen Partie, nachdem man tüchtig getanzt und getrunken hatte, fügte es sich, daß er, das Beefsteak, mit Ilse Hartwig zusammen den Heimweg antrat. Vor ihnen schritten die Väter und Mütter, vor diesen wieder Hans Hettner mit Margret Urbach.

Der Abend war wunderschön, und der Wald rauschte, und die Sterne schienen. Vom Tanzen waren die Stirnen noch heiß, und die Herzen waren heiß von goldener Jugend. Ilse Hartwig hatte am meisten getanzt. Sie schritt jetzt neben ihm und lachte manchmal durch die Dämmerung so süß und hell und lustig, daß ihm das Herz immer heißer und seliger ward. Manchmal bog sie sich auch herab nach einer Blume, und als sie ein kleines Bouquetlein beisammen hatte, sprach sie: „Einen Augenblick! Ich komme schon wieder," und husch, sprang sie dahin, so schnell und leicht, daß die Gräser, vom Saum ihres Kleides gestreift, sich kaum bogen. Lachend steckte sie jedem der Teilnehmer eine Blume an, ihrem Vater und dem Professor, ihrer Freundin und Hans Hettner. „Jetzt hab' ich selber nur noch eine," sagte sie, als sie zu Franz Ferdinand Ritter zurückkam. „Aber Sie sollen sehen, daß ich nett bin — da!"

Und sie stellte sich vor ihn hin und zog den Stengel der letzten Blume durch das Knopfloch seines Rockes. Er war größer als sie und sah herab auf ihren Hut und den goldenen Haarknoten, der darunter zum Vorschein kam. Denn sie hatte sich so vorgebeugt und den Kopf geneigt,

daß er ihr Gesicht nicht wahrnahm. Ein feiner Duft stieg empor. Ob es das wunderschöne Mädchenhaar war? Ob der Wald und die Wiesen?

„Sie geben mir das Letzte, was Sie haben, Fräulein Ilse?" fragte er leise. „Was bleibt denn Ihnen?"

Sie lachte wieder so süß und neckisch. „Genug und übergenug. Ich bleibe mir ja selber."

Ihr Lachen verwirrte ihn, ihre Nähe nicht minder. Ach Gott, und der Abend dazu — und die Dämmerung und der Duft des Waldes —

„Wenn ich dies alles nun auch noch wollte, Ilse?" flüsterte er und beugte sich tiefer.

Sie sah in diesem Moment empor, daß ihre Gesichter einander so nahe waren wie nie zuvor. Dann trat sie leicht zurück, aber sie wurde rot und sagte: „Ich verstehe Sie nicht, Herr Ritter."

Da atmete er tief. „Das mein' ich, Ilse," sprach er, und im selben Augenblick hatte er sie umschlungen und küßte sie.

Ihr Hut rutschte etwas nach hinten. Sie streckte abwehrend die Hände aus. „Nicht!" rief sie mühsam. „Nicht doch!"

Aber wenn Franz Ferdinand, das Beefsteak, einmal im Zuge war, ließ er sich nicht so leicht aufhalten. Beschämt, verwirrt und schwer atmend lief sie, als er sie freigab, von ihm fort zu den übrigen. Er holte sie gerade noch ein.

„Wenn ich den Assessor hab'," flüsterte er, „verloben wir uns auch öffentlich. Ja?"

„Ja — ja!" stieß sie hervor. Sie hing sich fast ungestüm plötzlich in den Arm ihres Vaters.

„He, min lütt Deern, wat dhaust denn?" sagte der Sanitätsrat und klopfte ihr die Hand.

„Ich hab' ... mich müde getanzt," erwiderte sie. „Mir ist ... immer noch ganz heiß." —

So kam ihre heimliche Verlobung zu stande. Als Franz Ferdinand am nächsten Morgen jedoch erwachte, überlegte er lange, wem diese heimliche Verlobung eigentlich überraschender gewesen: ihr, der Ilse, oder ihm. Es war alles schauderhaft plötzlich gekommen.

Na, er hatte es also erstens mal seinem Freund, dem Windhund, erzählt.

„Beefsteak," hatte der gesagt, „du schwindelst."

Es hatte lange gedauert, ehe er zum Glauben daran gebracht war. Dann jedoch krakeelte Hans Hettner nicht schlecht. Das wäre, ließ er sich aus, unfreundschaftlich gehandelt; sie hätten sich beide zusammen gleich nach dem Examen verloben wollen, aber nicht der eine auf eigene Faust früher. Das wäre wider die Abrede — schrumm!

Und dieses „schrumm" betonte der Windhund nur dann so nachdrücklich, wenn es ihm mit einer Sache heiliger Ernst war.

Seitdem war in die alte Freundschaft ein kleiner Riß gekommen. Hans Hettner war eben ein gar zu großer Trotzkopf. Solcher Lappalie wegen zu nörgeln! Es konnte ihm doch wahrhaftig egal sein, ob sich der eine heimlich ein paar Wochen früher verlobte. Die öffentliche Verlobung erfolgte natürlich zusammen. Aber so war der Windhund einmal. Ganz unbegreiflich!

Deshalb auch die steten Anzapfungen, denen die heutige die Krone aufgesetzt! S e i n e Braut einem anderen einen Kuß geben! Lächerlich! Sie, die so wie so nicht für das Küssen war!

Er selbst bekam keinen. Meistens ging es ja auch nicht, weil die Eltern dabei waren oder die Freundin. Aber selbst wenn kein Mensch weiter für Augenblicke im Zimmer war, wenn er davon sprach, daß in aller Kürze, gleich nach bestandenem Examen, ihre Verlobung publiziert werden sollte, wenn er sie dann auf den Mund zu

küssen versuchte, wehrte sie ihm freundlich, aber entschieden.

Diese Prüderie ging ihm, offen gestanden, zu weit. Wozu war man denn heimlich verlobt? Und auch ernster war Ilse geworden. Nun ja, der bedeutungsvollste Schritt im Leben des Weibes stand ihr bevor. Das war begreiflich.

Und da kam dieser Windhund, dieser Hans Hettner, und behauptete: von jedem Mädel einen Kuß kriegen zu können, also auch von Ilse Hartwig. Es war lächerlich, renommistisch, dumm, empörend — —

Mit finsteren Augen sah das Beefsteak zur Zimmerdecke auf, als warte er, daß Zeus seinen Blitzstrahl herniedersende.

Der Blitzstrahl erschien nicht, dafür öffnete sich jedoch die Thür, und mit ernsten Amtsgesichtern erschienen die drei Mitglieder des Hohen Rates. Sie mochten auf Kosten der beiden in Streit Geratenen tüchtig gezecht haben beim Nachdenken, denn die Kugel glühte über das ganze Antlitz, und selbst der Eierkuchen hatte hellere Farben.

„Im Namen des Klubs der fünf lustigen Brüderlein!“ begann Heinrich Gluth, der kleine Dicke. „Ich als Präsident verkünde das Ergebnis unserer Verhandlungen.

Es ist als feststehend betrachtet worden, daß der Windhund über das weibliche Geschlecht und damit auch über die Braut des Beefsteaks Behauptungen aufgestellt hat, die geeignet sind, den Bräutigam zu kränken.

Es ist nicht anzunehmen, daß diesen Behauptungen irgend eine Berechtigung innewohnt. Andererseits aber darf dem Beleidiger die Rechtfertigung nicht abgeschnitten werden. Der Hohe Rat hat also beschlossen, dem Windhund, vulgo Hans Hettner, aufzugeben, innerhalb eines Monats von morgen an gerechnet den Beweis für seine Hypothesen zu erbringen. Das kann in diesem Falle nur

so geschehen, daß er versucht, in der genannten Zeit von der Braut unseres lieben Beefsteaks, vulgo Franz Ferdinand Ritters, einen Kuß zu erhalten. Es wird zur — — —"

„Kugel!" unterbrach ihn das Beefsteak jäh, „seid ihr gescheit? Denkt ihr, ich geb' meine Braut für ein solches Experiment her?"

„Ruhe!" sagte der Präsident abwehrend. „Der Punkt ist gleich erledigt. Entweder du glaubst, daß der Windhund den Kuß kriegt, oder du glaubst es nicht."

„Niemals kriegt er ihn, das weiß ich."

„Dann brauchst du kein Lamento zu erheben und kannst die Sache sich ruhig abwickeln lassen. Wehrst du dich dagegen, so könnte leicht bei uns der Verdacht entstehen, daß du den Windhund fürchtest und deiner Braut doch nicht ganz traust."

Franz Ferdinand war perplex. Wütend und mit offenem Munde saß er da.

„Hör doch übrigens erst weiter," sagte der Präsident. „Nämlich: es wird zur selbstverständlichen Bedingung gemacht und eo ipso erwartet, daß der Windhund der betreffenden Dame ebensowenig wie das Beefsteak von dieser Abmachung etwas sagt, daß er ihr ferner nicht zu nahe tritt. Gewalt, unerlaubte List, Suggestion sind ausgeschlossen. Zur Kontrolle dessen wird festgestellt: daß die junge Dame selbst und freiwillig den Kuß verabfolgt.

Drittens: hat der Windhund die besagte Gunst in der Zeit von vier Wochen nicht erlangt, wie das anzunehmen ist, so wird er verurteilt, sich vor der Tafelrunde bei unserem lieben Beefsteak zu entschuldigen, zu revozieren und zu deprezieren und an drei Freitagsabenden hintereinander Freibier zu geben.

In nachdenklicher und anstrengender Sitzung hat der

Hohe Rat also entschieden. Wir hören jedoch gern, was die Streitenden dazu sagen."

„Ich?" brummte der Windhund. „Wort ist Wort: ich nehme die Geschichte an. Sie hängt also. Schrumm!"

„Und du, Beefsteak?"

„Hm. Ich kann nicht leugnen, daß mir der Gedanke, meine Braut in solche Dinge zu verflechten, wenn das Ganze auch von vornherein für mich entschieden ist, unangenehm bleibt. Aber da sonst eventuell doch ein Verdacht entsteht, so mag's sein. Nur zweierlei bleibt noch zu beantworten. Nämlich, wodurch wird festgestellt, ob der Windhund die Wette gewonnen hat?"

„Sehr einfach. Er sagt unter Ehrenwort aus."

Franz Ferdinand schwieg.

„Ja und dann ... wenn nun wirklich der fast unmögliche, der theoretisch nicht ausgeschlossene Fall eintritt, daß ich verliere. Was dann?"

„Dann bezahlst du das Freibier," rief der Bleistift.

„Natürlich. Aber daß die Sache dann nicht erledigt wäre, ist klar. Für diesen Fall müßte ich mir alles weitere vorbehalten. Ihr versteht."

„Hm," sprach die Kugel ernst, „das fiele dann allerdings aus dem Rahmen unseres Klubs heraus. Das wäre Privatsache. Aber wenn wir das zugeben, so müssen wir doch darauf bestehen, daß wir auch dann gefragt werden. Hier im Klub hat die Sache begonnen, wir haben also ein Recht darauf. Nur brauchst du dich, falls der Zufall dir wirklich Unrecht giebt, dann nicht an unseren Rat zu kehren, sondern brauchst ihn nur zu empfangen. Einverstanden?"

„Natürlich," sagte Franz Ferdinand. „Wir debattieren schon viel zu lange über ein Nonsens."

„Also, ihr habt es gehört, Kinder! Spätestens in vier Wochen wird die Entscheidung fallen. Ich fordere,

daß der Windhund und das Beefsteak sich nun die Hände geben. Es herrscht Gottesfrieden zwischen ihnen."

„Schön," sprach Hans Hettner.

„Na also," brummte Franz Ferdinand.

Sie schüttelten sich kräftig die Hände und tranken sich zu.

„Ich ziehe mit!" rief der Präsident. „Auf das Wohl der Paukanten! — Das Bier ist gut."

Der Bleistift seufzte. „Sehr gut," sagte er. „Aber das Freibier in einem Monat wird noch besser sein."

2.

Ilse Hartwig stand am Fenster ihres Mädchenzimmers. Sie sah so angestrengt auf den Garten hinaus, als ob sich dem Blick dort wunder welch Schauspiel böte. Aber es war das alte, oft gesehene: die sich leise wiegenden Sträucher, die sonnigen Rabatten, der dünne, schüchterne Springquell, der immer einen Anlauf nahm und niemals recht kräftig in die Höhe ging.

In der Stube auf dem Diwan saß Margret Urbach. In dem weißen Piquékostüm sah sie noch stattlicher und hübscher aus als sonst. Sie ließ die Spitze des Sonnenschirms mechanisch stets von neuem auf den Teppich fallen. Ihre Augen waren dabei mit einem Ausdruck seltsamer Starrheit auf die Freundin gerichtet, deren Gesicht sie nicht erblicken konnte.

„Was?" fragte sie dann merkwürdig.

„Es stimmt schon," antwortete Ilse Hartwig vom Fenster — „ich bin heimlich verlobt."

„Das ... hätt' ich nicht gedacht."

Die geschmeidige Gestalt der Freundin zuckte zusammen.

„Und mit wem?" fragte Margret Urbach weiter und stand auf. „Mit Hans Hettner — nicht?"

„Nein."

„Ilse — was — sprichst du da?"

„Warum willst du mir nicht glauben? Muß es denn Hans Hettner sein?"

„Dann ist — es —"

„Franz Ferdinand Ritter — jawohl."

Margret Urbach preßte die Lippen zusammen. Sie setzte sich wieder. Ein Schweigen entstand.

„Und wann denn?" fragte Margret beiläufig.

„Bei der Landpartie. Als wir ... hinter den anderen zurückblieben."

„Das ist lange genug her. Warum hast du mir nichts gesagt?"

„Ich weiß selber nicht. Es ... wollt' mir nicht von der Zunge."

„So!"

Wieder das Schweigen. Man hörte jetzt aber, wie vom Diwan ein immer stärkeres Schlucken kam.

Und plötzlich neigte das schöne, kräftige Mädchen das Haupt und weinte laut auf.

Wie der Blitz hatte sich Ilse Hartwig umgedreht. „Herrgott, Greti, Süßes — was ist denn los?" Und schon war sie neben ihr.

Sie war kleiner, schmaler, zarter. Aber als wäre sie es gewöhnt, nahm sie ohne weiteres den Kopf der Freundin, zog ihr die Hände vom Gesicht und bettete den Kopf an ihre Brust.

„Das ist nun auch ein Glückwunsch — nein, aber Greti! Wenn wir auch früher uns immer geneckt haben, wer sich eher verlobt — das war doch dummes Zeug! Und außerdem weiß es noch keiner. Franz will erst sein Examen machen und Hans doch auch. Dann stehen wir ja doch gleichzeitig im Blatt."

Margret Urbach trocknete die Thränen. „Es ist — ja nicht — das allein. Ich bin wirklich eine Heulliese."

Ilse Hartwig streichelte ihr die Backen und lachte. „Das merk' ich. Sieh mich an, Darling — ich bin kleiner wie du, aber tapferer. Ich lach' lieber, als ich weine."

„Weil du glücklicher bist als ich. Das ist doch das Ganze."

„Und warum? Weil ich mich heimlich versprochen habe?"

„Ach, da ist — so vieles. Du kriegst einen guten Mann" —

„Na und du? Aber jetzt keine Flausen: der Hans ist doch ein ... ein wundervoller Mensch. Stimmt's?"

„Ja," sagte sie leise. „Natürlich ist er das. Aber du hast doch den Franz Ferdinand und — und — ihr habt wenigstens noch was vom Leben. Das ist doch das Schönste, wenn es noch ein ganzes Geheimnis ist. Das ist die einzige schöne Romantik, die es eigentlich jetzt noch giebt. Du mußt sehr glücklich sein. Weißt du, Ilse, das war zwischen uns immer so. Zuerst schwärmt jeder ein paar Stunden von mir, und dann dauert's nicht lange und er geht zu dir über. Niemand will mich ja, keinen einzigen kann ich halten. Das hab' ich oft genug mir schon gedacht. Ich kann's auch begreifen. Ich bin nicht so eitel. Du bist viel fixer und netter und klüger und praktischer als ich. Da muß es schließlich so kommen. Das war mit Franz Ferdinand so und mit Hans Hettner so und mit allen."

Ilse Hartwig war rot geworden. „Mach mich nicht böse, Margret. Wenn dich jemand hört, glaubt er wirklich, es ist so. Und dabei beneide ich dich um deine Größe und Schönheit gräßlich. Wahrhaftig, Darling! Und Hans Hettner kann selig sein, daß er solche Frau kriegt. Er wird glücklicher sein als Franz Ferdinand."

Margret zerrte am Taschentuch, mit dem sie die Augen

getrocknet. Sie schüttelte langsam den Kopf. „Ich gratuliere dir, Ilse. Ich — freu' mich sehr, daß du so glücklich wirst. Allerdings hatte ich es mir anders gedacht."

„Eine Doppelverlobung? Die kann es immer noch geben. Du meinst, weil Hans Hettner noch nichts gesagt hat? Beruhige dich, er wird es thun."

„Das weißt du? Wer sagt dir denn überhaupt, daß er mich will?"

„Das ist für mich selbstverständlich."

Das Taschentuch kam immer noch nicht zur Ruhe. „Ach, und —" sagte Margret Urbach dann, „... ich ... es ist ja egal. Ich will gehen, Ilse. Seh' ich noch sehr verweint aus?"

Ein wenig kaltes Wasser, und die letzte Thränenspur war beseitigt. Ilse brachte die Freundin bis ans Gartenthor.

„Was hat sie nur?" sprach sie kopfschüttelnd vor sich hin. Sie verstand sie nicht.

In ihrem Zimmer lehnte sie die Stirn an die kühlen Scheiben.

Nun ja, die Greti war immer ein großes Kind gewesen. Da war sie nun so stattlich und kräftig und innerlich doch haltlos. Sie brauchte immer jemand, dem sie gehorchen, an den sie sich anschmiegen konnte. Manchmal fehlte ihr fast das Verständnis dafür. Sie, die Kleinere und Jüngere, beherrschte sie völlig. Dabei war sie ein herzensgutes Geschöpf. Sie brauchte einen Mann, der geistig nicht viel von ihr verlangte, dem sie willig dienen und den sie vergöttern würde. Dann wurde Margret glücklich.

Ob sie für Hans Hettner paßte? Für den geistig bedeutenden Menschen, der doch vielleicht in seiner Hausfrau auch eine Kameradin finden wollte?

Ilse Hartwig seufzte. Sie wußte es nicht. Und ihr

fiel ein, was ihr Vater, der Sanitätsrat, zu sagen pflegte, wenn man Pläne für die Zukunft schmiedete: „Immer nur zu! Es ist eine ganz nette Unterhaltung, wenn es im Leben auch immer anders kommt.“

Ja, es kam immer anders!

Ein Klopfen an der Thür unterbrach sie. Das Dienstmädchen trat herein: „Die gnädige Frau lassen bitten.“

„Ist Besuch da?“

„Jawohl. Im Salon.“

„Es ist gut. Ich komme schon.“

Der Salon war das Steckenpferd der Rätin. Ein dunkelroter Teppich bedeckte den ganzen Boden. Von der zierlichen Balustrade des erhöhten Erkers neigten sich Palmen über die Sessel und ihre fraisefarbene Seide. Alles war in Rot und Gold gehalten, und darüber schwebte die reiche Prismenkrone, in deren gläsernem Behang sich das goldene Sonnenlicht brach.

Das junge Mädchen wurde ein wenig rot, als sie die Thür öffnete.

Es war Hans Hettner, der mit der Mutter plauderte.

Sie reichte ihm freundschaftlich und doch wohl etwas zurückhaltender als früher die Hand.

„Ich will meine Bitte um Verzeihung auch bei Ihnen anbringen, gnädiges Fräulein,“ sagte er, „mein Weg führt mich in diesen Wochen so oft an Ihrem Hause vorüber, daß ich vielleicht gar zu häufig der Versuchung unterliege und die Klingel ziehe.“

„Sie haben Generalpardon,“ erwiderte sie. „Nicht wahr, Mutti?“

Die Mutter lächelte diskret. Sie glaubte zu wissen, weshalb er kam, und war's zufrieden. „Weshalb haben Sie Herrn Ritter nicht mitgebracht?“ fragte sie. „Nimmt ihn die Arbeit so in Anspruch?“

„Gewiß, gewiß. Wir sind auch ... in letzter Zeit

etwas mehr getrennt voneinander. Jeder arbeitet auf verschiedenem Gebiet, und jeder hat tüchtig zu thun."

„Aber wer seinen Doktor bereits so glänzend gemacht hat —"

Er wehrte halb verlegen ab. „Wenn auch. Im Staatsexamen kann man trotzdem schlecht abschneiden. Uebrigens — war Franz Ferdinand — Herr Ritter, mein' ich — denn so lange nicht hier?"

„O, er läßt sich ja auch mal blicken. Vorgestern plauderten wir ein Stündchen zusammen. Oder war's gestern, Ilse?"

Hans Hettner sah sie forschend an, daß sie rot ward.

„Nein, es war doch vorgestern," erwiderte sie.

Ein Weilchen schleppte sich das Gespräch noch hin. Dann mußte die Rätin nach den Dienstmädchen sehen und entschuldigte sich einen Moment. Sie lächelte, als sie die Thür schloß. Man mußte den Kindern die Sache nicht allzu schwer machen.

Nun waren die beiden allein. Ilse Hartwig stieg die beiden Treppen zum Erker empor, setzte sich dort in den Sessel und spielte mit den niederhängenden Blättern der Palme.

„Eben ging Margret Urbach fort," begann sie.

„O," bedauerte er, „das ist sehr schade."

„Ja, es ist ein liebes Geschöpf. Finden Sie nicht?"

„Natürlich. Ich hab' sie immer gerne gemocht und das Beefsteak — Verzeihung: Franz Ferdinand — auch."

„Sie war sehr ... traurig heute, Herr Hettner."

„Nanu? Was ist denn los? Wenn eine junge Dame traurig ist, steckt ein Mann dahinter."

Sie lachte. „Vielleicht. Denken Sie sich, das liebe Ding bildet sich ein, keiner mag sie leiden. Ich glaube, sie denkt allen Ernstes daran, alte Jungfer zu werden."

Er sah Ilse Hartwig an, Ilse Hartwig ihn.

„Das ist doch Thorheit, Fräulein Ilse.“

„Mein' ich auch. Aber sie thut mir so sehr leid. Und der, den sie liebt —“

Sie wurde rot.

„Nun?“

„Er ... sagt nichts, Herr Hettner.“

„Hm. Vielleicht hat er Gründe, noch zu warten.“

„Das haben andere auch, und sie thun es doch.“

„Leider!“

Ilse Hartwig ließ plötzlich das Spiel mit den Blättern der Palme. Sie sah groß und fragend auf Hans Hettner. Er hatte die Lippen zusammengepreßt und sah zu Boden.

Es war mit einemmal eine merkwürdige Stimmung im roten Salon. Es lag so viel Ungesprochenes in der Luft.

Da richtete sich der Windhund plötzlich auf, als müsse er etwas abschütteln. „Wie soll man der Armen nur helfen? Es thut mir selber leid, Fräulein Ilse.“

„Helfen?“ sagte sie schwer atmend. „Wenn Sie es nicht können — ich nicht.“

Da war es heraus. Das junge Mädchen fühlte einen Stich in der Brust.

„Wie ... meinen Sie das?“ fragte Hans Hettner.

„Warum spielen wir Komödie?“ war ihre Erwiderung. Sie hob die Blicke nicht vom Boden.

„Man muß manchmal eine Komödie spielen, die gräßlicher ist. Und die Leute dürfen nicht einmal wissen, daß es eine ist. Aber wie Sie wollen. Also kurz und gut, Sie fragen: Warum verlobt sich Hans Hettner nicht mit Margret Urbach?“

Ilse Hartwig zuckte so jäh zusammen, daß es ihm auffiel. „Ja,“ antwortete sie dann mit Anstrengung.

„Wünschen Sie das ... so sehr, Fräulein Ilse?“

Eine Pause entstand. Der Windhund besah seine Nägel.

„Es ist meine beste Freundin.“

„Ist das ein Grund?“

„Und sie ist ... sehr unglücklich,“ sprach sie langsam.

„Da möchten Sie sie glücklich machen!“ lachte er. Das Lachen verunglückte. Es war überhaupt merkwürdig.

Sie antwortete nicht.

„Man braucht sich ja nicht gleich ... öffentlich zu verloben —“

„Sondern man arbeitet nach berühmten Mustern und thut es heimlich.“

Der leicht ironische Ton riß sie auf. „Herr Hettner —“

„Pardon! Es ... entfuhr mir nur so. Und wenn ich Ihren Wunsch erfüllte —?“

„Sie brauchte dann nicht mehr zu weinen, die Margret. Und wir alle ... würden das ganze Leben gute Freunde bleiben.“

„Ah so!“

Verwirrt sah Ilse Hartwig auf. „Sie verdient wirklich alles Glück der Erde,“ sprach sie hastig. „Es giebt Menschen, die immer halbe Kinder bleiben. Und wenn man sie hilflos weinen sieht, schneidet das ins Herz. Ich gäbe was darum, wenn Sie ... wenn sich ...“

„Ich verstehe,“ unterbrach er sie plötzlich. „Und wenn ich Sie beim Wort nähme?“

In seinen Augen stand ein halbes Leuchten.

„Was heißt das?“

„Sie sagten: Sie gäben etwas drum.“

Verständnislos blickte sie ihn an. Er erhob sich.

„Ihre Freundin ... liegt Ihnen am Herzen. Mir etwas anderes. Ich kann *Ihnen* einen Wunsch erfüllen, Sie *mir*. Vielleicht einigen wir uns.“

Sie wiegte das Haupt hin und her. „Gretes Glück

ist doch auch das Ihre, Herr Hettner. Sie reden aber, als fiele beides auseinander. Nach dem Examen ... hätten Sie den Weg ja doch zu ihr gefunden."

„Hm. Aber gut, lassen Sie es eine Marotte sein. Wenn Sie mir ... etwas gewähren, spreche ich morgen mit Margret."

„Und das wäre?"

Er atmete heftig. Er wurde rot. „Sie ... dürfen es aber nicht übelnehmen."

Verwundert sah sie ihn an.

„Der Preis wäre ... ein Kuß von Ihnen!"

Rasch, um sich jeden Rückzug abzuschneiden, um im letzten Augenblick nicht doch etwas anderes zu sagen, hatte er es hervorgestoßen.

Ilse Hartwig war erst blaß geworden, dann glühend rot. Das Herz schlug. Ihre Brust war bedrängt, als müsse ihr der Atem ausbleiben.

Mühsam faßte sie sich. Mit gequältem Lachen sagte sie: „Sie machen sich ... noch lustig, Herr Hettner, wo ich es so ernst meine."

„Es ist kein Scherz, Fräulein Ilse — es ist mein heiligster Ernst."

Sie sprang auf. „Ich will ... das nicht! Sagen Sie, daß es Scherz war ... ein Witz ... ein ... ein Einfall! Ich bitte Sie!"

In Todesangst und in wildem Flehen waren die Worte gesprochen.

„Es ist kein Scherz," sprach er noch einmal.

Da ging es wie ein Schlag durch ihren geschmeidigen Körper. Scham und Zorn — vielleicht noch ein drittes — schüttelten sie förmlich.

„Wenn es kein Scherz ist, dann bedauere ich Sie. O pfui, warum müssen Sie so sein, warum stellen Sie sich selbst so herunter! Ich hab' nichts mehr zu reden mit Ihnen."

Sie wollte nach der Thür.

Er war geschwinder. „Es ist das alles ja nur ein Mißverständnis, Fräulein Ilse.“

„Dann drücken Sie sich ein zweites Mal deutlicher aus.“

„Wenn Sie mir keine Zeit dazu lassen —“

„Bitte,“ erwiderte sie ruhiger und wies auf den Sessel, von dem er vorhin aufgesprungen.

Aber er setzte sich nicht.

„Erlassen Sie mir die Motive meiner Bitte. Es genügt wohl, wenn ich aus ehrlichem Herzen heraus erkläre, daß dieser allerdings vielleicht sonderbare Wunsch nicht aus einer Mißachtung entsprungen ist.“

„Und auch kein ... Verrat ist, Herr Hettner?“

Er zögerte. „Nein.“

„Ich verstehe das ja nicht,“ murmelte sie vor sich hin.

„Es brauchte der Kuß einer Schwester zu sein, einer guten, guten Freundin, der nicht entweiht, der niemand etwas nimmt, von dem wir jedem erzählen könnten.“

„Auch Franz Ferdinand?“

„Auch ihm. Aber Sie wollen mich nicht verstehen. Und ich bin ein trotziger Mensch. Ich werde gehen.“

„Und Margret?“

„Wird andere finden. Ich will meinen Wunsch nicht wiederholen. Sie fassen ihn böse auf. Aber so wahr ich hier vor Ihnen stehe: an dieser Bedingung hängt meine Verlobung mit Margret Urbach.“

„Wenn ich nur ein Wort davon verstünde!“ sagte sie halb weinerlich. „Sie quälen mich!“

Ein seltsamer Zug flog um seinen Mund. „Wer quält den anderen mehr?“

Sie fuhr empor. Da kam die Mutter zurück. Das Gespräch lenkte in alltägliche Bahnen, und nach fünf Minuten erhob sich Hans Hettner und empfahl sich. Er fragte, ob er nächstens mal wiederkommen dürfe.

Die Mutter bat herzlich darum. Die Tochter sagte nichts. Sie ging still in ihr Zimmer.

In ihrem Herzen stürmte es. Sie wußte, von dieser heutigen Unterredung würde sie nicht loskommen.

Dann nahm sie sich vor, Franz Ferdinand zu fragen. Aber sie war sich dabei völlig klar, daß sie es nicht thun würde.

Hans Hettner küssen — —

Ein Schauer lief ihr durch die Glieder. Jeden anderen, nur Hans Hettner nicht.

Er gehörte Margret Urbach. Sie würde seine Braut und seine Frau werden. Und Margret Urbach weinte! Herr im Himmel, sie wußte das und weinte.

Ilse Hartwig legte die Hände hinters Haar und bog das Haupt zurück.

Hans Hettner, dachte sie — ich darf ihm nicht böse sein.

Weil es sein bester Freund ist — der beste Freund meines Verlobten.

Ah, das Leben! „Es kommt immer anders,“ sagte der Sanitätsrat, ihr Vater.

3.

Einige Tage später kam Ilse Hartwig nachdenklich heim. Sie war bei Urbachs gewesen. „Margret gefällt mir nicht,“ hatte die Frau Professor gesagt, „sehen Sie nur zu, liebe Ilse, was dem Kind fehlt. In manchen Dingen kriegt das eine Freundin besser heraus wie eine Mutter. Gestern war Herr Ritter hier, aber sie hat sich wahrhaftig entschuldigen lassen. O du liebe Zeit! Und jeden Augenblick weint sie. Ich sag's ja: Kleine Kinder, kleine Sorgen — große Kinder, große Sorgen!“

Als Ilse dann ins vertraute Zimmer getreten war, hatte Margret zwar nicht geweint, aber sie sah blaß und übernächtig aus. Es half auch kein Zureden.

„Was willst du?“ hatte sie geantwortet. „Ich beklag' mich ja nicht. Das Weinen hab' ich auch gelassen. Und mit der Zeit find' ich mich schon mit allem ab.“

„Herrgott, Greti, womit denn?“ hatte sie gefragt.

Aber die einzige Antwort war: „Mit allem. Ich dank' dir schön, Ilse, daß du gekommen bist. Du meinst es gut mit mir, und du bist mir auch die Liebste. Nicht wahr, du bleibst auch später meine beste Freundin? Gieb mir die Hand drauf!“

„Wenn du willst, alle beide,“ hatte sie kopfschüttelnd erwidert. „Ich verstehe nur nicht, daß wir das nötig haben. Mein Gott, wie kann man nur so elegisch sein! Hans Hettner kommt noch früh genug. Ich glaube wahrhaftig, du bist eifersüchtig auf mich.“

„Wieso?“ fragte Margret Urbach und wurde glühend rot. „Wie kommst du denn darauf?“

„Weil ich mich früher verlobt habe.“

„Ja so — natürlich. Ach, laß doch die dummen Geschichten!“

„Die dummen Geschichten, die dir so viel Thränen kosten.“

„Ich weine nicht mehr. Man lernt viel tragen.“

Achselzuckend wandte Ilse sich ab.

„Noch eins,“ sagte sie dann. „Würdest du einem befreundeten Herrn einen Kuß geben, wenn das Glück eines anderen dir sehr lieben Geschöpfes davon abhinge? Etwa meines?“

Margret sah sie groß an und schwieg.

„Ein Schwesterkuß kann es sein, oder so, wie wir uns küssen ... ohne jedes andere ... was meinst du?“

Margret dachte nach. „Ja,“ sagte sie, „das würde ich. Wenn es ein guter und ehrlicher Freund wäre, ganz gewiß. Das Glück eines anderen ist das wert. Ich werde nicht schlechter dadurch.“

Ilse Hartwig ging auf und ab im Zimmer. „Wenn also zum Beispiel Franz Ferdinand zu dir käme und dir sagte: Ich will Ilse, die unglücklich ist, trösten und glücklich machen, dafür begehre ich jedoch einen Kuß — dann würdest du ... Franz Ferdinand diesen Kuß geben?“

„Wer sagt das?“ fragte Margret jäh.

„Aber Kind, Kind, was ist dir denn? Du selbst hast es doch eben ausgesprochen!“

Die Freundin schwieg. Die volle, schöne Gestalt zuckte kaum.

„Nun?“

„Laß mich — laß mich in Ruhe. Liebste, beste Ilse, was marterst du mich denn so?“

Die Thränen standen ihr schon wieder in den Augen.

„Wie nervös du bist! Da thut der Arzt wirklich not. Gottlob weiß ich, wie er heißt. Adieu, Darling — vielleicht ... wirst du bald von mir hören.“

Und als die Frau Professor draußen fragte, sprach Ilse Hartwig: „Lassen Sie sie mir — ich denke, ich kurier' sie.“ — —

Nun war sie zu Haus, in ihrem eigenen Zimmer. Sie schloß sich ein und legte sich mit geschlossenen Augen in den Faulenzer.

Wie blaß und übernächtig die Greti gewesen war! Liebesleid macht die Backen nicht röter.

Sie seufzte.

Und in *ihrer* Hand lag es, die Freundin zu heilen. Ein Kuß für Hans Hettner — und Greti brauchte nicht mehr zu weinen, daß keiner sie mochte.

Was war ein Kuß? Ein Nichts. Sie küßte ihren Vater, sie küßte ihren Bruder, wenn dieser Luftibus mal aus Würzburg herüberkam, warum sollte sie nicht auch einen guten Freund ein einziges Mal schwesterlich küssen?

Es mußte leicht und lustig geschehen. Und gleich

nachher müßte man es lachend den Eltern und Franz Ferdinand erzählen.

Wenn es nur nicht gerade Hans Hettner wäre!

Sie lag und sann.

Erst nach einer Stunde sprang sie auf.

„Ich thu's," sagte sie entschlossen.

Und wenn Franz Ferdinand böse ist?

„Dann ist er böse," antwortete sie sich selbst halblaut.

Sie nahm einen Briefbogen und schrieb:

„Liebste Margret!

Du brauchst nicht mehr zu weinen. In kurzem sind all Deine Herzenswünsche erfüllt. Dafür laß mich sorgen.

Deine Ilse."

Dann reckte sie sich auf. Ja, sie wollte auf Hans Hettners Marotte eingehen. Greti ward glücklich dadurch. Und wenn sie Nein sagte, so hatte der Trotzkopf gedroht, aus seiner Verlobung mit ihrer Freundin würde überhaupt nichts werden.

Und das wäre schrecklich! Dann würde nicht nur Margret ihn verlieren, sondern auch Franz Ferdinand und sie. Dann ging Hans Hettner fort.

— — — — — — — — — — — —

Als hätte Hans Hettner geahnt, daß sich in der Zwischenzeit das Blättchen zu seinen Gunsten gedreht, erschien er nur wenige Tage nachher.

Die Mutter verschwand wieder diskret.

„Haben Sie über unsere letzte Unterhaltung nachgedacht und mir verziehen, Fräulein Ilse?" fragte er, als sie allein waren.

Sie nickte. Sprechen konnte sie kaum. Jetzt, wo nur Minuten sie von dem Augenblicke trennten, in dem sie ihn küssen sollte, schien es ihr unmöglich. Sie war schon jetzt verwirrt und ganz mit Blut übergossen. Wo sollte sie da die Leichtigkeit hernehmen und die Lustigkeit?

„Ich fürchtete mich eigentlich, heute vor Sie hinzutreten," fuhr er fort. „Ich wußte nicht, wie Sie mich aufnehmen würden. Sie waren das vorige Mal ... sehr böse. Und ich möchte doch wenigstens in Freundschaft von Ihnen scheiden."

Sie hörte nur ein einziges Wort — „scheiden"! Er wollte fort, wollte sie verlassen. Ein wilder Schmerz durchzuckte sie — natürlich nur, weil sie an Greti dachte und an Franz Ferdinand.

„Warum ... gehen Sie denn weg?" fragte sie. „Sie haben ja Freunde und alles hier."

„Pah, wer braucht mich noch? Das Beefsteak ist versorgt. Ich bin ihm nicht mehr der Nächste und bin entbehrlich geworden."

„Es giebt noch andere außer ihm. Vielleicht wissen Sie nicht, wie sehr Sie ... von jemand vermißt werden würden. Margret ist jetzt schon halb krank."

Er lächelte.

„Die letzte Thür hab' ich mir zugeschlagen. Wahrscheinlich hätte ... Fräulein Urbach mich gehalten. Es thut ja in gewissen Lebenslagen unendlich wohl, irgend ein Herz zu haben, das einen liebt. Und schon die Dankbarkeit treibt einen dorthin. Solche Liebe richtet auf. Aber nun hab' ich mir selbst den Weg verlegt. Wort ist Wort: hab' ich einmal eine Bedingung gestellt, so nehme ich sie nicht zurück. Das ist Trotz, Prinzipienreiterei, was Sie wollen — aber ich bin mal der holsteinische Dickkopf. Und da Sie, vielleicht mit Recht, vielleicht mit Unrecht, diese Bedingung nicht erfüllen wollen, so studiere ich seit kurzem die Fahrpläne."

Ilse Hartwig grub die Zähne immer tiefer in die Unterlippe. Sie versuchte ruhig zu sein.

„Das klingt beinahe, als wollten Sie schon heute adieu sagen, Herr Hettner?"

„Vielleicht," antwortete er.

„Aber Sie sollen nicht geben," sprach sie zitternd, „das ist . . . unmöglich. Sie sollen glücklich werden und glücklich machen. Ich weiß ja nicht, was Margret sonst thut."

„Es kommt nicht allein auf mich an."

Ihr Haupt sank immer tiefer. Es brauste ihr in den Ohren.

„Sie wollen ja nicht!"

Ihr schlanker, feiner Körper bebte. Die dunkle Glut bedeckte nun ihr ganzes Gesicht. „Ich — will — es ja!" Fast unhörbar waren die geflüsterten Worte. Aber Hans Hettner hatte sie verstanden.

„Fräulein Ilse!" sprach er, beinahe ebenso leise wie sie.

Sie schlug die Hände vors Gesicht. Sie schämte sich zu Tode. Und flüsternd wie vorhin, wie um sich vor ihm und vor sich selbst zu rechtfertigen, redete sie konfus alles durcheinander, daß es ja nur um ihrer Freundin willen sei und wegen Franz Ferdinand, und daß er ja ein so guter, alter Bekannter wäre, und daß sie's allen erzählen könnte — hundert Gründe!

Aber er dürfe nicht fortgehen, er müsse gleich mit Greti reden, das müsse er versprechen.

Der Windhund sagte nur immer „Ja". Auch über ihn war ein Zittern gekommen, wie er es selten verspürte.

Das Mädchen nahm die Hände noch immer nicht vom Gesicht.

Wenn's nur erst vorbei wäre! dachte sie. Lieber Gott, gieb mir Kraft dazu!

Und das stürmende Herz niederzwingend, machte sie plötzlich ein paar Schritte gegen ihn hin.

Dann ließ sie die Arme sinken. Sie standen dicht voreinander.

Auf die Stirn wollte sie ihn küssen. Aber er war größer als sie.

Und sie stellte sich auf die Zehenspitzen, und wie um nichts zu sehen, mit geschlossenen Augen, neigte sie ihm den Mund zu ...

Kein Wort. Wie von übermächtiger Bewegung ergriffen, hatte Hans Hettner sie umschlungen. Die Lippen preßten sich aufeinander. In süßer Schlaffheit hing sie fest in seinen Armen. Sie wehrte sich nicht. Sie hatte die Augen geschlossen.

Das war der „Schwesterkuß"! Ein Kuß, in den sich die Seligkeit eines ganzen Lebens, der wilde Schmerz des Verlorenseins, die Sehnsucht zweier Menschenherzen zusammendrängte.

Dann gab Hans Hettner sie frei. Halb schwankend schritt sie zum Erker.

Und Ilse Hartwig, die Tapfere, zitterte am ganzen Leibe.

Leise trat er an sie heran.

„Gehen Sie ..." sprach sie jäh, „um Gottes Barmherzigkeit willen, gehen Sie!"

Er faßte ihre schlaff herniederhängende Hand. Die Hände verkrampften sich umeinander in Schmerz und Schuld.

„Gehen Sie!" flehte sie noch einmal.

Da beugte er sich tief auf ihre Hand und küßte sie. Es war wie ein stilles, reines Lebewohlsagen.

Dann schritt er mit gesenktem Haupte zur Thür. Dort wandte er sich: „Adieu!"

Sie aber sprach nichts. Denn hätte sie jetzt versucht, ihm das Abschiedswort zurückzugeben, es wäre ein wilder Aufschrei geworden — der Schrei: „Bleib hier, geh nicht fort! Ich hab' dich ja so lieb!" —

Als sie allein war, schleppte sie sich in ihr Zimmer.

Wo war nun ihr Mut, ihre Kraft, ihre Lustigkeit? Sie hatte es sich so leicht gedacht: ein Kuß in Ehren, ein Schwesterkuß, an den man sich lächelnd wohl später erinnert.

Und nun?

Als die Lippen sich kaum berührt, war die erstickte und verborgene Glut in wilden Flammen emporgeschlagen, unaufhaltsam, verzehrend. Sie war machtlos gewesen und selig und müde darin. Sie wußte jetzt: Hans Hettner sollte nicht wegen Greti bleiben, nicht wegen Franz Ferdinand, sondern ihretwegen! Die anderen beiden — ob die lachten oder weinten, was ging es sie an? Was ging es sie an, wenn sie seine Küsse trank wie der Verdurstete das rettende Wasser des Quells?

Einmal im Leben hatte sie an seinem Herzen geruht. Einen kurzen Augenblick. Der Augenblick war um. Und was nun weiter?

Sie fühlte sich so zerschlagen, so müde. Und plötzlich kam es ihr wild zum Bewußtsein, was sie gethan.

O dieser „Schwesterkuß“, der ein Judaskuß gewesen war! Ein Judaskuß, mit dem sie zwei Menschen verraten.

Hier ihren Verlobten, dort Greti. Sie, die stolze, sichere, vornehme Ilse Hartwig, hatte Franz Ferdinand betrogen mit seinem besten Freunde, hatte der Freundin, die sie hatte glücklich machen wollen, den Geliebten geraubt!

Sie biß ins Taschentuch, um ihr Schluchzen zu ersticken.

Nur eines blieb übrig: büßen! Gutmachen, was ein Moment der Schwäche schlecht gemacht. Die Verratenen entschädigen, das eigene Glück ihnen opfern und ruhig werden, wenn man sie zufrieden sah.

Was wollte sie auch thun? Hans Hettner nachlaufen?

Wer sagte ihr, daß er sie wollte, daß er Margret nicht doch lieber hatte, daß sein Gefühl nicht nur ein paar Augenblicke sich verirrt?

Und deshalb sollte sie den kränken, der sie liebte und zum Weibe begehrte?

Deshalb sollte sie die Margret, dieses hilflose Kind, elend machen?

Nein, die Zähne zusammenbeißen, niederringen, was da innen auflohte, versuchen, Franz Ferdinand ein treues Weib zu werden und für Hans Hettner nichts zu sein als eine ehrliche Freundin.

Der Margret gehörte er. Sie sollte ihn behalten. Und er würde sie küssen und lieb haben und das ganze Leben bei ihr sein.

Eine wahre Wollust des Schmerzes kam über sie. Sie lebte sich so hinein in das Glück der beiden, als wäre ihr das ein Trost, als könne sie dadurch büßen, was sie heute gefehlt.

Und in diesem Gefühl riß sie ihr Schubfach auf, zog einen Briefbogen heraus und warf in wilder Hast folgende Worte darauf hin:

„Ich beschwöre Sie, Ihr Versprechen zu halten und bald auszuführen, was Sie gelobten. Dann weiß ich jedenfalls eine sehr glücklich."

Keine Unterschrift. Nichts. Die Buchstaben waren zitterig und standen schief.

Sie couvertierte den Brief. Er sollte gleich abgehen.

Und gegen Franz Ferdinand wollte sie anders werden, wollte sie gut und lieb sein.

Sag' ich's ihm? fiel ihr ein. O, gestern noch hatte sie geglaubt, es ihm fröhlich lachend erzählen zu können. Und heute würde eine wahnsinnige Scham sie überflammen.

Er hatte sie doch auch schon geküßt — auf der Partie.

Wie war das doch? Es kam so schnell und plötzlich und war vorbei, ehe sie recht zur Besinnung kam.

Heut aber —

Sie schloß die Augen. Ein tiefer Schauer durchrann sie.

4.

Hans Hettner empfing den gekritzelten Brief Ilse Hartwigs und wußte, was er zu thun hatte.

Jetzt gehst du also hin und verlobst dich heimlich, dachte er — es wär' zum Lachen, wenn's nicht zum Weinen wäre! Aber Wort ist Wort: du hast es versprochen.

Er wußte in diesem Augenblick, daß er sich selbst betrog. Denn nicht das Versprechen war es, das ihn am meisten trieb; es war noch etwas anderes.

Wenn man einen Menschen liebte, heiß und wild, dann war es das Furchtbarste, ihm fremd zu werden. Er konnte sich vorstellen, daß Ilse Hartwig immer für ihn verloren sei, daß er aber neben ihr gehen, an den Freuden und Schmerzen ihres Lebens teilnehmen konnte — das war Schmerz und Trost zugleich, dann gehörte ihm doch etwas von ihr, dann hatten sie etwas Gemeinsames.

Aber ihr ewig fern zu sein, so daß einer vom anderen kaum wußte, ob er noch lebte, nichts mehr miteinander zu teilen — das war furchtbar. Wenn er Margret Urbach heiratete, dann blieben sie zusammen.

Er machte bei Professors einen Besuch. Der Besuch dauerte eine Stunde.

Margret war im Garten. Im Garten, in einem Augenblick, als sie allein waren, sagte er ihr, was er sagen wollte. Die Minuten drängten, denn die Mutter konnte jeden Moment dazu kommen. Er wagte kaum, einen flüchtigen Kuß auf ihren Mund zu drücken. Sie

war rot und bleich und hatte scheue Augen. Als er fragte, ob er nach dem Examen im Frack kommen dürfe, sagte sie Ja.

„Gut," sprach er draußen zu sich selber, „nun ist man also verlobt."

Ilse Hartwig würde sich freuen darüber. Sie wollte es ja so gern. Sonst hätte sie ihn nicht geküßt.

Er hatte also die Wette mit dem Beefsteak gewonnen.

Lieber Himmel, die Wette! Zwar hatte er zuerst nur an sie gedacht, als er Ilse Hartwig um den Kuß bat und die Bedingung stellte.

Dann jedoch war der Gedanke daran völlig in den Hintergrund getreten vor diesem einen Wunsche: Ehe alles aus und zu Ende ist, nur einen Kuß von diesem lieben, herrlichen Mädel — einen Kuß, der Erde und Himmel faßte, der für ein ganzes Leben entschädigen, der ein reines, stilles Lebewohl sein sollte!

Zum Teufel, ob er die Wette gewann! Er wollte sie verloren geben, sie mochten ihn auslachen, sie mochten thun, was sie wollten — wenn er nur den Kuß bekam!

Nun hatte er ihn bekommen. Und wenn am Freitagabend nun die Frage an ihn gerichtet ward — was sollte er antworten?

Sagte er Ja, so war es ihm vor den anderen wie eine Entweihung des höchsten Augenblickes seines Lebens, wie eine Entweihung Ilses.

Sagte er Nein, so verlor er, was er ja gerne tragen wollte. Aber hatte nicht Ilse extra davon gesprochen, daß man es allen erzählen könne? Würde sie nicht selber zu Franz Ferdinand darüber reden? War sie sich das nicht schuldig? Und wenn er vorher Nein gesagt, dann mußte das Beefsteak stutzig werden, mußte auf den tieferen Grund seiner Antwort kommen, erkannte vielleicht, daß er, Hans Hettner, Ilse Hartwig liebte.

Er fuhr auf, wenn er nur daran dachte.

— — — — — — — — — — — —

Der Freitagabend kam. Hans Hettner verspätete sich. Er konnte die übrigen vier kaum begrüßen, als die Kugel sich schon erhob.

„Im Namen des Hohen Rates der fünf lustigen Brüderlein! Ehe wir zur Entscheidung einer heute fälligen wichtigen Sache übergehen, richte ich die übliche Frage an die Tafelrunde, ob die verflossene Woche für irgend einen freudige oder schmerzliche Ereignisse mit sich gebracht hat, die zu erfahren der ganze Klub ein Recht hat. Wer etwas zu sagen hat, rede!"

Hans Hettner stand auf. „Ich mache dem Klub die Mitteilung, daß ich mich gestern, wenn auch vorerst heimlich, verlobt habe. Die daraus entstehenden Freibierkonsequenzen werde ich mit Würde zu tragen wissen."

„Mensch!" schrie das Beefsteak und sperrte den Mund auf.

„Freibier!" jauchzte der Bleistift begeistert.

„Silentium!" rief der Präsident. „Die Gratulationscour beginnt. Der Salamander auf die Braut unseres lieben Windhundes steigt gleich danach."

Das Beefsteak konnte sich gar nicht beruhigen. „Das Mädel," brummte er — „prosit, Windhund, ich hab' immer gesagt, daß du das große Los ziehst!"

Und beim Salamander leerte er den Krug so schnell, daß die anderen nicht nachkamen.

Dann erhob sich der Präsident — die Kugel — von neuem.

„Im Namen des Hohen Rates der fünf lustigen Brüderlein! Wir fragen dich nun, nachdem man dir in entsprechender Weise Glück gewünscht hat, lieber Windhund, ob du die dir zuerteilte Aufgabe gelöst und deine etwas renommistisch klingende Ansicht gerechtfertigt hast."

Es wurde mäuschenstill am ganzen Tisch.

„Wie du dich erinnerst," fuhr die Kugel fort, „hast du hier vor Zeugen die vermessene Behauptung aufgestellt, von jeder jungen Dame einen Kuß kriegen zu können: also auch von der Braut des Beefsteaks. Was hast du heute zu erwidern?"

Hans Hettner war rot. „Lassen wir die Dummheiten!" knurrte er verlegen.

„Oho! Erst beleidigen und sich dann drücken wollen! Das geht nicht, da könnte das Beefsteak wirklich wild werden. Also kurz und glatt: hast du den Kuß bekommen?"

Franz Ferdinand lächelte etwas malitiös zu den Worten der Kugel und sah den Windhund an.

Dessen Gesicht ward immer heißer.

„Reingefallen!" brummte der Bleistift. „Ist mir egal, wer die drei Abende bezahlt."

„Also revozieren und deprezieren," sagte die Kugel. „Hier vor den Zeugen."

„Ich habe keinen Grund dazu," antwortete Hans Hettner. Er hatte sich eine Zigarre angezündet. Das Rauchen beruhigte ihn.

„Was soll das heißen?"

„Daß ich ... den Kuß ... erhalten habe!"

Das Beefsteak ward totenblaß; seine Augen immer größer. Die Kugel selbst starrte erschrocken auf den Sprecher.

„Auf Ehre und Gewissen?"

„Auf Ehre und Gewissen!"

„Das ist nicht wahr!" schrie Franz Ferdinand auf. „Ich rate dir, treib den Scherz nicht weiter. Nimm dein Wort zurück!"

Hans Hettner war jetzt auch blaß. „Du vergißt, daß ich mein Wort verpfändet habe. Ilse wird es ... dir selbst erzählen."

Am ganzen Leibe zitternd sprang Franz Ferdinand

auf. Einen Augenblick schien es, als wolle er sich auf den Windhund losstürzen und ihm die Faust ins Gesicht schlagen.

„Ruhig!" sagte die Kugel und hielt ihn am Arm fest.

Aber Ritter riß sich los. „Der Teufel soll hier die Ruhe behalten!" schrie er. „Wollt ihr noch etwas dagegen haben, wenn ich jetzt anders losgehe?"

„Aber Brüderlein," begütigte der Präsident, „unseretwegen sollst du ja jede Genugthuung haben, die du nur verlangen kannst. Aber du hast versprochen —"

„Papperlapapp! Du kannst mir einen Dienst erweisen, Bleistift!"

„Du hast versprochen," wiederholte die Kugel eindringlich, „erst den Hohen Rat zu hören. Die Entscheidung steht ja dann ganz allein dir zu."

„Nicht eine Minute mehr bleib' ich hier am Tisch!"

„Dann," sagte die Kugel energisch, „mache ich folgenden Vorschlag: Der Hohe Rat schließt für heute sowohl das Beefsteak wie den Windhund aus und ladet beide für morgen abend acht Uhr vor sein Tribunal. Wir werden heute beraten, was hier zu thun ist. Und du kannst beruhigt sein, Beefsteak: wenn geschossen werden soll, wird geschossen. Bis morgen abend jedoch darf keiner von beiden etwas unternehmen."

Achselzuckend erhob sich Hans Hettner. „Ich warte der Dinge, die da kommen sollen. Guten Abend."

„Also schön. Ich hab's versprochen und will morgen noch eure Entscheidung hören. Aber dann thu' ich, was mir gefällt. Ich muß die Sache so wie so meiner Korporation unterbreiten."

„Nicht vor morgen abend."

„Meinetwegen. Auf Wiedersehen!"

Die drei Zurückbleibenden sahen sich mit bedenklichen Gesichtern an.

„Der schöne Abend!“ brummte der Bleistift.

„Hol ihn dieser und jener! Aber wir sind in eine verzwickte Lage geraten. Daß wir Schafsköpfe ausgerechnet den Windhund auf Franz Ferdinands Braut hetzen mußten! Nun haben wir den Salat, und wenn kein Wunder geschieht, knallt es nächstens. Schockschwerebrett, das darf nicht sein!“

„Du sollst nicht töten,“ sagte der Eierkuchen. „Aber was läßt sich thun, wenn das Phantom Ehre mitspielt?“

Die Kugel sah ihn an. „Der Hohe Rat ist mal in die Geschichte verwickelt. Wir müssen sie gütlich beilegen, sonst fließt wahrhaftig noch Blut.“

Angestrengt dachte das Kleeblatt nach.

„Ich hab's!“ rief dann die Kugel triumphierend. „Kinder, es wird morgen ein schwerer Tag für mich, aber er darf noch dreimal schwerer sein, wenn wir die Geschichte damit aus der Welt schaffen.“

Und als die beiden näher rückten, entwickelte er ihnen seinen Plan.

„Entweder klappt die Sache morgen,“ schloß er, „oder wir reiten uns nur noch kräftiger 'rein. Versucht soll es auf alle Fälle werden. Ich habe wahrhaftig Angst, daß sonst etwas passiert. Na, prosit — trinken wir auf gutes Gelingen!“ —

Während die Gläser hier aneinander stießen, ging Franz Ferdinand Ritter mit großen Schritten durch die Straßen.

Seine Stirn war finster, und wenn er an Ilse Hartwig dachte, ballte er die Faust in der Tasche.

Ihn so zu blamieren! Es war ja geradezu eine Gemeinheit. S e i n e Braut küßte einen anderen, küßte den Windhund!

Und das hieß dann Treue! Moderne Treue! Es war zum Verzweifeln. Hätte ihm das vorher jemand

gesagt, er würde ihn ausgelacht haben. Ilse Hartwig und einen anderen küssen! Diese Ilse Hartwig, die darin so schauderhaft sparsam sogar ihm gegenüber war, ihrem Verlobten! Die ihn schon so oft mit ihrer Abweisung, ihrer Prüderie geärgert hatte!

Eine plötzliche Wut packte ihn. Zu ihr hingehen, ihr ins Gesicht sagen, daß sie sich schämen, daß sie sich einen anderen suchen solle — einen anderen, der leichter über solche Dinge dachte!

Plötzlich blieb er stehen.

Vielleicht war alles nicht so schlimm, vielleicht hatte der Windhund unerlaubte Mittel angewandt, vielleicht —

Eigentlich mußte er ihr doch die Möglichkeit geben, sich zu rechtfertigen, ehe er sie von sich stieß.

Die ganze Geschichte war schauderhaft. Sich mit seinem besten Freund deshalb zu schießen — Teufel, so viel war ein Weib gar nicht wert! Und gerade jetzt — wenn man das Examen bestanden hatte, wenn die größte Schusterei hinter einem lag, wenn man ein glücklicher Mensch sein konnte — gerade dann sich vor die Pistolen stellen. Brr!

Er war nicht feige. Er hatte oft genug auf der Mensur gestanden. Aber man wurde doch älter. Ein paar Jahre machten viel darin. Und selbst wenn das Ehrengericht statt Pistolen krumme Säbel setzte — ein Vergnügen war es gerade auch nicht, ohne Binden und Bandagen anzutreten.

Und alles wegen dieses Mädels, wegen dieser Ilse Hartwig!

Er haßte sie beinahe.

Margret Urbach — das wußte er — hätte das nicht gethan. Das war ein liebes, treues Geschöpf, wenn sie auch nicht so klug war. Aber man sah, wohin die Klugheit führte. Wenn's wirklich nur eine tolle Laune, ein

nicht böse gemeinter Scherz gewesen war — der Scherz konnte ihm oder dem Windhund schließlich das Leben kosten. Blamiert war er vor dem Klub auf alle Fälle.

Margret Urbach — — natürlich, die hatte Hans Hettner weggeschnappt.

Er ging wütend nach Hause, mit sich selbst und der ganzen Welt im Zwiespalt.

Zu Hause nahm er eines der gekreuzten Rapiere von der Wand und schlug ein paar Terzen.

Aber er wurde nur wütender.

„Die verdammte Landpartie!" brummte er halblaut. „Wenn mich jetzt einer fragt, ob er sich verloben soll, sag' ich ihm, er soll nicht dreimal, sondern dreizehnmal prüfen. Uebereilung taugt nie was!"

Dabei schlug er so kräftig mit dem Stahl aufs Kanapee, daß es einen Krach gab und die Wirtin verwundert den Kopf zur Thür hineinsteckte.

Aber das Beefsteak kommandierte: „'raus!" Von den Weibern hatte er heute genug — von den alten und von den jungen.

5.

Es hatte eben elf Uhr geschlagen, als das Dienstmädchen der Frau Professor Urbach eine Karte überbrachte. „Heinrich Gluth, Dr. med., praktischer Arzt" stand darauf.

„Schau, schau, der Herr Doktor! Hat sich lange nicht blicken lassen. Haben Sie den Herrn in den Salon geführt?"

„Jawohl, Frau Professor."

Die Kugel küßte ihr einen Augenblick später devot die fleischige Hand und konnte bald danach auch Margret begrüßen. Dem kleinen dicken Herrn war offenbar heiß. Während er die krampfhaftesten Anstrengungen machte, das Gespräch möglichst zu beleben, fuhr er sich mit dem

Taschentuch fortwährend über die Stirn, war unruhig, fing von diesem und jenem an und richtete sein Augenmerk dann auf den kleinen Garten, der vor und neben dem Hause, fast an der Straße sich hinzog.

Er begeisterte sich so sehr dafür, daß die Frau Professor ihn ganz verwundert ansah.

„Das ist ein Luxus, solch ein Gärtchen. Ja, wer sich das leisten kann! Zu Hause, als Junge, bin ich durch größere gestrolcht, daß es eine Lust war. Aber hier, wo jeder Fußbreit eine Stange Gold kostet ... Wir hatten nämlich Beete angelegt. Haben Sie auch eines, gnädiges Fräulein?"

„Gewiß," sagte sie lächelnd. Und ihre Mutter fügte hinzu: „Gehen wir doch hinunter. Wenn es Sie interessiert ..."

Die Kugel dampfte vor Begeisterung. Und als Margret ihn zu „ihrem" Beete führte und die Mutter einige Schritte davon den Bast um eine Stockrose fester zog, flüsterte er plötzlich: „Gnädiges Fräulein ..."

Verwundert sah sie ihn an. Er betrachtete das Beet gar nicht.

„Ich beschwöre Sie ... gönnen Sie mir die Möglichkeit, nur fünf Minuten allein mit Ihnen reden zu können. Es geht um Tod und Leben."

Ueberrascht und erschrocken trat sie einen Schritt seitwärts. „Ich verstehe Sie nicht."

„Es handelt sich womöglich um Tod und Leben von Hans Hettner und Franz Ferdinand Ritter. Ein schweres Pistolenduell ..."

„Allmächtiger Gott!"

Zitternd, mit weit aufgerissenen Augen sah sie ihn an.

„Kommen Sie," sagte sie dann, „wir gehen ... so herum, als ob wir ... über den Garten sprächen. Mama ist noch bei den Rosen."

Er seufzte erleichtert.

„Mit kurzen Worten: Sie wissen, wir haben einen Klub. Durch unsere Schuld ist eine scherzhafte Wette zu stande gekommen, daß Hans Hettner Fräulein Hartwig ... küssen wird, das heißt, daß sie ihm freiwillig einen Kuß giebt. Nun ist Fräulein Hartwig doch Herrn Ritters Verlobte. Aus dem Scherz ... ward Ernst. Fräulein Hartwig hat — natürlich aus harmloser Freundschaft — Hans Hettner wirklich geküßt. Ritter ist darüber rasend. Er hat Hans Hettner auf Pistolen gefordert. In drei Tagen wird wahrscheinlich der eine oder der andere ... eine Leiche sein."

„Herr ... Doktor ...!"

Er senkte den Blick. „Eine Leiche sein!" wiederholte er dumpf.

„Aber mein Gott, das ist ja unmöglich, das ist ja Frevel, das ist — —"

Sie zitterte, konnte kaum sprechen. Die Angst verzerrte ihr Gesicht.

„Herr Doktor," sagte sie dann flehend und griff nach seiner Hand, „ich flehe Sie an, verhindern Sie das, retten Sie sie, Sie können es, es wird sich vermeiden lassen, thun Sie, was Sie können!"

Er zuckte die Achseln. „Ist schon geschehen, gnädiges Fräulein. Alles umsonst. Es giebt keine Rettung mehr."

„Es muß eine geben ... hören Sie mich ... sagen Sie mir doch, was man thun kann. Sie wissen es, Sie sind deshalb doch hergekommen. Soll ich ... die Herren anflehen, daß sie es lassen?"

„Hier kommt nur das Beef — — Pardon, Herr Ritter in Betracht, Gnädigste."

„Dann will ich ihm schreiben, will ihn beschwören, daß er sich zufrieden giebt. Einer Dame kann er doch einen Wunsch nicht abschlagen. Was meinen Sie?"

„Aussichtslos. Total aussichtslos. Es gäbe schon einen Weg, aber den ... werden Sie nicht gehen wollen. Da bleibt es eben bei den Pistolen."

In hilfloser Verzweiflung blickte sie ihn an. „Quälen Sie mich nicht ... welchen Weg? Ehe Mama kommt."

„Die Rosen blühen dies Jahr spät, find' ich," tönte über die Rabatten die Stimme der Frau Professor.

„Sehr spät," rief die Kugel gefaßt. „Aber der Garten ist herrlich. Ich beneide Sie, gnädige Frau."

Und dann zu Margret: „Es giebt nur eine Möglichkeit. Auge um Auge ... Zahn um Zahn. Hans Hettner hat Herrn Ritters Braut geküßt, Herr Ritter muß Hans Hettners Braut küssen. Und zwar muß sie selbst ihn rufen, ihm sagen, daß sie ihm die beste Revanche geben wolle, indem sie ihn küsse — das abschlagen kann er nicht, das wäre eine Beleidigung der Dame. Hier haben wir den einzigen Weg zu einer gütlichen Lösung."

Er hatte hastig gesprochen. In starker Spannung blickte er ihr in die Augen.

„Wer soll ...?" stammelte sie.

„Hans Hettners Braut. Nun, das, gnädiges Fräulein, sind Sie!"

„Und ich soll ... Herrn Ritter ..."

„Freiwillig küssen," vollendete er. „Und mir sofort ein paar Zeilen mitgeben, daß Sie ihn zu heut nachmittag zu sich bitten."

„Aber das ist unmöglich! Ich kann doch nicht ... Herrn Ritter ..."

Sie erglühte über und über. Sie wagte das Wort „küssen" überhaupt nicht auszusprechen.

„Dann giebt es keine Hilfe. Morgen ist es zu spät. Wenn sich das Ehrengericht erst mit der Angelegenheit befaßt —"

„Herr Doktor!" flehte sie.

„Wir werden uns damit abfinden müssen. Lieber Himmel, es wäre ja möglich, daß sie mit dem Leben davonkommen. Aber Franz Ferdinand ist so rabiat — — na, und wenn Hans Hettner wütend ist, steht er auch seinen Mann und schießt den Gegner einfach 'runter."

„Herrn Ritter?" fragte sie. Es war ein unterdrückter Aufschrei. Sie rang die Hände, man merkte, wie sie Qualen litt.

„Es stehen zwei Menschenleben auf dem Spiel, gnädiges Fräulein."

„Aber ich ... ich kann das doch nicht!"

„Fräulein Hartwig hat es auch gekonnt."

„Haben Sie schon das Nelkenbeet gesehen?" tönte die Stimme der Mutter. Sie kam langsam heran, nahm hier ein welkes Blättchen, dort einen Stein auf.

„Wollen Sie? Ja oder nein! Von Ihrer Entscheidung hängt Tod und Leben ab."

Margret war selber mehr tot als lebendig. „Ja," flüsterte sie und schloß die Augen.

„Dann schreiben Sie, bitte, gleich den Brief für Herrn Ritter und geben ihn mir mit."

Er ging der Frau Professor entgegen und kramte hastig seine botanischen Kenntnisse aus.

Nachher trat man ins Zimmer zurück. Margret Urbach, die abwechselnd blaß und rot war, verschwand einen Augenblick.

Du rettest ihn vom Tode, dachte sie. Und Ilse Hartwig hat es auch gethan. Sie fügte sich ja der Freundin immer.

Fünf Minuten später gelang es ihr, der Kugel einen Brief hinzuschieben, der schleunigst in dessen Tasche verschwand. Und gleich darauf brach der dicke Doktor auf und empfahl sich.

— — — — — — — — — — — — —

Als Ritter brummig des Mittags nach Hause kam, sagte die Wirtin: „Herr Referendar, hier ist ein Brief. Aber der ist mir so auf die Seele gebunden worden, daß ich ihn erst gar nicht nehmen wollte. Ich bin froh, daß ich ihn los bin."

Ritter stutzte und biß sich auf die Lippen.

„Sassa —! Von Margret Urbach!" Wie zitterig und flüchtig die Schrift war!

„Geehrter Herr Ritter!

Ich bitte Sie, heute nachmittag zwischen drei und fünf Uhr auf jeden Fall bei uns vorzusprechen. Sie werden mir diesen großen Wunsch nicht abschlagen.

Mit bestem Gruße

Margret Urbach."

Franz Ferdinand machte ein verblüfftes Gesicht. Was hieß denn das nun wieder? Was war denn passiert?

Aber wenn Margret rief, mußte er hin. Und er ging gern.

Als hätte sie ihn erwartet, stand sie im Garten. Ueber das Gitter fort erwiderte sie seinen Gruß.

Sie erschien ihm heute so sonderbar, fast verstört, in Angst und Aufregung, daß in plötzlicher Furcht sein Herz sich zusammenkrampfte.

„Was ist denn passiert, gnädiges Fräulein?"

„O nichts ... nichts. Es ist nur ... ach bitte, Herr Ritter, Mama schläft etwas und Papa arbeitet. Leisten Sie mir so lange ... in der Laube Gesellschaft."

Sie glühte wie eine Päonie. Hastig, mit fahrigen Bewegungen, die er gar nicht an ihr gewohnt war, ging sie voran. Er folgte.

Die Laube war mit wildem Wein bewachsen und schloß sich an die von blühenden Glycinen überrankte Mauer des Nebenhauses. Es war ein stiller Fleck.

Margret Urbach riß ein Blatt ab und zerpflückte es.

„Ich wollte ... mit Ihnen sprechen, Herr Ritter. Ich ... weiß alles."

„Was denn?" fragte er erstaunt.

„Vom ... Duell," antwortete sie mühsam.

Er stutzte. „Ich verstehe Sie nicht."

„O doch! Sie wollen es nur nicht zugeben. Vielleicht darf man sich nicht verraten. Aber wenn ich Ihnen sage, daß ich alles weiß, daß ich weiß: Sie und Herr Hettner werden sich schießen, werden auf Leben und Tod kämpfen — morgen, übermorgen, wann es grad ausgemacht wird — dann werden Sie nicht mehr leugnen."

Er hatte alles andere eher erwartet.

„Woher haben Sie das?" fragte er mit gerunzelter Stirn. „Man pflegt doch derlei nicht einer Dame zu erzählen."

„Also Sie geben es zu? Nun gut. — Herr ... Ritter ..."

„Was soll ich?"

„O, ich bitte Sie von ganzem Herzen: thun Sie das nicht. Es steht doch das Leben auf dem Spiele."

Er lachte kurz und ironisch auf. „Sie fürchten für Hans Hettner, gnädiges Fräulein. Ich kann Ihnen nicht helfen, obgleich ich mir vorstellen kann, daß es kein angenehmer Gedanke ist, den Mann, den man liebt, vor der Pistole zu wissen."

„Erbarmen Sie sich ..." flehte sie.

„Wenn Sie den Grund wüßten — meine Schuld ist es nicht."

„Ich weiß ja, aber ... aber ..."

Sie stotterte, ward immer röter. „Giebt es gar keinen Ausweg?"

„Keinen."

„Ich wüßte einen," flüsterte sie. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Sie mußte sich setzen.

„Da wäre ich gespannt.“

Sie schluckte krampfhaft. „Ich soll ... ich soll Ihnen ... Sie sollen ...“

Weiter kam sie nicht. Das Schlucken war immer stärker geworden, und plötzlich legte sie die Arme auf den Gartentisch, den Kopf darauf und begann hilflos zu weinen. Margret Urbach war darin eine glückliche Natur. Immer wenn sie nicht weiter konnte, wenn sie etwas bedrückte, schossen ihr nur so die blanken Thränen hervor und erleichterten wohlthätig ihr Herz.

Das Beefsteak war erst wie versteinert stehen geblieben. „Aber Fräulein Margret,“ sagte er dann, jetzt auch mit dem hilflosesten Gesicht von der Welt, „beruhigen Sie sich doch ... lieber Himmel, nun weinen Sie gar ... Wenn es nur irgendwie angängig wäre, thät' ich ja alles, was Sie verlangen ... ich hab' Sie ja ...“

„Gräßlich lieb,“ wollte er sagen. Aber er biß sich noch rechtzeitig auf die Zunge.

„Ich ... kann's doch nicht,“ schluchzte sie, „ich schäme mich zu sehr ...“

„Ja, aber weshalb denn?“ fragte er verzweifelt. Er konnte sie nicht weinen sehen. Sein ganzes Herz war in Aufruhr. Grundgütiger Himmel, wenn ein so liebes Ding heulte — —

„Ich schäme mich ja so sehr,“ flüsterte sie noch einmal und preßte die Hände immer fester vors Gesicht ... „ich soll Sie ja ... küssen.“

Das Wort kam ganz leise heraus.

„Wa—as?“

Ein stärkeres Schluchzen. „Einen Kuß geben,“ flüsterte sie. „Damit wäre dann ja alles aus der Welt geschafft. Dann hätten Sie doch die Revanche, weil Herr ... Hettner ja auch ... Ihre Braut ... (das Weinen ward lauter) geküßt hat. Und wenn eine Dame ... das thun

will, dürfen Sie nicht Nein sagen, und Sie können dann nicht mehr auf dem Duell bestehen. Aber ich ... ich hab' mir ... das viel leichter gedacht."

Ihr Ohr glühte, alles glühte, was er von dem Gesicht sah.

Immer höher hatte das Beefsteak den Kopf gehoben, immer erstaunter war er geworden. Das war ja ein ganzes Komplott, da hatte jemand das gute Mädel schön bearbeitet.

Die Kugel natürlich — o du Schlaumeier!

Er wurde lustig, als wäre ihm eine Zentnerlast vom Herzen genommen. In verhaltenem Lachen zuckten seine Mienen. Und vor ihm das schöne Kind — —

„Ist es ... denn wirklich so schwer, Fräulein Margret?"

Sie beugte das Haupt noch tiefer. „Ja."

„Schade! Es wäre wirklich ein Ausweg. Aber vielleicht ... kann ich Ihnen ... die Sache erleichtern ... und zwar so, wenn Sie erlauben!"

Damit zog er ihr die Hände von dem thränenüberströmten Gesicht, beugte sich hernieder und küßte sie.

Sie schrie nur leicht auf, dann lag sie ihm weinend im Arme.

Revanche! dachte das Beefsteak — warte, mein lieber Windhund!

Und immer von neuem drückte er sie an sich.

O, das waren andere Küsse als jener flüchtige von Ilse Hartwig. Margret Urbach war ganz Hingabe.

Plötzlich fuhr sie auf. „Mein Gott," sprach sie zitternd ... „was hab' ich ... gethan!"

„Ein Menschenleben gerettet," antwortete Ritter würdevoll. Sein Herz jauchzte. „Und doch noch nicht genug, Greti ... denn Ilse hat Hans Hettner geküßt, Sie aber mich noch nicht. Ich muß darauf dringen, daß das ... nachgeholt wird."

„Nein, nein, nein," wehrte sie.

Aber als er sie erst im Arme hatte, erfüllte sie seinen Wunsch doch. Zitternd lagen die roten, vollen Mädchenlippen auf den seinen.

Plötzlich rief eine Stimme: „Ah ... das ist ... aber ... eine merkwürdige Ueberraschung!"

Als bräche das jüngste Gericht über sie herein, vom ersten Schreck fast gelähmt, blieben sie sekundenlang regungslos, ehe sie auseinander fuhren.

Dem Beefsteak zitterten die Kniee. „Allmächtiger!" gurgelte er.

Es war Margrets Mutter — Frau Professor Urbach. Sie mußten bei ihrer anregenden Beschäftigung ihre Schritte auf dem weichen Gartenwege überhört haben.

„Gnädige Frau," stammelte der unglückselige Franz Ferdinand, „es ist mir ... höchst peinlich ... es bedarf der Aufklärung ... ich ... ich ..."

Die alte Dame lächelte. „Der Aufklärung, Herr Referendar, bedarf es allerdings. Aber ich hoffe, daß sie zu allseitiger Zufriedenheit erfolgt. Wir möchten unser Kind gern glücklich sehen."

„Aber mein Gott," stotterte er und fuhr sich verzweifelt mit den Fingern in den Kragen, als könne er keine Luft kriegen ... „die Erklärung, gnädige Frau ... ich weiß nicht, wie ich das sagen soll ... Ihr Fräulein Tochter ..."

„Hätte Sie zuerst an uns weisen sollen," fiel die Frau Professor ein und amüsierte sich über die unglückliche Figur, die er machte.

Das Beefsteak knickte immer mehr zusammen.

„Wenn die Sache jedoch einmal so weit gediehen ist, müssen die Eltern eben gute Miene zum bösen Spiel machen. Was soll man da weiter thun?"

„Aber Mama!" schluchzte Margret, die sich in die äußerste Ecke der Laube gedrückt hatte.

„Ein Mißverständnis, gnädige Frau," stöhnte Franz Ferdinand, „ich hatte nicht ... die Absicht, ... es kommt so ... plötzlich ... ich ... ich ..."

„Ah, ich verstehe! Sie wollen erst das Examen hinter sich haben. Ja, Herr Referendar, dann hätten Sie auch ... damit ... warten sollen. — Aber," rief sie dann lachend, „Kinder, was quält ihr euch und uns! Schön. Es soll Geheimnis bleiben. Aber der mütterliche Scharfblick ... ich hab' das ja längst gewußt und kommen sehen. — Kinder — —"

Sie breitete die Arme aus.

Der Referendar schwitzte Blut. Es war ihm jetzt alles egal. „Verzeihen Sie ... ich muß fort ... wichtige Angelegenheit ... der Dienst ... bitte tausendmal um Pardon ..."

Das andere erstarb in einem krampfhaften Murmeln. Eine Verbeugung hier, eine Verbeugung da — und ehe die Frau Professor, die noch immer glaubte, die ertappten Sünder würden sich in ihre Arme stürzen, recht zur Besinnung kam, klang die Gartenpforte und war Franz Ferdinand Ritter verschwunden.

Der Stadtpark war nahe. Er setzte sich auf die erste beste Bank, als hätte er alle Spannkraft verloren.

O du grundgütiger Himmel, nun kam auch das noch!

Er war von nun an im Urbachschen Hause unmöglich. Er war unmöglich bis an sein Lebensende. Niemals mehr würde er mit Margret verkehren dürfen. Selbst wenn sie wollte. Die empörten Eltern würden es ihr mit Recht verbieten.

Und alles nur Hans Hettners wegen! Es war eine ganze Kette.

Dieses Hans Hettners wegen, der das schöne liebe Mädel heiraten würde!

Kreuzmillionen, wenn er ihn doch vor die Pistole bekäme! Alles gönnte er ihm: aber das Mädel nicht.

Zu alledem hatte er sich unsterblich blamiert.

Und heute abend? Am Klubtisch der fünf lustigen Brüderlein?

Er mochte gar nicht daran denken.

6.

„Im Namen des Hohen Rates! Die Sitzung ist eröffnet, die vorgeladenen Parteien sind anwesend."

Mit einem raschen Blick streifte die Kugel das Gesicht des Windhundes und das des Beefsteaks. Hans Hettner sah mit gut gespielter Gleichgültigkeit vor sich hin; Franz Ferdinand Ritter dagegen machte kein Hehl daraus, daß er völlig geknickt war. In seinen Mienen prägte sich der böseste moralische Katzenjammer aus.

„Ich habe an die Streitenden zuerst die Frage zu richten, ob die Situation sich seit dem gestrigen Abend in irgend einer Weise verschoben hat."

„Wüßte nicht," brummte Hans Hettner. Das Beefsteak ward unruhig.

„Nun, liebes Beefsteak?"

„Allerdings," sagte er ... „sogar gewaltig."

„Und das wäre? Ihr versteht, Brüderlein — wenn der Hohe Rat entscheiden soll, muß er die neuen Fakta kennen."

Dabei leuchteten die Augen des Präsidenten listig und lustig auf.

„Ich habe kein Recht mehr, beleidigt zu sein. Ich habe ... eine Revanche erhalten, die ich ... nicht ablehnen konnte."

„Von mir nicht!" fuhr der Windhund auf.

„Nein," sprach das Beefsteak, „aber von ... deiner Braut. Durch einen Brief ward ich heute nachmittag

hingerufen. Und dort ... hm ... na ja, da küßte sie mich, wie meine Braut dich. Ich durfte das nicht ablehnen, und damit sind wir quitt."

Jetzt war die Reihe zu staunen an Hans Hettner. „Wie? Was? Margret Urbach? Woher wußte sie von der Sache? Was hat sie gesagt?"

Aber die Kugel unterbrach ihn. „Die Interna gehen euch beide allein an. Das macht untereinander ab. Für uns kommen nur die Hauptthatsachen in Betracht, die gegeneinander abzuwägen sind. Zu dieser schwierigen Abwägung zieht sich der Hohe Rat jetzt zurück. Er wird entscheiden, ob die Revanche auch dem Klub genügt. Außerdem wird zur Beratung gestellt, wer nun eigentlich die Wette gewonnen respektive wie die Verteilung der Wettverpflichtung zu erfolgen hat. Folgt mir!"

Würdevoll entfernte sich das Kleeblatt. Der Windhund und das Beefsteak blieben allein.

Große Pause.

„Tolle Sache das," murmelte dann Hans Hettner.

„Sehr toll," sagte das Beefsteak kläglich.

Mit einem Seitenblick streifte der Freund sein Gesicht. „Immer die Weiber. Ich sag's ja: mit etwas Geduld läßt sich jede küssen."

„O nein! Wenn nicht gerade ganz ausnahmsweise die Sache kompliziert wird — —"

„Kompliziert!" sagte der Windhund spöttisch. „Du hast ja den Beweis."

„Etwa in Margret? Oho, mein Lieber, ich sage dir: geweint hat das arme Wurm, ganz bitterlich geweint sogar, ehe sie sich entschloß, mir den Kuß zu geben."

„Aber sie entschloß sich."

„Jawohl, um dein Leben zu retten, um dich nicht dem Zweikampf auszusetzen. Hier lag ein Grund vor, nicht eine Laune wie bei ... bei Ilse Hartwig."

„Beefsteak," drohte der Windhund — „was weißt du von dem herrlichen Mädel! Geheult hat sie allerdings nicht. So locker sitzen die Thränen bei ihr nicht. Aber sie hätt's nicht gethan, wenn es nicht ihrer Freundin wegen gewesen wäre. Ich weiß das besser."

„Meinetwegen. Aber ich dulde nicht, daß du ... so spöttisch von Margret Urbach redest."

„Und ich nicht, daß du Ilse Hartwig falsche Motive unterschiebst. Du scheinst überhaupt gegen deine Braut gereizt zu sein."

„Und du gegen deine. Wegen des einen Kusses —"

Das Beefsteak ward plötzlich rot. „Wegen des einen Kusses," hatte er gesagt. War's nur einer? Ihm fiel es schwer aufs Herz, daß er Margret so oft geküßt. Und dann die Scene mit der Frau Professor — —

Verloren war er auf jeden Fall.

„Hans!" sagte er dumpf.

„Nanu?"

„Ich will offen sein. Meinetwegen fordere mich auf Pistolen oder schlag mich 'runter. Ist mir gleich. Verspielt hab' ich doch. Und ich mach', daß ich von hier fort komme. Ich hab' ... deine Braut nicht nur ... geküßt."

„Mensch!" schrie der Windhund auf.

„Sondern ich soll auch ... verlobt mit ihr werden. Als wir uns küßten — die Revanche, weißt du — kam die Mutter dazu ... die Frau Professor. Es war die niederträchtigste Situation meines Lebens. Ich war geknickt, konnte kaum reden. Margret weinte, die Mutter aber wollte eben die Arme ausbreiten und uns den Segen geben — da rückt' ich aus. Ausgerissen bin ich. Heiliger Himmel, ich bin blamiert fürs ganze Leben! Aber ich kann mich doch nicht mit deiner Braut verloben!"

Fassungslos sah der Windhund ihn an.

„Aber ... das ist ... noch nicht das Schlimmste.“

„Kommt's denn noch besser?“

„Ja. Da ist dein Krug. Faß ihn an, schmettere mir den Schädel kaput, massakriere mich: ich ... ich hab' sie lieb, ich hab' sie so verrückt lieb, daß ich's nicht sagen kann ...“

„Wen?“ schrie Hans Hettner rauh. Wie ein Schraubstock legten sich seine Finger um den Arm des Freundes.

„Die Margret ... deine Braut ... Und wir haben uns heut immerzu geküßt ... immerzu, bis das Malheur mit der Mutter passierte ... Und die verfluchte Landpartie, wo ich mit Ilse Hartwig anfing ... ach, ich bin ein Pechvogel! Margret ist futsch für mich, im Haus dort kann ich mich nicht mehr blicken lassen, und ich hab' sie ... zu rasend lieb, um es sehen zu können, daß du ... sie heiratest. Da werd' ich die Koffer packen und abdampfen. So — nun weißt du alles ... nun mach, was du willst mit mir!“

Der eiserne Griff, der seinen Arm umspannte, hatte sich immer mehr gelockert. Er wagte nicht, Hans Hettner in die Augen zu sehen.

Da sprang der Windhund auf, daß der Stuhl zurückflog. „Was red'st du da, Mensch? Was ... red'st du da?“

„Daß ich ... deine Braut ... lieb hab'.“

„Und sie dich?“

„Ich glaube: ja.“

Eine Sekunde war Hans Hettner ganz still. Aber dann schrie er auf: „Mensch — Kerl — Beefsteak, ist das wahr? Sag Ja, oder ich weiß nicht, was ich thu'!“

„Ja,“ stöhnte Franz Ferdinand.

Und mit einemmal ein Jubelruf, der das ganze Zimmer füllte und weitertönte. „Nimm sie — behalt sie — sei glücklich! Ach Beefsteak, Beefsteak —!!“

Franz Ferdinand traute seinen Ohren nicht. „Wen soll ich ... nehmen?“

„Margret!“ jauchzte der Windhund. „Aber mir laß die Ilse! Laß mir die Ilse, und nimm alles, was ich bin und habe!“

Der andere faßte sich an den Kopf. Und dann fragte er: „Ist das wahr? Ist das kein Witz?“

„Dreimal wahr! Mensch!“

„Junge!“

„Heulen möcht' ich vor Freude!“

„Heul zu! Ich soll ... die Margret haben ... ich soll ... die Margret ... das ist ja nicht möglich, das wär' ja zu viel ... Hans, alter Kerl!“

„Beefsteak!“

Und förmlich geschüttelt von Glück und seligem Jubel lagen sie sich in den Armen und drückten sich im Herzensüberschwang, als wollten sie sich zerbrechen.

Da öffnete sich die Thür.

„Hilfe,“ schrie der Eierkuchen erschrocken, „sie hauen sich — um Gottes willen!“

Aber Hans Hettner lachte ihn selig an. „Kommt nur 'rein. Wir hauen uns gar nicht, wir sind nie bessere Freunde und glücklichere Leute gewesen als heute abend.“

„Dann,“ sagte die Kugel schmunzelnd, „werdet ihr gegen das vom Hohen Rat zu euren Lasten festgesetzte Freibierquantum nichts einzuwenden haben.“

„Wir geben das Doppelte,“ sprach das Beefsteak und atmete hastig. „Was meinst du, Windhund?“

„Ohne weiteres!“ erwiderte der nur.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage stand Hans Hettner vor Ilse Hartwig.

Er wunderte sich, als er sie sah.

Ihr Gesicht war still und rein, als ob sie ein tiefes

Weh verkämpft hätte, und als ob ein Schimmer von der Heiligkeit jedes großen Schmerzes darauf zurückgeblieben wäre.

Sie war zuerst über und über rot geworden in der Erinnerung an ihr letztes Alleinsein.

Es fand sich ein Augenblick, wo sie auch jetzt ungestört sprechen konnten.

„Ich komme im offiziellen Auftrag," sagte er, „und zwar als Abgesandter von Herrn Ritter."

Sie sah ihn groß an. „Was ist denn nun wieder?"

„Herr Ritter," sprach er, „kann es nicht verwinden, daß Sie, Fräulein Ilse, mich ... geküßt haben."

Ein brennendes Rot ging jäh über ihr Gesicht, als er das Wort aussprach.

„Von wem ... weiß er das?"

„Von mir. Er hat die Ueberzeugung, daß die Grundbedingungen einer glücklichen Ehe ... nicht gegeben sind, da auf beiden Seiten mehr Freundschaft als Liebe spricht. Er hat mich also gebeten, in dieser peinlichen Angelegenheit zu erkunden, was Sie zu einer Aufhebung Ihres heimlichen Verlöbnisses mit ihm sagen würden und ob Sie dazu geneigt wären."

Ilse Hartwig war totenblaß. Der Boden schien ihr unter den Füßen zu schwanken. Sie lehnte sich an einen Sessel. „Weiter," sprach sie tonlos.

„Franz Ferdinand meint, von beiden Seiten hätte eine Uebereilung vorgelegen, die zu Gunsten eines wahren Glückes gottlob noch gutgemacht werden kann."

Ilse Hartwig richtete sich hoch auf. „Das kann sie, Herr Hettner. Teilen Sie Ihrem Freunde mit, daß er ganz frei ist, und daß auch ich mich in keiner Weise mehr für gebunden erachte. Haben Sie sonst noch etwas zu sagen?"

Dem Windhund ward es schwül. Er hatte Ilse

Hartwig nie so stolz, nie so bleich, nie so ... so würdig gesehen.

„Ja ... nämlich ich," fuhr er verlegen fort, „ich habe ... gleichfalls meine Verlobung aufgehoben. Margret Urbach hat das Beefsteak — Franz Ferdinand, mein' ich — doch auch geküßt. Und da ich darüber ... auch nicht hinwegkomme, so ist Franz Ferdinand in meinem Auftrag jetzt bei Urbachs."

Ihre Augen blitzten. „Schön, Herr Hettner. Ich verstehe Sie vollständig. Das Opfer, das ich gebracht habe, war also umsonst. Und nun rede ich! Sie haben mich leichtgläubiges Geschöpf dazu gebracht, daß ich that, was Sie wollten. Ich that's, weil Sie davon Ihre Verlobung mit Margret abhängig machten. Herr Ritter hat wahrscheinlich einen ähnlichen Kniff bei Margret gebraucht, das heißt, Sie haben uns als Puppen in einer Komödie benutzt, die Ihnen wahrscheinlich Spaß machte. Und nun haben Sie den Mut, uns mit dürren Worten zu sagen: Ihr seid uns nicht gut genug, wir brauchen andere, ihr taugt nichts! O, es wird Sie keiner halten! Aber mir fehlen die Worte, um eine solche Handlungsweise zu kennzeichnen, und ich beneide Sie nicht um die Keckheit, die dazu gehört, mir das nicht nur ins Gesicht zu sagen, sondern noch eine Minute in diesem Hause, das Sie als Gast aufgenommen hat, zu verweilen. — Adieu!"

„Aber Fräulein Ilse — —"

„Schweigen Sie!"

Und schon klappte die Thür. Wie ein begossener Pudel stand Hans Hettner im roten Salon allein da.

Das kam von den verdammten Witzen! Er war so selig, sie hatten zusammen gestern so nett den Plan ausgebrütet, wie sie Ilse und Margret erst erschrecken und dann in alle Himmel der Freude heben wollten —

Und nun?

Wenn er kein Radikalmittel anwandte, mußte er unverrichteter Sache abziehen und sah Ilse vorläufig überhaupt nicht mehr.

Sturmmarsch! dachte er entschlossen und ging zur Thür.

Aber er prallte mit der Frau Sanitätsrat zusammen.

„Mein Mann kommt sofort ... Sie müssen am Sonntag schon entschuldigen ... den Braten kann man dem Mädchen —"

„Doch nicht anvertrauen," hatte sie sagen wollen. Aber es blieb ihr im Halse stecken. „Wo ist denn Ilse?" fragte sie erstaunt. „Mein Gott, Sie haben doch nicht etwa allein hier gesessen?"

„Ja ... Fräulein Ilse ... ein Mißverständnis ... ich weiß wirklich nicht ..." Und plötzlich entschlossen: „Gnädige Frau, ich bitte ... um die Hand Ihrer Tochter Ilse!"

Da war's heraus.

„Herr Doktor ... Herr Hettner ... Gott im Himmel! Nein, das ist ja aber eine große Ehre ... ich weiß gar nicht ... mein Mann ist im Augenblick fertig ... i du meine Güte!"

Die alte Dame that viel erstaunter, als sie war. „Wir werden uns gewiß sehr freuen ... das Glück unseres Kindes ... wenn Ilse nichts dagegen hat —"

„Darf ich nur wenige Minuten mit ... Fräulein Ilse allein reden?"

„Natürlich ... natürlich ... Ilse, Kind, Liebling, wo steckst du denn? Kommen Sie mit, Herr Hettner ... sie wird in ihrem Zimmer sein."

Und sie war's. Totenblaß noch immer, stand sie am Fenster.

Als die Mutter die Thür öffnete, zuckte sie zusammen.

„Herr ... Hettner möchte dich sprechen, Liebling ... Er bittet uns ... um deine Hand. Es wird natürlich

ganz auf dich ankommen. Sag uns bald, was du meinst. Nicht zu lange warten lassen! Wenn nur der Papa erst fertig wäre!"

Und flink in der freudigen Aufregung verschwand sie, um nach dem Sanitätsrat zu sehen.

Ilse Hartwigs Augen waren immer größer geworden — unnatürlich groß waren sie zuletzt.

„Sie haben gesprochen, Fräulein Ilse," sagte Hans Hettner rasch, „so hart, so böse und so schnell, daß ich nichts erwidern und mich nicht verteidigen konnte. Sie haben mich gar nicht bis zu Ende gehört. So hören Sie mich jetzt."

Und nun sprach er. Wie er sich in dem Augenblick, als sie sich heimlich mit Franz Ferdinand verlobt, seiner Liebe zu ihr bewußt geworden wäre. Wie er in Schmerz und Zorn deshalb über „Weibertreue" geschimpft habe, wie ihnen beiden dann die Wette aufoctroyiert sei. So wäre es zum Kuß gekommen, da hätte er nicht mehr an die Wette gedacht. Und weiter: wie Franz Ferdinand gewütet hätte, wie ein Duell unvermeidlich gewesen wäre, wie der kleine Doktor dann einen anderen Ausweg gefunden. So hätten sich wieder Margret und Franz Ferdinand geküßt. Und dann wäre es herausgekommen, daß sie beide die „Falsche" gegriffen, daß jeder die andere wolle. Margret und Franz Ferdinand liebten sich. Er liebte sie — und nun frage er, ob sie ihn auch liebe.

Der Windhund sprach sonst sehr gut und war bei feierlichen Anlässen der Hauptredner.

Jetzt aber redete er schlecht. Stotternd kam es alles heraus, und nur langsam verstand Ilse Hartwig den Zusammenhang.

In ihrem Gesicht zuckte und arbeitete es. Die Totenblässe wich erst einer leichten, dann einer immer tieferen Röte.

„Ilse," sagte Hans Hettner und breitete die Arme aus, „hast du mich denn nicht auch ein bißchen lieb?"

Ein kurzer, letzter Kampf. Dann kam es wie Lachen und Weinen über sie. „Immer schon," flüsterte sie, und da lag sie in seinen Armen.

„Laß mich nicht los ... laß mich ganz still bei dir sein!"

Aber es hätte der Worte nicht bedurft. Was Hans Hettner hielt, das hielt er.

„Ilse!" rief es. Schritte näherten sich. Sie hörten es kaum.

„Du wolltest uns Bescheid sagen," lachte die Mutter und kam näher.

Doch der Sanitätsrat sah über ihre Schulter das glückliche Paar.

„Da ist ja der Bescheid schon, Mutter! Gründlicher kann man ihn nicht verlangen. Na, nun gieb mal die Schlüssel zum Weinkeller 'raus! Und eine weiße Binde knüpf' ich mir auch noch um."

Es ist nicht mehr viel nachzutragen. Das Beefsteak machte an demselben Sonntagvormittag bei der Frau Professor Urbach gut, was er durch sein Ausreißen am Sonnabendnachmittag verdorben. Mit Todesverachtung stürzte sich Franz Ferdinand in die ausgebreiteten Arme der künftigen Schwiegermutter.

Nicht lange darauf bestanden die Freunde ihr Examen, und durch eine große Familientafel ward die öffentliche Doppelverlobung — das bestandene Examen dazu — gefeiert.

Die Kugel hielt eine glänzende Rede. Als sich der kleine Dicke aber setzte, neigte er sich zu Hans Hettner hinüber und sagte: „An der ganzen Geschichte ist doch der Hohe Rat schuld. Ohne die Wette wären die Brautpaare doch wohl anders gruppiert und weniger glücklich. Das haben alles die unerlaubten Küsse gethan.



Flüssige Luft.

Naturwissenschaftlich-technische Betrachtung.

Von Professor E. Koller.



Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Schon seit Aristoteles hatten forschende Geister sich mit der Frage der Verwandlung von Luft in Wasser beschäftigt, allein es sollte lange währen, bis dieses Problem wirklich seiner Lösung zugeführt wurde. Nachdem es 1799 den Franzosen Fourcroy und Vauquelin beinahe gelungen war, Ammoniakgas zu verflüssigen, gab im Jahre 1823 der berühmte englische Physiker Faraday durch Verflüssigung des Chlors den ersten Anstoß zu wirklich erfolgreichen Versuchen auf diesem Gebiete.

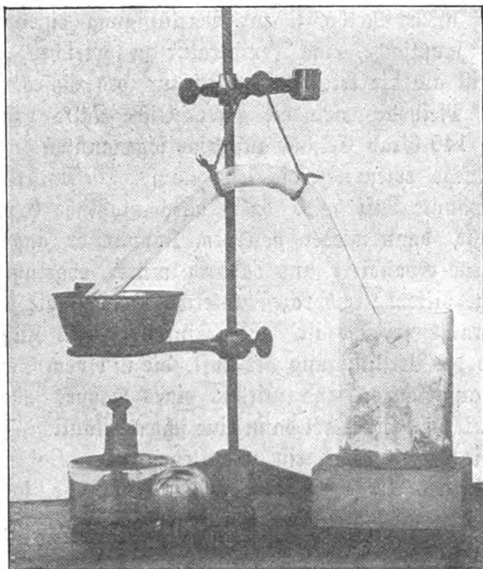
Sein Apparat war höchst einfach und bestand in der Hauptsache aus einem geschlossenen und umgebogenen Glasrohre. Auf der einen Seite wurde aus Chlorhydrat vermittelst einer Weingeistflamme ein gelbliches Gas erzeugt, das dann in das andere, in eine Kältemischung getauchte Ende überströmte und sich dort unter der Wirkung seines eigenen Druckes verflüssigte. Faraday setzte seine Versuche fort, und es gelang ihm, mehrere bis dahin für „permanent" gehaltene Gase auf ähnliche Weise tropfbar

flüssig zu machen, so unter anderen Schwefelwasserstoff, Kohlensäure, schweflige Säure, Stickoxydul, Ammoniak und Cyansäure.

Diese Erfolge veranlaßten viele Forscher in verschiedenen Ländern zu weiteren Versuchen, unter denen die des Engländers Th. Andrews von besonderer Wichtigkeit sind. Im Jahre 1861 wies er nämlich nach, daß den Gasen eine allgemeine Eigenschaft zukommt, die er als den „kritischen Zustand" bezeichnete, und daß ihnen eine gewisse Temperatur, die sogenannte „kritische Temperatur", eigen ist, oberhalb welcher sie selbst durch den stärksten Druck nicht verflüssigt werden können; um letzteres zu ermöglichen, muß auch die Kälte mitwirken. Der bei der kritischen Temperatur zur Verflüssigung erforderliche Druck wird der „kritische Druck" genannt.

Im Jahre 1877 gelang es Cailletet in Paris und Pictet in Genf gleichzeitig und unabhängig voneinander durch Anwendung großen Druckes und intensiver Kälte in sinnreich gebauten Apparaten verschiedene Gase, Stickstoff, Sauerstoff, Kohlenoxyd, Wasserstoff und atmosphärische Luft zu verflüssigen. In den folgenden Jahren wurden die Verflüssigungsmethoden wesentlich verbessert durch die beiden polnischen Gelehrten Wroblewski und Olszewski in Krakau, die das Verfahren feststellten, Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenoxyd auch dauernd in flüssiger Form — als sogenannte statische Flüssigkeit — zu erhalten. Auch Pictet hat auf diesem Gebiete in seinem großen, mit den neuesten Einrichtungen ausgestatteten Laboratorium in Berlin mit Erfolg weitergearbeitet. In London beschäftigt sich namentlich Dewar mit einschlägigen Untersuchungen, die schon zu manchen wertvollen Entdeckungen geführt haben. 1893 verwandelte er erstmals Luft in einen klaren, durchsichtigen, festen Körper. Gleichzeitig erfand er sinnreiche Vorrichtungen, Vakuumkugeln,

das heißt doppelwandige Gefäße mit luftleerem Zwischenraum, zur Aufbewahrung flüchtiger Flüssigkeiten, wie Sauerstoff, Luft und anderer, die sonst wegen ihrer schnellen Verdampfung nur wenige Minuten lang in freier Atmosphäre aufbewahrt werden können. Nach langen Versuchen



Faradays Apparat zur Verflüssigung des Chlors 1823.

gelang es Dewar 1898 auch, Wasserstoff und das neu entdeckte Gas Helium nicht nur in den flüssigen, sondern auch bei einer Temperatur von — 258 Grad Celsius in den festen Zustand überzuführen.

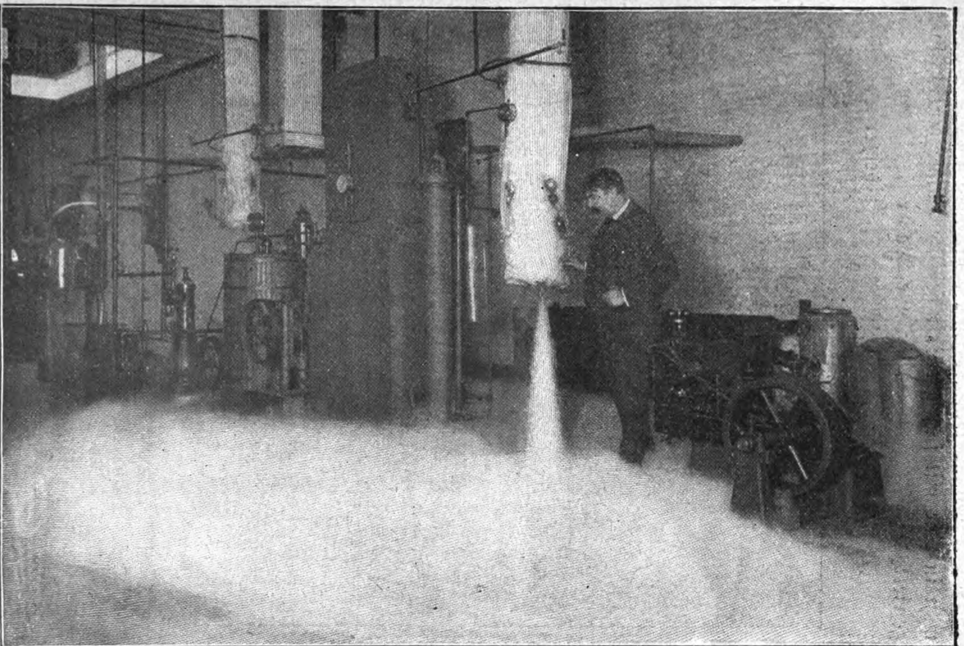
Die Ergebnisse der erwähnten Forschungen, Entdeckungen und Erfindungen haben auch bereits mannigfache technische Verwendung gefunden; außer in England und Amerika namentlich in Deutschland durch Professor

Doktor Linde in München. Letzterer hatte schon früher die Kälteindustrie durch die Ausbildung der Ammoniak-Kompressionsmaschine wesentlich gefördert und erfand im Jahre 1895 einen neuen, sehr vereinfachten und praktisch leicht verwendbaren Vorgang, um außerordentlich tiefe Temperaturen und flüssige Luft zu erhalten.

Bei allen Methoden zur Verflüssigung eines Gases ist die Hauptsache, eine Temperatur zu erreichen, welche tiefer ist als die kritische Temperatur des Gases. Nach Lindes Methode wird die erforderliche Kälte von mindestens 140 Grad Celsius auf dem sogenannten regenerativen Wege erzeugt. Die dem Kompressor entströmende hochgespannte Luft wird dabei durch plötzliche Expansion abgekühlt, dann wieder von dem Kompressor angesogen, aufs neue expandiert und dadurch weiter abgekühlt und so lange diesem Kreisprozeß unterworfen, bis die kritische Temperatur erreicht ist. Mit Eintritt dieses Zustandes beginnt die Verflüssigung der Luft, die in einem Sammelgefäß aufgefangen und mittels eines Hahnes abgezapft werden kann. Sie bildet dann eine schwachbläuliche Flüssigkeit, die wegen der darin enthaltenen festen Kohlensäure ein milchiges Aussehen hat. Filtriert man sie, so tropft eine klare, zartblaue Flüssigkeit ab, während die feste Kohlensäure als Schnee im Filter zurückbleibt.

In noch größerem Maßstabe sind in Amerika Versuche zur Verflüssigung der Luft und über deren Anwendung durch Professor Tripler in New York ausgeführt worden, dessen Maschinen jetzt flüssige Luft in beliebigen Mengen erzeugen. Mit solcher lassen sich überraschende Experimente ausführen, von denen hier einige erwähnt werden mögen:

Gießt man flüssige Luft auf Eis, so verdampft sie zischend wie Wasser auf glühendem Eisen, was sich leicht begreifen läßt, wenn man bedenkt, daß das Eis um



Flüssige Luft, die auf den Boden ausströmt und verdampft.

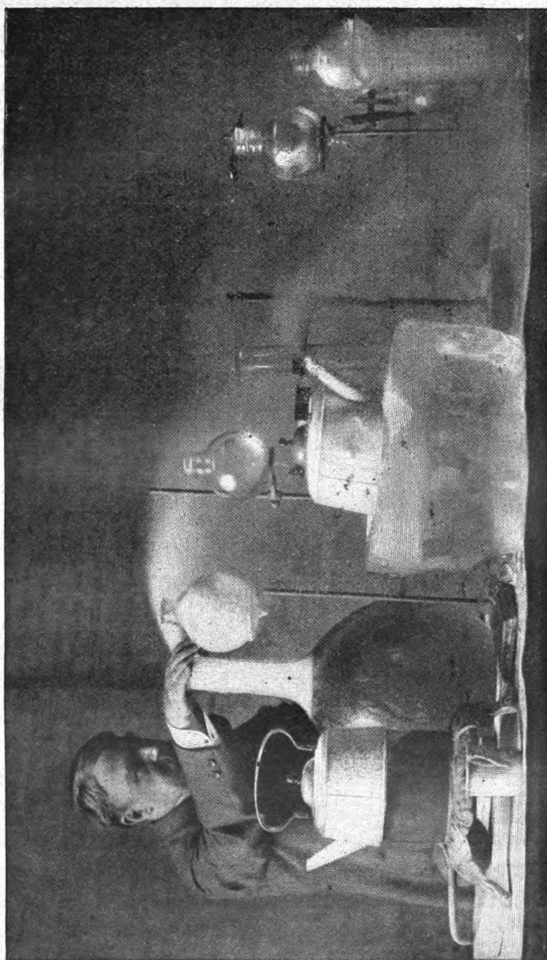
192 Grad Celsius wärmer ist als die Flüssigkeit. Bläst man in eine mit flüssiger Luft gefüllte Kanne hinein, so gefriert das im Atem enthaltene Wasser sofort und erzeugt einen kleinen Schneesturm; sogar ein heißer Dampf-



Ausströmende und verdampfende flüssige Luft.

strahl gefriert infolge des großen, 292 Grad Celsius betragenden Wärmeunterschiedes ebenso plötzlich.

Hält man einen Augenblick die Hand in die Flüssigkeit, so hat man eine Empfindung, als ob sie von einem Kissen umgeben wäre, denn die Wärme der Hand bewirkt



Triplers Apparat für Experimente mit flüssiger Luft.

die Bildung einer Dunsthülle, welche die unmittelbare Berührung mit der flüssigen Luft auf ganz kurze Zeit verhindert. Ohne diese Schutzhülle würden den Brandwunden ähnliche schwere Verletzungen entstehen.



Ein Hammer aus gefrorenem Quecksilber dient zum Einschlagen von Nägeln.

Ein Ei gefriert in wenigen Sekunden so hart, daß ein kräftiger Hammerschlag erforderlich ist, um es zu zerbrechen. Wahrscheinlich wird auch der in ihm enthaltene Lebenskeim zerstört; Pflanzenkeime dagegen können sogar diese außerordentliche Kälte aushalten. Man hat Erbsen, Gerste und Hafer, sowie Gurken- und Kürbissamen 110 Stunden lang einer Kälte von 192 Grad Celsius ausgesetzt, und dann 50 Stunden lang auftauen lassen, ohne daß sie ihre Keimfähigkeit verloren.

Die in einem Gefäße enthaltene flüssige Luft siedet so lange, bis jenes auf ihre eigene Temperatur von 192 Grad Celsius abgekühlt ist; nachher verlangsamt die auf der Oberfläche sich bildende Dampfschicht die Verdunstung so sehr, daß man die Flüssigkeit 8 bis 10 Stunden lang

in einem durch Filzumhüllung beschützten Gefäße aufbewahren kann.

Alle anderen Flüssigkeiten, welche in flüssige Luft gegossen werden, gefrieren sofort. Quecksilber wird hart wie Eisen, so daß man es alsdann wie ein festes Metall zu verschiedenen Verrichtungen, zum Beispiel zum Hämmern, brauchen kann. Auch absoluter Alkohol, der bei 90 Grad noch nicht gefriert, erstarrt sofort beim Eingießen.



Verbrennen eines Bogenlicht-Kohlenstifts in einem mit flüssigem Sauerstoff gefüllten Eisbecher, welcher trotz der Temperaturunterschiede von etwa 1830 Grad nicht schmilzt.

Taucht man eine Glasröhre voll flüssiger Luft in Wasser, so gefriert dieses alsbald ringsum und bildet eine Eishülle, die man als Eisbecher verwenden kann. Füllt man einen solchen mit flüssigem Sauerstoff und hält einen an der Spitze rotglühenden Kohlenstift hinein, so verbrennt dieser unter außerordentlich starker Licht- und Wärmeerzeugung. Zwischen dem flüssigen Sauerstoff und der brennenden Kohle ist ein Temperaturunterschied von etwa 1830 Grad Celsius, und dennoch schmilzt der Eisbecher nicht.

Ein höchst auffallendes Experiment ist folgendes: Ein

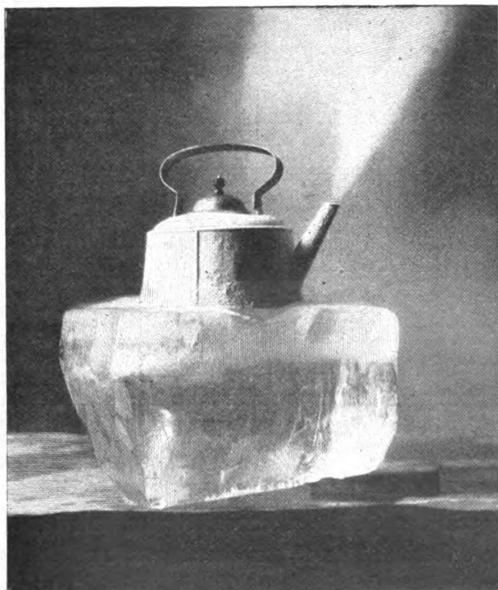
flüssige Luft enthaltender Theekessel wird auf ein Kohlenfeuer gestellt, dessen Hitze die Flüssigkeit verdampft und wie einen mächtigen Dampfstrahl zur Ausgußröhre hinaustreibt. Gießt man Wasser hinein, so kann man es alsbald wieder als Eis herausnehmen. Der Boden des Kessels überzieht sich außen mit fester Kohlensäure, die von dem darunter brennenden Feuer herrührt. Stellt man den Kessel auf Eis, so siedet die flüssige Luft beinahe mit derselben Heftigkeit, da der Temperaturunterschied immerhin noch 192 Grad Celsius beträgt.

In der außerordentlichen Kälte der flüssigen Luft verändern sich viele Stoffe in auffallender Weise: Eisen und Stahl werden zerbrechlich wie Glas, während Gold, Silber, Platin, Kupfer und Aluminium ihre Biegsamkeit behalten. Blei wird hart und elastisch wie Stahl. Die Zugfestigkeit der Metalle wird durch die große Abkühlung beträchtlich vermehrt, so daß zum Beispiel ein Draht, der sonst nur 15 Pfund trägt, jetzt 27 zu tragen vermag. Ein Gummiball wird zerbrechlich wie ein Ei, während Leder biegsam bleibt. Elfenbein wird phosphoreszierend. Taucht man zum Beispiel einen Billardball in flüssige Luft und setzt ihn gleich darauf einer starken Lichtwirkung aus, so leuchtet er nachher in der Dunkelheit mehrere Sekunden lang sehr stark, während andere Körper, die im Lichte der Röntgenstrahlen phosphoreszieren, diese Eigenschaft in der Temperatur der flüssigen Luft verlieren.

Auch in den chemischen Eigenschaften der Stoffe ruft die große Kälte gewisse Aenderungen hervor: Chemische Verbindungen, welche unter gewöhnlichen Temperaturen sich sehr stürmisch vollziehen, gehen in niedriger Temperatur wegen der Verminderung der chemischen Verwandtschaft langsamer und ruhiger vor sich oder hören sogar ganz auf. Infolgedessen dient die große Kälte zur ruhigen Herstellung mancher Verbindungen, die bei höheren

Temperaturen nur mit Schwierigkeit sich ermöglichen lassen.

Auf industriellem Gebiete erweist sich die Verflüssigung der Luft in verschiedenen Beziehungen als sehr wertvoll. So giebt sie zum Beispiel ein Mittel an die Hand, den



Siedende flüssige Luft in einem auf Eis gestellten Theekessel.

Sauerstoff der Luft vom Stickstoff zu trennen. Diese beiden Stoffe kondensieren sich nämlich gleichzeitig, so daß die flüssige Luft dieselbe Zusammensetzung zeigt wie die gasförmige; sobald aber die Verdampfung beginnt, tritt eine wichtige Aenderung ein. Der Stickstoff verflüchtigt sich rascher als der Sauerstoff, so daß die Flüssigkeit um so sauerstoffreicher wird, je weiter die Verdampfung fort-

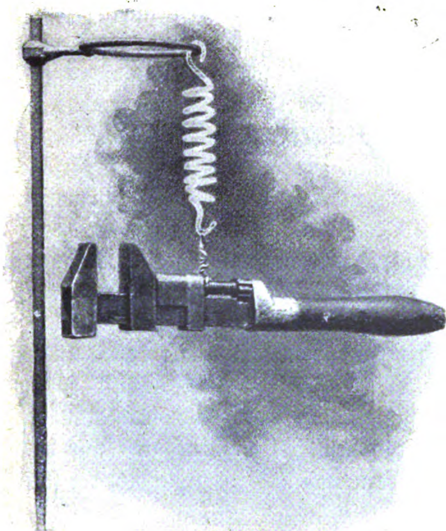
schreitet. Auf ähnliche Weise werden Aether, Alkohol, Lachgas und Chloroform vollkommen rein hergestellt, zum Teil auch bei sehr niedrigen Temperaturen krystallisiert.

Die durch Verdampfen des Stickstoffs erhaltene sauerstoffreiche Luft findet wegen der hochgradigen chemischen Aktionskraft des Sauerstoffs mannigfache Verwendung in der chemischen Industrie und in der Sprengtechnik. Wenn nämlich solche Luft in flüssiger Form mit gepulverter Holzkohle gemischt wird, so bildet sie einen Explosivstoff, dessen Kraft der des Dynamits vergleichbar ist, und den man auch in ähnlicher Weise verwenden kann. Der Hauptvorzug dieses neuen Sprengstoffs ist seine Billigkeit. Zwar verliert er nach 15 bis 30 Minuten seine Explosivkraft, weshalb er an Ort und Stelle unmittelbar vor seinem Gebrauch hergestellt werden muß; andererseits aber hat dieser Umstand auch seine gute Seite, denn wenn eine solche Luftkohlenpatrone nicht rechtzeitig auffliegt, so besteht keine Gefahr einer nachträglichen Explosion. Dieses neue Sprengmittel kann in Steinbrüchen, Bergwerken und namentlich bei Tunnelbauten Verwendung finden, wie dies gegenwärtig beim Bohren des großen Simplontunnels der Fall ist.

Auch in der Heilkunde erwartet man, wie der amerikanische „Medical Record" mitteilt, von der Anwendung flüssiger Luft große Erfolge. Es soll nämlich nichts Geringeres geleistet werden als die Möglichkeit, überall, wo es nötig ist, eine vollkommen bakterienfreie Luft zu schaffen, indem man eine große Menge flüssiger Luft in einem Raume verdampfen läßt. Die Vorteile würden sogar noch größer sein, als sie schon durch den Mangel aller schädlichen Keime erscheinen würden. Man kann nämlich der flüssigen Luft beliebige Mengen von flüssigem Sauerstoff oder flüssigem Ozon zusetzen und so der Atmosphäre eines Zimmers eine beliebige, den Bedürfnissen entsprechende

Zusammensetzung geben. Für die Behandlung mancher Krankheiten kann die anregende Wirkung einer besonders sauerstoffreichen Luft von wesentlichem Nutzen sein.

Dazu kommt noch die Eigenschaft, daß die verdampfende Luft natürlich kalt ist und dadurch eine wohlthätige küh-



Eine in flüssiger Luft abgekühlte Bleidrahtspirale wird hart wie Stahl.

lende Wirkung auszuüben vermag. So können zum Beispiel die Säle in Krankenhäusern bis zu jedem gewünschten Grade abgekühlt werden, was besonders in den Tropen von ungeheurer Bedeutung sein würde. Wenn man die Luft in der Umgebung von Gelbfieberkranken dauernd auf dem Gefrierpunkt erhalten könnte, so wäre der Kranken-

wärter vor jeder Ansteckung geschützt, und die Genesung der Kranken erleichtert, da der Bacillus des gelben Fiebers eine so niedrige Temperatur nicht verträgt.

Auch andere bedeutsame Anwendungen traut man ärztlicherseits dem Elixir der flüssigen Luft zu. So wird daran gedacht, die ätzende Kälte, die sie hervorbringt, mit großem Vorteil statt des Höllensteins zur Fortbeizung von äußerlichen Krebsgeschwülsten zu benutzen. Auch Asthmatiker, vielleicht sogar Schwindsüchtige können in einer solchen künstlich erzeugten kalten und keimfreien Luft ohne Klimawechsel Erleichterung finden.

Nimmt man zu allen diesen auf verschiedenen Gebieten teils schon eingeführten, teils in Aussicht stehenden Neuerungen noch in Betracht, daß die große treibende Kraft, welche in dem gewaltigen Ausdehnungsbestreben der verflüssigten Luft liegt, künftig auch zum Betrieb von Fahrzeugen, Werkzeugen und Geschossen ihre Benutzung finden, und daß sie als eines der besten elektrischen Isolationsmittel auch in der Elektrotechnik zu ausgedehnter Anwendung gelangen kann, so möchte man versucht sein, das eben begonnene Jahrhundert nicht nur das der Elektrizität, sondern auch das „Jahrhundert der flüssigen Luft“ zu nennen.





Die Gefangene von Schloss Stolpen.

Biographische Skizze von Fr. Regensberg.

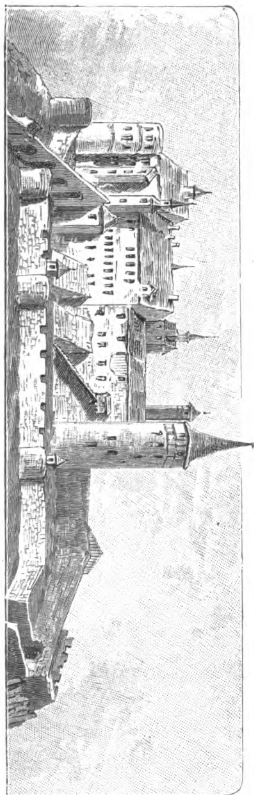


Mit 7 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Auf einem steilen Basaltberge an der Wesenitz und der Linie Neustadt—Dürröhrsdorf der Sächsischen Staatsbahn liegt in der Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Pirna, das Städtchen Stolpen. Das dazu gehörige, weithin sichtbare Schloß mit seinen drei mächtigen Türmen ist wohl die größte und schönste Ruine im ganzen Sachsenlande. Unsere beigegebenen Illustrationen veranschaulichen ihre Lage, wie ihr Inneres. Mehrere Jahrhunderte hindurch eine Burg der Bischöfe von Meißen, wurde sie 1559 vom Kurfürsten August von Sachsen in Besitz genommen. Im Dreißigjährigen Kriege hatte die Feste viel von den feindlichen Heeren zu leiden, und das Gleiche war im Siebenjährigen Kriege der Fall. Sie blieb dann eine Ruine, bis sie Napoleon I. 1813 wieder in stand setzen ließ, wurde aber schon bald darauf bei Annäherung der Russen auf seinen Befehl auch wieder zerstört.

Schauerliche Sagen und Geschichten knüpfen sich an

die unterirdischen Kerker im Schösserturm und an das Schloßverließ im Johannisturm; ganz besonderes Interesse aber erweckt Schloß Stolpen durch die Erinnerung an eine der schönsten und geistreichsten Frauen des 18. Jahrhunderts, die Gräfin Anna Konstanze v. Cosel, deren Gefängnis es fast ein halbes Jahrhundert gewesen ist.



Schloss Stolpen.

Diese merkwürdige Frau war am 17. Oktober 1680 auf Deppenau im Holsteinischen als Tochter des dänischen Obersten v. Brockdorf geboren und fünfzehn Jahre später mit Sophie Amalia, Tochter des Herzogs Christian Albert von Holstein-Gottorp, die den Erbprinzen August Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel heiratete, an den Hof zu Braunschweig gekommen. Dort vermählte sie sich im Jahre 1699 mit dem sächsischen Kabinettsminister v. Hoym.

Sie muß eine hervorragende Schönheit gewesen sein. Von ihrem Aeußeren entwirft der Baron v. Pöllnitz nachstehende Schilderung: „Sie hatte ein längliches Gesicht, eine wohlgestaltete Nase, einen kleinen Mund, vollkommen schöne Zähne, große, schwarze, blitzende und spitzfindige Augen, alle ihre Züge waren zärtlich, ihr Lächeln reizend und

vermögend, die Liebe in dem Innersten der Herzen zu erwecken. Ihre Haare waren schwarz, Hände und Arme trefflich gebildet, die Farbe ungemein natürlich, weiß und rot. Ihre Leibesbildung konnte als ein Meister-



Gräfin Cosel.

stück angesehen werden. Ihre Mienen waren majestätisch, und sie tanzte in der größten Vollkommenheit."

Um sie den bewundernden Blicken anderer Männer zu entziehen, führte ihr Gemahl sie vom Hofe fort und ließ sie in der Einsamkeit auf seinem Gute in Oberlichtenau bei Pulsnitz wohnen. Infolge einer dem Minister aufgedrungenen Wette um 10,000 Dukaten brachte es aber

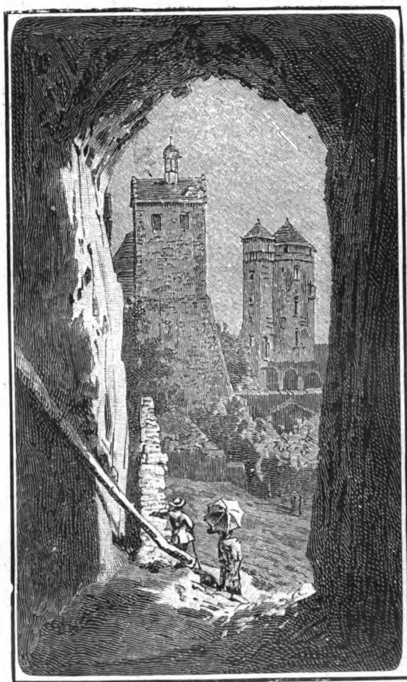
der Fürst von Fürstenberg doch fertig, daß Friedrich August I., Kurfürst von Sachsen, als König von Polen August II. und wegen seiner Körperkraft August der Starke genannt, sie auf einem Hofball zu Dresden im Jahre 1705 zu sehen bekam. Der Monarch, der bekanntlich ein äußerst leicht entzündbares Herz besaß, verliebte sich leidenschaftlich in die schöne Frau und brachte es dahin, daß sie sich am 8. Januar 1706 von ihrem Manne scheiden ließ.



Eckturm.

Dies geschah aber erst nach vielen Kämpfen und unablässigem Bestürmen seitens des Königs, und nachdem er der zur Gräfin Cosel Ernannten folgendes Dokument ausgestellt hatte: „Wir, Friedrich August, von Gottes Gnaden König in Polen u. s. w., urkunden hiermit, demnach vor Unserm chursächsischen Oberkonsistorio zu Dresden Frau Konstantia Gräfin v. Cosel, geb. v. Brockdorf, von ihrem vormaligen Ehemann, Unserem wirklichen Geheimen Rat und lieben getreuen Herrn Adolf Magnus Freiherrn v. Hoym, vermöge Reichs und Land üblicher Gesetze und

Rechte der Ehe halber gänzlich geschieden worden, Wir aus genugsam erheblichen und sonderbaren Ursachen Uns dieselbe nach Art der Könige in Frankreich und Dänemark, auch anderen Souveränen in Europa als Unsere legitime épouse beilegen lassen, derogestalt, daß Wir in Kraft eines ehelichen Eides versprechen und halten wollen, dieselbe herzlich zu lieben und beständig treu zu verbleiben." Weiterhin trifft der König Fürsorge, daß auch im Falle seines Ablebens die Gräfin und die dieser Verbindung etwa entsprossenen Kinder im gräflichen Stande und im Besitz aller von ihm erhaltenen Güter zu belassen seien, und schließt dann: „Zu dessen Urkunde haben Wir diese mit gutem Bedacht aufgesetzte Deklaration und Verordnung Unserm Geheimten Rats Collegio versiegelt überreichet, auch selbige Unserer geliebten Gräfin v. Cosel zugestellet und ist Unser Wille und Meinung, daß hierbei in künftigen Zeiten festgehalten werde."


Blick in den Schlosshof.

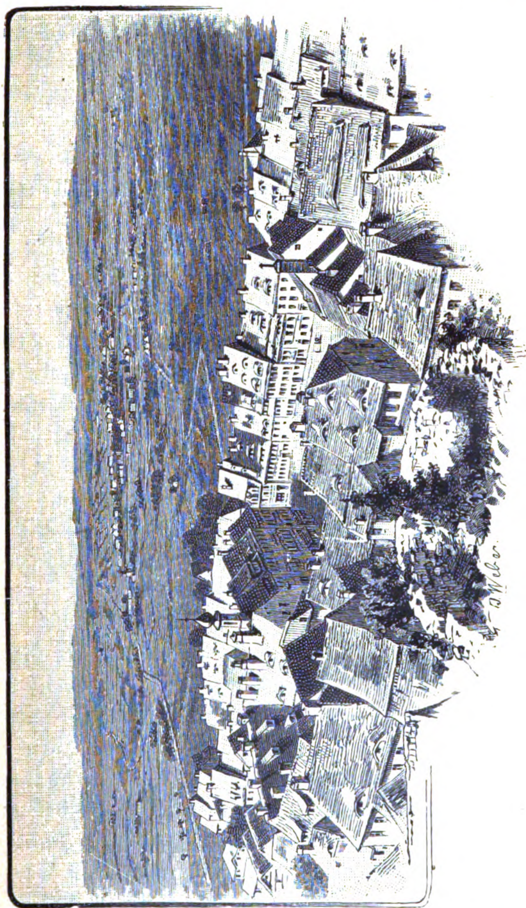
Dies Dokument, das auf die höfische Moral jener Zeit ein bezeichnendes Streiflicht wirft, zeigt, daß die Gräfin eine kluge und energische Frau war. Sie ließ es im geheimen dem ihr durch ihre Großmutter, eine geborene v. Rantzau, verwandten Grafen Detlev v. Rantzau zur Aufbewahrung in seinem Familienarchiv einhändigen. Außerdem mußte ihr der König versprechen, sie nach dem Tode der Königin, einer Prinzessin von Brandenburg-Kulmbach, als Königin anzuerkennen und ihre Kinder als legitime Prinzen und Prinzessinnen zu behandeln.

Die geistig hochbegabte und feingebildete Gräfin beherrschte den König sieben Jahre lang vollständig; er gab ihr zu Ehren die glänzendsten Feste und überhäufte sie mit Schenkungen aller Art. Um so tiefer war dann ihr Sturz, der aller Welt überraschend kam.

Die Ursache dieser Wendung war eine für die vielgeschmähte Frau ehrenvolle. Sie durchschaute sehr bald die Minister und Höflinge des Königs, die keinen anderen Zweck verfolgten, als ihre eigenen Taschen zu füllen und den Monarchen durch fortgesetzte Zerstreuungen und Vergnügungen von den Regierungsgeschäften abzulenken. Da sie, namentlich der Minister v. Flemming, den König auch zu politisch unklugen Maßnahmen veranlaßten, so versuchte die Gräfin, die den Monarchen ohne Zweifel wirklich liebte, sich in die Regierung und in die Politik einzumischen, wodurch sie sich nun natürlich alle Minister und Hofbeamten zu geschworenen Feinden machte. Flemming und seine Kreaturen, die fürchten mußten, durch ihren Einfluß auf den König ihre Stellungen zu verlieren, verbanden sich zum Sturze der Gräfin.

Alle Intriguen mußten freilich aussichtslos erscheinen, solange die Gräfin in Person um den König war, so sehr hielten neben ihrer Schönheit und der jahrelangen Gewöhnung ihre Unterhaltungsgabe und ihr Witz ihn ge-

fesselt. Sie selbst war sich ihrer Macht über den Monarchen so bewußt, daß sie äußerte, vierundzwanzig Stun-



Blick auf die Stadt Stolpen.

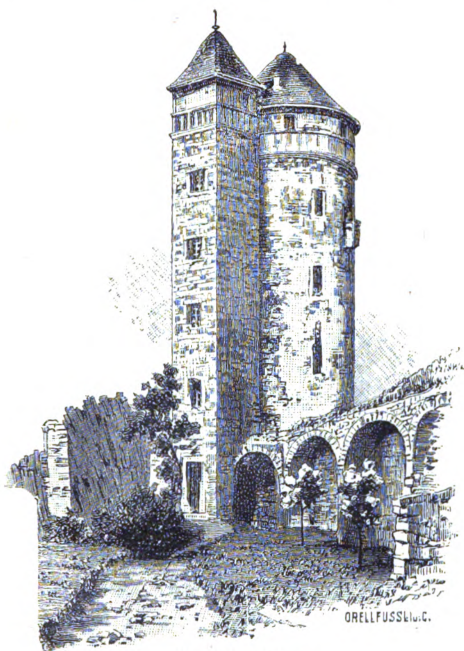
den ihrer Gegenwart würden genügen, um alles, was ihre Feinde in einem Jahre gegen sie gebaut, wieder über

den Haufen zu werfen. Diese wußten das auch selbst und nahmen deshalb eine Zeit wahr, da der Gräfin jene von ihr ersehnten vierundzwanzig Stunden nicht zu Gebote standen.

August hatte 1706 im Frieden von Altranstädt auf die polnische Krone verzichten müssen und begab sich nun im Winter 1712/13 zu ihrer Wiedergewinnung nach Polen, wohin die Gräfin ihm nicht folgen konnte. Alsbald begannen ihre Feinde ein Ränkespiel gegen sie, indem sie zunächst daran gingen, das Herz des unbeständigen Königs der Gräfin v. Dönhoff zuzuwenden. Die Cosel erfuhr im Sommer des folgenden Jahres, was in Warschau vorging, und beeilte sich, Dresden zu verlassen, um den König aufzusuchen. Ihre Gegner wußten aber mit Hilfe der Gräfin v. Dönhoff August den Starken zu veranlassen, die Cosel, bevor sie Warschau erreichte, zur Rückkehr nach Dresden zu zwingen. Ein Kommando von Gardisten unter Nikolaus v. Montargon und dem Obersten de la Hay wurde ihr entgegengesandt und traf mit ihr in dem kleinen polnischen Städtchen Widowo zusammen. Nach einer zuerst sehr heftigen Scene ließ sie sich schließlich bewegen, sich nach der sächsischen Residenz zurückzubegeben, und damit war ihr Schicksal entschieden.

Der König gedachte im Dezember 1713 gleichfalls nach Dresden zurückzukehren, und die Gegner der Gräfin bearbeiteten ihn nun schleunigst weiter, damit er sie dort nicht etwa noch vorfände. August ließ ihr auch wirklich durch Flemming eröffnen, daß sie Dresden verlassen und sich nach Pillnitz zurückziehen solle. Am 30. November schrieb sie an ihre Mutter: „Der König ist sehr zu beklagen, er ist in üblen Händen, von Leuten, die nur ihre Fortune machen wollen, umgeben. Ich bin vielleicht die einzige, die es recht zu Herzen nimmt, weil ich ihn mehr geliebt habe als meine Seele und ihn auch in Ewigkeit nicht vergessen werde.“

Noch hatte sie ihr Palais am Taschenberge nicht geräumt, als am 13. Dezember von Warschau der Befehl eintraf, den vom königlichen Schlosse über das Ballhaus dorthin führenden Gang abzubrechen und die Wachen vor dem Palais einzuziehen. Erst in letzter Stunde vor der



Der Johannisturm.

Ankunft des Königs und der Gräfin Dönhoff verließ sie, nach heftigem Drängen ihrer Gegner, am 23. Dezember Dresden und ging nach Pillnitz.

Auch hier sollte sie indessen keine Ruhe finden, da die gegnerische Partei in ihren Verfolgungen noch nicht nachließ. Zunächst suchte man sie jetzt zu bewegen, das vom

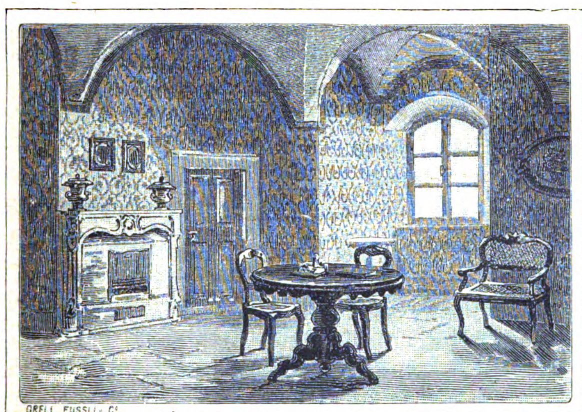
Könige ihr ausgestellte Ehedokument herauszugeben, was sie aber mit aller Entschiedenheit verweigerte. Wahrscheinlich hielt sie sich in Pillnitz zuletzt nicht mehr für ungefährdet, denn am 12. Dezember 1715 entfloh sie von dort nach Berlin, was die sächsischen Minister aufs höchste beunruhigte, da sie von ihr den Verrat mancher politischen Geheimnisse befürchteten, in die sie eingeweiht war.

Deshalb erhielt im August 1716 Graf Manteuffel, der kursächsische Gesandte in Berlin, den Befehl, die Auslieferung des Flüchtlings an Sachsen beim Könige Friedrich Wilhelm I. zu beantragen. Die Gräfin, die während der Leipziger Michaelismesse nach Halle gereist war, um ihrem Geschäftsführer in Leipzig näher zu sein, wurde dort am 16. Oktober durch den preußischen Oberst v. Winterfeld in Haft genommen. Der König ließ ihr durch den Grafen v. Watzdorf kundthun, daß sie ihre Freiheit nur wiedererlangen würde, wenn sie das Ehedokument ausliefere und sich verpflichte, Pillnitz nicht mehr zu verlassen, allein sie blieb bei ihrer Weigerung, worauf sie am 22. November 1716 preußischerseits an der sächsischen Grenze ausgeliefert wurde.

Man brachte sie als Gefangene nach Schloß Stolpen, wo sie Ende Dezember anlangte, nachdem sie unterwegs in Nossen bedenklich erkrankt war. Auch in Stolpen wurde sie wieder krank, so daß der königliche Leibarzt, Hofrat Tropmeier aus Dresden, der sie schon in Nossen behandelt hatte, abermals gerufen werden mußte.

Angesichts der Standhaftigkeit der Gräfin Cosel, die durch alle diese Heimsuchungen nicht erschüttert worden war, schlugen die Vertrauten des Königs jetzt einen anderen Weg ein, um jenes Dokument in ihre Hände zu bekommen. Man schickte einen gewissen Götsche zu dem Grafen Adolf v. Rantzau, der auch zugestand, daß sein Bruder Detlev ein an die Baronin v. Hoym adressiertes

und mit fünf Siegeln verschlossenes Paket in das Familienarchiv zu Drage gebracht habe. Ohne Zweifel ist es alsdann ausgeliefert und vernichtet worden, denn unter dem 17. Juni 1717 schreibt die Gefangene von Schloß Stolpen an ihre Mutter, sie habe erfahren, daß ihr Kontrakt ausgeliefert, wie denn überhaupt ihr Schicksal jetzt in den Händen von Leuten sei, welche Gott dankten, daß sie kein Gewissen hätten. Es gelang auch, die Kostbarkeiten der Gräfin ausfindig zu machen, die sie vorher an verschiedenen



Zimmer der Gräfin Cosel auf Schloss Stolpen.

Orten in Kisten und Koffern untergebracht hatte; die kostbarsten Juwelen übernahm der König für 200,000 Thaler. Ein Kurator verwaltete das Gesamtvermögen für die drei Kinder der Gräfin; es belief sich auf 624,934 Thaler 5 Groschen und 10 Kreuzer.

Zehn Jahre bereits schmachtete dies Opfer der Willkür und grausamer Kabinettsjustiz in ihrem öden Felsenschloß, wo man die von der Gräfin bewohnt gewesenen Gemächer noch heute zeigt, als König August am 23. Juli 1727

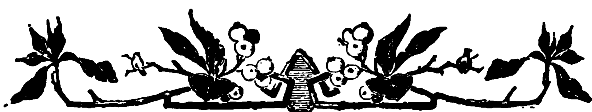
nach Stolpen kam, um dort Schießproben beizuwohnen. Von ihrem Fenster aus erblickte die Gräfin ihn und versuchte ihn anzureden. Er grüßte sie mit dem Hute, gab dann aber sofort seinem Pferde die Sporen und sprengte davon, ohne bei dem Kommandanten das Mahl einzunehmen, wie vorher bestimmt gewesen war. Vielleicht schlug ihm bei ihrem Anblick doch das Gewissen, allein ihre Freiheit erhielt die Cosel auch jetzt nicht zurück.

Als der König am 1. Februar 1733 zu Warschau gestorben war, erfuhr sie das durch das Läuten der Glocken im ganzen Lande und legte schwarze Witwenkleider an. Erneute Gesuche um Freilassung, die sie an seinen Nachfolger und andere Personen richtete, blieben ohne Erfolg. In einem Schreiben aus dem Jahre 1733 bat sie den Kabinettsminister Grafen v. Wackerbart, er möge ihr doch kundthun, was sie begangen und was das Mißfallen des Königs erregt habe, worauf sie aber gar keine Antwort bekam. Das Verfahren gegen sie wurde streng geheim gehalten. Ein königliches Reskript von 1740 besagt bloß, daß der König „aus bewegenden Gründen" zur Zeit Bedenken gefunden, sie in völlige Freiheit zu setzen. Die Angaben, daß sie nach dem Tode Augusts des Starken die Freiheit habe erlangen können, es aber freiwillig vorgezogen habe, in ihrem alten Schloßturme zu bleiben, sind durchaus irrtümlich, wie zur Genüge daraus erhellt, daß das Dresdener Staatsarchiv bis nach ihrem achtzigsten Lebensjahr Gesuche um Freilassung, eigenhändig von ihr geschrieben, aufweist. Während der letzten Jahre ihrer Gefangenschaft studierte die Gräfin angelegentlich das Alte Testament und beschäftigte sich so eingehend mit dem Talmud, daß das Gerücht entstand, sie sei zum Judentum übergetreten.

Nachdem die Gefangene fünfundachtzig Jahre alt geworden war, sollte ihr endlich die Befreiung zu teil wer-

den: am 31. März 1765 nahte der Todesengel der Greisin und erlöste sie aus der fast fünfzigjährigen Haft, in der sie für einige wenige Jahre des Glanzes und Glückes so furchtbar hart hatte büßen müssen. In ihrem letzten Willen hatte die Gräfin verfügt, daß ihre Leiche auf dem Schafberge zu Langenwolmsdorf bei Stolpen beigesetzt werden solle, allein nicht einmal tot ließ man sie über den Bezirk der Feste hinaus: sie ist in der Kapelle des Schlosses bestattet worden, wo man aber erst im Jahre 1881 ihr Grab wieder entdeckte.





Wächter und Warner.

Ein Kapitel aus der Vogelwelt. Von Adolf Classen.



Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Wer sich etwas eingehender mit der Vogelwelt beschäftigt, erkennt bald, daß die Vögel für die verschiedenen Empfindungen und Eindrücke besondere Laute haben. Bald locken und rufen sie oder bekunden Freude und Liebe, bald fordern sie einander zum Kampfe auf und tauschen überhaupt die verschiedenartigsten Mitteilungen aus. Und zwar vermögen nicht bloß die Vögel derselben Art sich zu verständigen, sondern auch Höherstehende und Minderbegabte.

Eine ganz besonders interessante Rolle in der Vogelwelt spielen die Wächter und Warner, von denen nachstehend die Rede sein soll. Schon Brehm hat darauf hingewiesen, daß manche Vögel regelmäßig Warnungen vor Feinden und anderweitiger Gefahr ertönen lassen, und zwar nicht bloß für ihre nächsten Angehörigen, sondern auch für fremde Vögel. „Auf die Mahnung größerer Sumpfvögel," sagte er, „achtet das kleinere Strandgesindel; eine Krähe warnt Stare und anderes Feldgeflügel, auf den Angstruf einer Amsel lauscht der ganze Wald. Besonders vorsichtige Vögel schwingen sich zu Wächtern der

Gesamtheit auf, und ihre Aeußerungen werden von anderen wohl beherzigt."

Der altrömische Naturforscher Plinius erzählt unter Benutzung von Herodots Mitteilungen folgendes: „Wenn das Krokodil mit gähnendem Rachen auf dem Lande liegt, fliegt der Vogel Trochilus herbei, schlüpft ihm ins Maul und reinigt es. Das thut dem Krokodil wohl, und es schont daher den Vogel; ja es öffnet den Rachen weiter, damit er sich nicht drückt, wenn er heraus will. Dieser Vogel ist klein, nicht größer als eine Drossel, hält sich in der Nähe des Wassers auf und warnt das Krokodil vor dem Ichneumon, indem er herbeifliegt und es teils durch seine Stimme, teils durch Picken an der Schnauze aufweckt." Man hat diese Mitteilung lange für ein Märchen gehalten, allein neuere Beobachtungen haben sie als vollständig begründet dargethan.



Krokodilwächter.

Der zu den Stelzläufern gehörige, schnepfenartige **Krokodilwächter** (Hias aegyptiacus) ist im ganzen Nilgebiet häufig und lebt gleich dem Krokodil auf den Ufersandbänken. Der schmucke, lebendige, gewandte und schreilustige Vogel bemerkt alles, was um ihn herum vorgeht. Er gewahrt jedes Schiff, jeden Menschen, jedes Tier und jeden größeren Vogel augenblicklich bei der Annäherung und erhebt dann regelmäßig seine laute, pfeifende Stimme, die ungefähr wie „Tschip-tschip-hoit" klingt. Wenn ein Krokodil am Ufer in der Sonne liegt, so läuft der Vogel ohne Besorgnis auf seinem Rücken hin und

her und liest Kerbtiere und Egel davon ab. Wenn das gewaltige Tier seinen unheimlichen Rachen aufsperrt, so schlüpft er thatsächlich auch dort hinein, um die Würmer u. s. w. zu holen, die sich dort angesaugt haben. Der mächtige Lurch, der dadurch von seinen Peinigern befreit wird, läßt sich das natürlich gern gefallen, und sollte das Krokodil auch einmal seine gewaltigen Kinnladen zusammenklappen, so riskiert der Wächter nicht, darin eingeschlossen zu werden, da er sich mit einem leichten Sprung zu retten weiß. Durch sein Geschrei, das er — wie vorhin angegeben — bei der Annäherung eines jeden ihm fremdartig oder gefährlich erscheinenden Wesens erhebt, erweckt er das schlafende Krokodil, dem es dann trotz seiner anscheinenden Stumpfheit geratener dünkt, sich in die sicheren Fluten zurückzuziehen. So versieht der Vogel auch Wächterdienste beim Krokodil, und der gegenseitige Vorteil ist es, der diesen originellen Freundschaftsbund zuwege bringt.

Aehnlich ist das Verhältnis eines anderen Vogels, der zur Familie der Stare gehört, zu größeren Säugetieren im Inneren von Afrika. Es ist der in verschiedenen Arten von Südafrika bis herauf nach Habesch und zum Senegal häufig vorkommende Madenhacker. Der gemeine Madenhacker (Buphaga africana) hält sich in kleinen Gesellschaften zu sechs bis acht Stück ausschließlich in der Nähe größerer Säugetiere, ohne die er anscheinend gar nicht zu leben vermag. Die Vögel folgen den Herden der weidenden Kühe oder Kamele und lesen ihnen die Zecken und die Larven der Biesfliegen und Bremsen ab. Aehnlich der etwas kleinere rotschnäbelige Madenhacker (Buphaga erythrorhyncha). Beide Arten sind lebhaft, beweglich und sehr eifrige Insektenfresser. In den afrikanischen Wäldern sind nun Zecken, Schafläuse, Biesfliegen und anderes Ungeziefer eine große

Plage nicht nur der zahmen Rinder und Kühe, sondern auch der wilden Büffel, Flußpferde, Nashorne und Elefanten, denen sogar ihr dickes Fell keinen Schutz vor diesen Quälgeistern gewährt. Vielleicht steigert das dicke Fell sogar noch ihre Leiden, weil jene sich um so schwerer daraus vertreiben lassen. Für die Madenhacker aber bildet dergleichen Unge-



Krokodilwächter und Krokodil.

ziefer wahre Leckerbissen, und ihr Schnabel ist so gebaut, daß sie es damit mühelos aus der dicken Haut herausbohren können, was den Vierfüßlern eine ungemeine Erleichterung und wahre Wohlthat ist. Dadurch wird es begreiflich genug, daß sich zahme Rinder und wilde Büffel mit dem Madenhacker befreunden — letztere um so mehr, weil sein mißtrauisches, gellendes Geschrei ihn zugleich vor der Annäherung von Menschen warnt. Die weißen wie

die schwarzen Jäger wissen ganz genau, wie sehr es ihnen eben dadurch erschwert wird, sich an eine Büffelherde schußgerecht anzuschleichen.

Zwischen dem rotschnäbeligen Madenhacker und dem Nashorn besteht eine so innige Freundschaft, daß die Eingeborenen den ersteren schlechthin den „Rhinozerosvogel“ nennen. Er teilt mit jenem Dickhäuter redlich Freud und Leid, wacht über ihm bei Tage, thut sich bei Nacht auf ihm nieder und ruht nicht eher, als bis er sein Fell von allem Ungeziefer gereinigt hat. Und das sonst gegen sämtliche Tiere scheue, mißtrauische und mürrische Nashorn duldet den Madenhacker gern um sich und läßt ihn ebenso ruhig gewähren, wie es die mit ihm vertrauten Zuchtochsen und Büffel thun, an denen diese Vögel, wie schon Ehrenberg sehr richtig bemerkte, herumklettern wie Spechte an einem Baum. Die Zecken können sich in den tiefen Falten und Rissen des Felles dieser Dickhäuter besonders leicht ansiedeln, und jede Wunde lockt dann sofort Fliegen und Bremsen an, die das Tier selbst durch Scheuern und Reiben nicht zu entfernen vermag, welche aber der Madenhacker sorgsam abliest, während er ihre Maden herausbohrt. Seine treuen Wächterdienste bestätigt der bekannte Forscher und Jäger Gordon Cumming, dem der warnende Schrei dieser Vögel mehrfach ein Anpirschen oder Anschleichen auf Nashorne verdarb. Der rotschnäbelige Madenhacker, den er deshalb „des Nashorns besten Freund“ nennt, ist vorzugsweise in Zentralafrika zu finden, während der gemeine Madenhacker mehr in Südafrika vorkommt.

In der Neuen Welt finden wir den von Mexiko bis Oberkalifornien hinauf heimischen Grundkuckuck (Geococcyx californianus) von der Größe einer Elster und buntem, aber düsterfarbigem Gefieder. Seine kurzen Flügel gestatten ihm nur höchst beschränkten Flug, die

langen Lauffüße dagegen eine erstaunlich schnelle Bewegung auf dem Boden, so daß er es fast mit einem Rennpferde aufzunehmen vermag. Der „Paisano" (Bauersmann),



Der Madenhacker und das Nashorn.

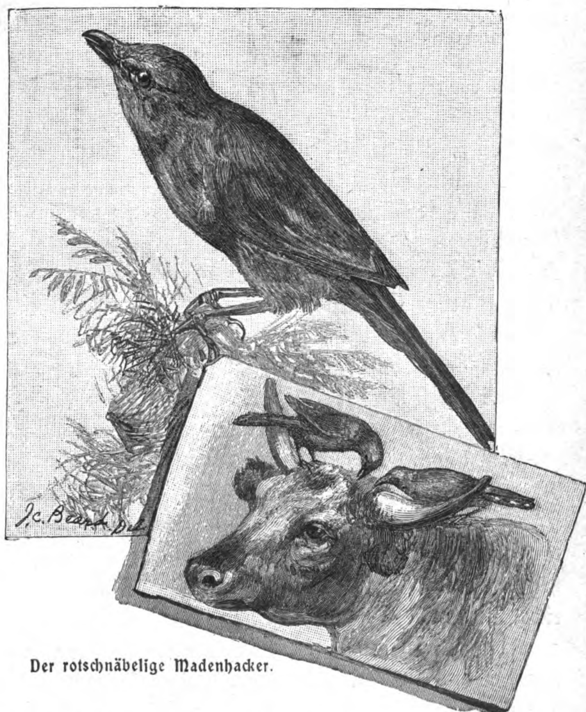
wie ihn die Mexikaner nennen, ist sehr leicht zu zähmen und ans Haus zu gewöhnen. Besonders beliebt ist er aber aus dem Grunde, weil er eine Menge Kerb- und Weichtiere und namentlich junge Schlangen frißt; ganz

besonders soll er es auf die Vertilgung der gefährlichen und gefürchteten Klapperschlangen abgesehen haben.

Man kann es oft beobachten, daß der Grundkuckuck Klapperschlangen offen angreift, wobei er dann durch seine gewandten und behenden Bewegungen ihren Giftzähnen sich zu entziehen versteht. Nach Kassin hat der Vogel aber noch ein viel eigenartigeres Verfahren, um bei Gelegenheit den Tod einer solchen Giftschlange herbeizuführen. Findet er nämlich eine Klapperschlange schlafend in der Nähe jener Kaktus oder Opuntien mit starken Dornen, die in Südkalifornien häufig undurchdringliche Dickichte bilden, so soll er sie ganz geräuschlos und schnell mit einer Mauer von solchen Opuntienblättern umgeben. Sobald das Reptil mit den stacheligen Blättern ringsum eingebaut ist, weckt der Vogel es mit einem Hiebe seines kräftigen Schnabels. Vergebens wendet sich die Schlange, einen Ausweg suchend, nach allen Seiten, da ihr überall die Stacheln entgegenstarren. In der Wut schlägt sie nach den Blättern und verwundet sich dabei, bis sie endlich verendet und dem Grundkuckuck zum leckeren Mahle wird. Der muntere, behende und intelligente Vogel wird eben wegen seines Hasses gegen alle Schlangen in Zentralamerika, Mexiko und Unterkalifornien häufig gezähmt gehalten und erweist sich dann als ein sehr nützlicher Wächter und Schützer des Hausgeflügels gegenüber den Reptilien. Fernere Verdienste erwirbt er sich durch das Fangen und Verzehren von Mäusen, Kerfen und Ungeziefer aller Art.

In Brasilien und dem subtropischen Südamerika macht sich ein dort heimischer Stelzvogel nützlich, der gezähmt das Hausgeflügel mutig und energisch gegen die größeren Raubvögel verteidigt. Der Tschaja (Chauna chavaria), ein hochbeiniger, den Wehrvögeln nahe verwandter Vogel von der Größe einer Gans, ist ungemein beweglich und wachsam, für gewöhnlich harmlos und friedlich, aber

nötigenfalls beherzt und tapfer. Das grau und braun gemiſchte Gefieder iſt hübſch gezeichnet; ſeine Nahrung iſt vorwiegend vegetabiliſch, jedoch verzehrt er auch gern Inſekten, Schnecken u. ſ. w. Dieſe Vögel findet man bald



Der rotschnäbelige Madenhacker.

paarweiſe, bald in großen Scharen vorwiegend an Flußufern und Lagunen. Der gellendlaute, ſcharfe und helle Ruf klingt beim Männchen wie „Tſchaja" (daher der Name), beim Weibchen dagegen wie „Tſchajali".

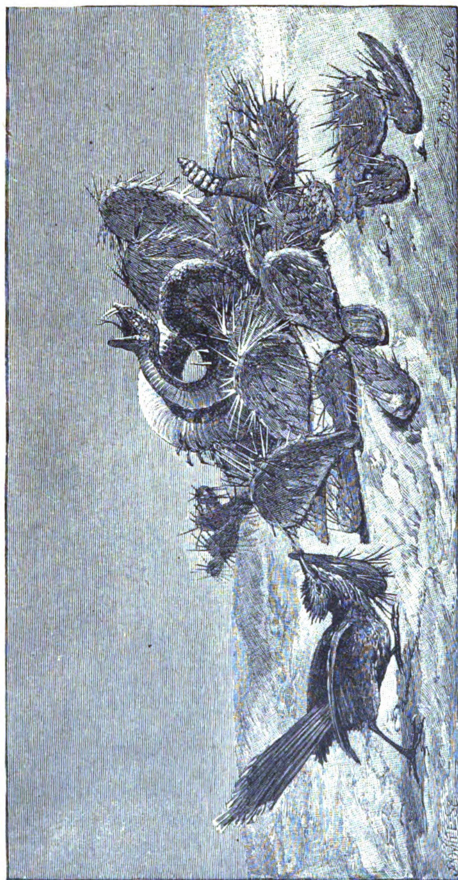
Man läßt die in einem entdeckten Gehege der Tſchajas gefundenen Eier wohl von Hühnern ausbrüten oder be-

mächtigt sich auch der Jungen aus dem Neste, um sie dann als Hausvögel auf dem Hühnerhofe zu halten, wo sie ebenso zahm werden wie die Hühner, die sie beschützen; auch bei Herden sieht man sie wohl das Wächteramt ausüben. Die Waffen des Tschaja sind sein starker Schnabel und die beiden scharfen Sporen an jedem Fuße, womit er seine Pflegebefohlenen und seine Jungen kräftig und energisch gegen Schlangen und größere Raubvögel verteidigt. Er gehört daher ebenso zu den Wächtervögeln wie der in Nordamerika so häufige Kuhvogel (Molothrus pecoris), eine Starenart. Wie unsere einheimischen Stare dem Vieh die Schmarotzer vom Rücken suchen, so findet man überall in der Union den Kuhvogel bei den Herden auf der Weide, um ihnen das Ungeziefer abzulesen, was sie sich gern gefallen lassen. Auch bei den im fernen Westen noch vorkommenden kleinen Rudeln von Bisons findet man regelmäßig einige Kuhvögel, die durch ihr Geschrei die Tiere vor der Annäherung jeglicher Gefahr warnen.

Einen ganz eigenartigen Wächterdienst versieht das Männchen des Homraï, Homray oder Doppelhornvogels (Buceros bicornis) während der Brutzeit des Weibchens. Er ist ein 1,2 Meter langer Höhlenbrüter aus der Sippe der Hornvögel, dessen starker Schnabel eine Länge von 26 Centimeter besitzt. Dieser prächtig gefiederte Vogel bewohnt die indischen Hochwaldungen vom äußersten Süden bis zur Himalajaküste und von der Malabarküste bis nach Assan, Arrakan und der malaiischen Halbinsel, kommt übrigens auch auf Sumatra vor.

Der Doppelhornvogel ist still und friedlich, nährt sich vorwiegend von Baumfrüchten und hält sich deswegen und weil er ziemlich schwerfällig fliegt, auch vorwiegend in den Baumkronen auf. Seine Stimme erinnert für gewöhnlich an das Quaken eines Ochsenfrosches und ist auch

nicht ſtärker, ſteigert ſich aber im Affekt oder Schmerz zu einem gewaltigen Geſchrei, das an Klang und Stärke



Eine vom Grundkuckuck eingebaute Klapperſchlange.

genau dem eines Eſels gleichen ſoll. Höchſt merkwürdig iſt das Verhalten des Homrax beim Brüten; ſobald nämlich das Weibchen ſeine fünf bis ſechs Eier in die

Höhlung eines Baumes gelegt hat, trägt das Männchen in seinem Schnabel Schlamm herbei, mit dem es das Weibchen einmauert, bis nur noch der Schnabel aus dem Loche herausgestreckt werden kann. Das Männchen muß daher das Weibchen während des ganzen Brutgeschäftes ernähren und kommt dieser Pflicht auch stets mit Eifer und Gewissenhaftigkeit nach.

Nach anderen Beobachtungen soll das Weibchen sich selbst einmauern und dazu vornehmlich den eigenen, vom Boden der Höhlung heraufgeholten Unrat benutzen. Jedenfalls ist aber das Einmauern während der Brütezeit erwiesen und muß um so erstaunlicher erscheinen, als der Homraï sehr gefräßig ist, und auch die Jungen schon gleich nach dem Ausschlüpfen viel Nahrung bedürfen. Unter anderen Forschern hat auch Wallace über das Brutgeschäft des Homraï Beobachtungen gesammelt. Seine Jäger brachten ihm ein großes, schönes Männchen, das einer von ihnen geschossen zu haben versicherte, während es das Weibchen fütterte. „Ich hatte,“ so berichtet der Reisende, „oft von der sonderbaren Gewohnheit dieser Vögel gelesen und ging sofort, von mehreren Eingeborenen begleitet, an den Ort. Jenseits eines Flusses und eines Sumpfes fanden wir einen großen, über einem Wasser hängenden Baum, und an seiner unteren Seite, etwa in Höhe von 6 Meter, bemerkten wir ein kleines Loch inmitten einer schlammähnlichen Masse, welche, wie man mir sagte, dazu gedient hatte, die weite Eingangsöffnung der Höhle auszufüttern. Nach einiger Zeit hörten wir das rauhe Geschrei eines Vogels im Inneren und konnten sehen, wie er das weiße Ende seines Schnabels herausstreckte. Ich bot eine Rupie, wenn jemand hinaufsteigen und den Vogel mit den Eiern oder den Jungen herausnehmen wolle. Aber alle erklärten, es sei zu schwierig, und fürchteten sich. Sehr ärgerlich ging ich weg. Etwa eine

Stunde später aber hörte ich zu meiner Ueberraschung lautes, heiseres Gekrächze in meiner Nähe. Man brachte



Der Tschaja, die Haushühner gegen einen Raubvogel verteidigend.

mir das Weibchen mit einem Jungen, die man in dem Loche gefunden hatte. Das letztere war so groß wie eine

Taube, aber ohne ein Federchen an irgend einer Stelle, dabei außerordentlich fleischig, weich, und die Haut halb durchscheinend." Das Weibchen kommt durch die enge Haft sehr herunter; in mehreren Fällen, da man sie nach dem Brutgeschäft aus ihrem Gefängnis hervorholte, fand man sie ganz abgemagert und entkräftet.

Ein Wächtervogel im Sinne des Homraï ist auch unser Kranich. Dieser scheu-vorsichtige, intelligente Stelz- und Wandervogel baut in seinem Sommerlager bei uns sein Nest auf irgend einer trockenen Stelle in sumpfigem Gelände aus Binsen, Schilf und dürren Reisern. Die beiden Eier, die das Weibchen legt, werden von dem Paar abwechselnd ausgebrütet. Während nun das Männchen oder das Weibchen auf dem Neste hockt, hält jedesmal der andere Vogel in der Nähe Wacht. Er entfaltet dabei alle Klugheit, Vorsicht und Bedachtsamkeit, die dieser anmutige Vogel gewahren läßt, wenn er gezähmt mit dem Menschen verkehrt und seine hervorragenden geistigen Fähigkeiten erst vollkommen entwickelt. Er bekundet alsdann ein wahrhaft bewunderungswürdiges Verständnis für Ordnung und leidet keinen Streit auf dem Geflügelhofe. Auch hütet er, ohne dazu aufgefordert zu werden, das Vieh gleich dem besten Hunde, wobei er durch scheltendes Geschrei und empfindliche Schnabelhiebe zu strafen pflegt, während er durch freundliches Gebaren, Verneigungen und Tanzen seine Anerkennung und Zufriedenheit ausdrückt.

Einen höchst merkwürdigen Charakterzug des Kranichs, auf den zuerst durch Doktor van Lennep aufmerksam gemacht wurde, haben zahlreiche spätere Beobachtungen bestätigt, trotzdem sich auch viele Stimmen dagegen aussprechen. Wie bekannt, nimmt unser Kranich sein Winterquartier mit anderen Kranicharten südlicherer Länder im fernen Sudan und in Nubien, indem er durch seinen

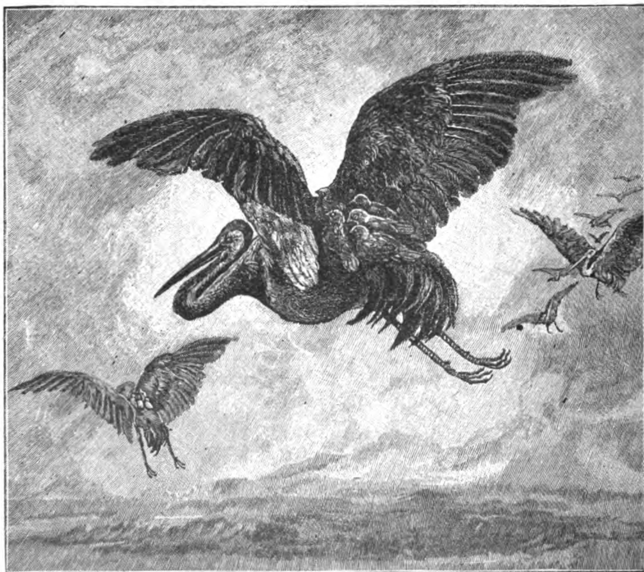
leichten und ſchnellen Flug ungeheure Strecken auf dieſen Wanderungen zurücklegt. Auch eine Menge kleiner in-



Homraï oder Doppelhornvogel, sein Weibchen fütternd.

ſektenfreſſender Vögel, wie Ortolane, Finken, kleinere Droſſeln u. ſ. w., müſſen Europa mit einem wärmeren Klima vertauſchen, ſobald kältere Witterung hereinbricht.

Sie vermögen aber nicht anhaltend genug zu fliegen, um namentlich das Mittelmeer ungefährdet überschreiten zu können. Da treibt nun ihr Instinkt sie an, sich auf den Rücken der Kraniche zu setzen und von diesen sich mitnehmen zu lassen, und jene Stelzvögel sollen sich auch



Kraniche als Träger kleiner Zugvögel.

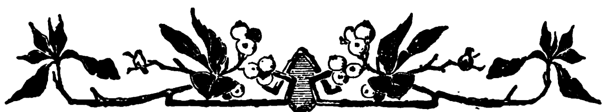
bereitwillig dazu hergeben. Beim Antritt der südlichen Wanderung streicht der Kranich niedrig und stößt dabei einen seltsamen Schrei aus; dann fliegen jene kleineren Zugvögel auf, schwingen sich auf den Rücken ihrer langbeinigen Freunde, die sie mit forttragen. Auf dem Rückwege geben die Kraniche sich dagegen keine Mühe mehr, niedrig zu fliegen, sondern bleiben in beträchtlicher Höhe, da sie wohl wissen, daß es den kleinen Vögeln keine

Mühe macht, sich auch aus solcher zur Erde hinabzulassen.

Wir könnten noch manche Wächter und Warner aus der Vogelwelt namhaft machen. Unter den Rabenarten zum Beispiel befinden sich mehrere dahin gehörende, so die Häher und die Krähen. Manchem Jäger wurde schon auf dem Pirschgang das Anschleichen an einen Rehbock oder Hirsch durch die Häher verdorben, die bei noch so leiser Annäherung ihn durch ihr Geschrei dem beschlichenen Wild verrieten und dies zu rascher Flucht bewogen. Ebenso verhalten sich die schlauen Elstern gar häufig, wenn der Weidmann Wildenten anzuschleichen sucht. Die Elstern gelten im allgemeinen als schädliche Vögel, sie leisten aber vielfach anderen Tieren nützliche Dienste. In England und Schottland befreien sie Schafe auf der Weide von den Schmarotzertieren, die ihnen unter der dicken Wolle beschwerlich fallen. In Asien, zumal in Indien und China, erweisen sie den gleichen Dienst den Wasserbüffeln und dienen gleichzeitig diesen ungeschlachten Tieren zu Warnern bei drohender Gefahr.

Vielfach erinnern die vorstehend geschilderten Freundschaften oder geselligen Beziehungen zwischen Tieren von so grundverschiedener Art an jenes Wort eines skeptischen französischen Philosophen, der die Freundschaft nur für eine andere Form von Selbstsucht erklärte. Sie ergeben sich nämlich bei genauerer Betrachtung als das Ergebnis eines gewissen Ausnützungstriebes oder Eigennutzes. In anderen Fällen aber vermögen wir keinen gegenseitigen Vorteil dabei wahrzunehmen, und wir haben dann ein ungelöstes Rätsel vor uns, deren das Buch der Natur noch so viele für uns aufweist.





Mannigfaltiges.



Der König von Bath. — In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war Bath der beliebteste und besuchteste Bade- und Vergnügungsort für die Vornehmen und Reichen in England, ein Ruhm und Vorteil, den die Stadt in späterer Zeit verlor, als die Seebäder mehr in Mode und Aufnahme kamen.

Auch König Georg II. kam einst nach Bath, um eine Brunnenkur durchzumachen. Mehrere Prinzen und Prinzessinnen begleiteten ihn. Er wurde feierlich mit Musik empfangen und ehrfurchtsvoll begrüßt von den Spitzen der Behörden, für welche Richard Nasch, der berühmte sogenannte „König von Bath“, das Wort führte.

Dieser Gentleman, eine Modeherr von den feinsten Manieren, fungierte in Bath als Badedirektor während der Saison. Dafür bezog er ein so hohes Gehalt, daß er mit fast fürstlichem Aufwand leben konnte.

Eine der Prinzessinnen nun beabsichtigte im Verein mit anderen vornehmen Damen einen glänzenden Ball zu veranstalten. Sie ließ Nasch rufen, um mit ihm darüber zu sprechen.

„Ich weiß,“ sagte sie zu ihm, „daß in Bath das Gesetz gilt, jede Ballfestlichkeit müsse um Mitternacht zu Ende sein.“

„So ist es, Königliche Hoheit.“

„Deshalb pflegen die Bälle hier sehr frühzeitig zu beginnen. Und das paßt mir und den anderen Damen nicht. Wir wünschen unseren Ball erst um neun Uhr abends beginnen und ihn bis drei oder vier Uhr morgens dauern zu lassen.“

„Königliche Hoheit, das ist unmöglich.“

„Warum?“

„Es ist gegen die hergebrachte Ordnung.“

„Man wird sich in diesem Falle darüber hinwegsetzen.“

„Es kann nicht sein.“

Die Prinzessin, durch den Widerspruch gereizt, sah ihn hochmütig an und sprach: „Es ist gut, mein Herr; wir werden also den Ball ohne Ihre Beihilfe abhalten.“

„Bis Mitternacht, aber länger nicht.“

„Solange wir wollen.“

„Das wird Eurer Königlichen Hoheit nicht möglich sein.“

„Gehen Sie!“ rief zornig die Prinzessin. „Wir kümmern uns gar nicht um Sie!“

Richard Nasch verneigte sich tief und ging fort. —

Einige Tage darauf fand der glanzvolle Ball in dem großen schönen Saale des Rathauses statt. Um neun Uhr begann derselbe, und die zahlreiche Gesellschaft tanzte und amüsierte sich ganz vortrefflich.

Da schlug die Mitternachtsstunde. Im selben Augenblick verstummte die Musik, und der Tanz hörte auf. Die Musiker rüsteten sich zum Aufbruch. Die Kellner räumten die Tische ab, die Lampen wurden ausgelöscht, und es wurde bald finster im Saal.

„Was soll das heißen?“ rief die Prinzessin erzürnt.

„Königliche Hoheit, der Ball ist zu Ende,“ wurde ihr geantwortet. „Auf Befehl des Badedirektors.“

„So, nach dem richtet sich hier jeder? Nun, ich werde den König von Bath bei dem König von England verklagen!“ rief wütend die Prinzessin, welche nun einsah, daß sie ihren Willen nicht durchzusetzen vermochte.

Georg II., der wegen seiner Kränklichkeit nicht an dem Ballfeste teilgenommen hatte, ließ Nasch am anderen Morgen zu sich bescheiden.

„Warum mußte der Ball schon um zwölf Uhr zu Ende sein?“ fragte er ihn.

„Weil das so hier Gesetz ist, Majestät,“ antwortete Nasch.

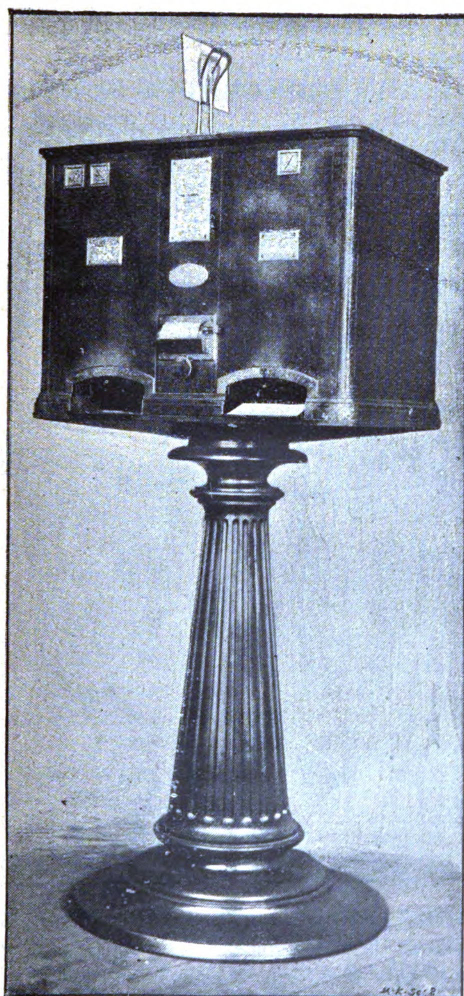
„Aber weshalb denn das?“

„Bath ist nicht da für die, welche sich nur vergnügen wollen, sondern hauptsächlich für die wirklich kurbedürftigen Kranken, die hier Heilung suchen. In deren Interesse ist diese wohlerwogene Bestimmung getroffen, damit die Leidenden nicht allzuviel in ihrer Nachtruhe gestört werden. Darüber zu wachen, ist meine erste Pflicht."

König Georg nickte zustimmend. „Sie haben recht, mein Herr," sagte er. „Weil ich selber leidend bin, sehe ich das um so mehr ein. Der Prinzessin und den anderen Damen werde ich es klar machen, daß sie durchaus im Unrecht sind, wenn sie für sich eine Ausnahme von einer solchen vernünftigen Maßregel verlangen."

Er entließ huldvoll den Badedirektor und verlieh ihm später sogar einen Orden. F. L.

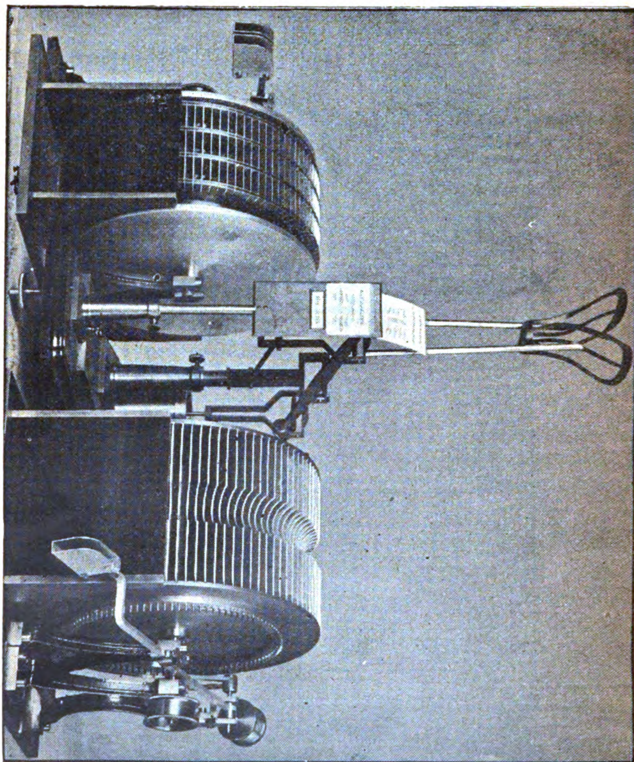
Neue Erfindungen: I. Ein Freimarken- und Postkartenautomat. — Die zur Weltausstellung nach Paris kommenden Fremden können in dem dortigen Zentralpost- und Telegraphenamt in der Rue du Louvre einen vor kurzem dort aufgestellten neuen Freimarken- und Postkartenautomaten benutzen. Unsere beiden Abbildungen veranschaulichen diesen Apparat (System v. Janisch); die eine zeigt ihn von außen (gußeiserne Säule, die einen Kasten von Eisenblech trägt), während die andere den inneren Mechanismus gewahren läßt. Auf der linken Seite befindet sich der Freimarkenverteiler, auf der rechten der Postkartenverteiler und in der Mitte eine Briefwage. Der Freimarkenverteiler ist eine Trommel von dreihundert kleinen Fächern, die in drei Reihen nebeneinander angeordnet sind und jedes eine Freimarke enthalten. Die Trommel wird in Bewegung gesetzt durch die Wirkung eines Gewichts, das an einem um seine Achse gewickelten Stahlkabel hängt, und in Ruhe gehalten mittels einer Ankerhemmung. Der Balancier des letzteren ist aus Aluminium und trägt an dem einen Ende eine Vorrichtung zur Aufnahme der Münzen, auf dem anderen ein entsprechendes Gegengewicht. Wenn die dem Preis der gewünschten Marke entsprechenden Geldstücke durch eine Spalte des Kastens in den Geldbehälter hineingeworfen sind, so tritt eine Ausrückung des Mechanismus ein, die Trommel macht eine Hundertstelumdrehung



Freimarken- und Postkartenautomat: Aeussere Ansicht.

und bringt dadurch eines ihrer Fächer vor eine Oeffnung, durch welche die darin befindliche Marke hinausfällt bis auf eine unten angebrachte Empfangsplatte.

In ganz ähnlicher Weise funktioniert der Postkartenverteiler,



Freimarken- und Postkartenautomat: Der innere Mechanismus.

der jedesmal hundert Karten aufnimmt. Nicht stimmende Münzen werden durch einen besonderen Mechanismus wieder aus dem Automaten hinausgeworfen. Die Briefwage zwischen den beiden Verteilern besteht aus einer äußerst empfindlichen Wage, die an dem einen Ende eine Art Gabel trägt, welche oben aus dem Auto=

maten hervorragt und in die man die zu wiegenden Briefe u. s. w. hereinsteckt. Am anderen Ende bewegt sich eine senkrechte Stange, die in einem konischen Teil endigt, welcher in einen metallenen Cylinder hineinreicht. Im Innern dieses Cylinders sind übereinander runde Kupferplättchen angeordnet, jedes 15 Gramm wiegend, welche nacheinander durch die aufsteigende Bewegung des konischen Teiles bei den Schwankungen der Wage mitgeführt werden. Ein höchst einfacher Mechanismus läßt alsdann, sowie das Gleichgewicht wiederhergestellt ist, an einem Fensterchen des Automaten eine Zahl, welche den in Bewegung gesetzten Kupferplättchen entspricht, erscheinen, die jedesmal angiebt, was der Brief kostet (sowohl für das Inland, wie für das Ausland). Mitten in der Vorderseite des Kastens aus Eisenblech ist endlich



Fig. 1. Der Universal-Kleiderreiniger und -trockner „Matador“.

noch ein Kautschukcylinder angebracht, der in einen kleinen Wasserbehälter taucht, zum Anfeuchten der Marken. Fr. R.

II. Ein Universal-Kleiderreiniger und -trockner. — Die meisten Vorrichtungen zum Kleiderreinigen sind noch ziemlich unvollkommen, weshalb es uns geboten erscheint, auf den Universal-Kleiderreiniger und -trockner „Matador“ hinzuweisen, auf dem alle Arten von Kleidungsstücken (Damen-, Herren- und Kindergarderoben) bequem getrocknet, ausgeklopft und gebürstet werden können. Er besteht aus der an einem Thürpfosten zu befestigenden Hülse, dem darin drehbaren, in der richtigen Lage feststehenden Arme und dem eigentlichen Kleiderhänger, bestehend aus drei übereinanderliegenden, gebogenen Federn, die der Mittelhaken, an dem die Kleidungsstücke aufgehängt werden, durch Zuschrauben festhält. Der „Matador“ ist überall leicht anzubringen und nimmt keinen Raum weg,

weil er sich beim Nichtgebrauch flach an die Wand legen läßt. Zum Gebrauche kann man ihn mit einem Griff von dieser abziehen und feststellen, so daß sich das zu trocknende oder zu reinigende Kleidungsstück drehen läßt, ohne die Wand zu berühren. Durch die leichte Drehbarkeit ist dem Reinigenden das ausgespannte Kleidungsstück von allen Seiten zugänglich, ohne daß er seinen Standpunkt im mindesten verändern muß. Man erzielt damit bei größter Schonung (kein Einreißen der Stoffe, kein Abreißen der Aufhänger) gründlichere Reinigung wie bisher. Zu bemerken ist noch, daß für die Aufnahme von Damenröcken der „Matador" ganz geöffnet wird, wie in Fig. 1, während man ihn für Taillen, Mäntel, Herrenröcke, Westen und Kinderröcke nur so weit öffnet (siehe Fig. 2), daß die Schultern u. s. w. straff angezogen und ausgespreizt werden. E. M.

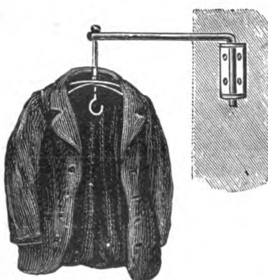


Fig. 2. Der Universal-Kleiderreiniger und -trockner „Matador" bei der Benutzung.

Die Feuerprobe. — Seit dem frühesten Altertum begegnen wir bei fast allen Völkern in einem gewissen Zustande ihrer Entwickelung der merkwürdigen Sitte der Feuerprobe, welche darin bestand, daß Angeklagte mit bloßen Füßen über eine glühende Fläche schreiten mußten, um ihre Unschuld zu beweisen. Diese zu den „Gottesurteilen" gehörige Art der Rechtsprechung ist heute überall bei den höher zivilisierten Völkern verschwunden; doch sie existiert jetzt noch unter halbwilden Völkern, und die Reisenden erzählen darüber als Augenzeugen ganz merkwürdige Dinge. Der englische Gelehrte Andrew Lang hat über diesen Gegenstand höchst interessante Mitteilungen gemacht, aus denen hervorgeht, daß Menschen in der That mit nackten Füßen einen glühenden Feuerherd überschreiten können, ohne Schmerz zu empfinden und ohne die geringsten Hautverletzungen aufzuweisen. Das neueste Beispiel ist folgendes.

Im Januar 1899 wurde der englische Bevollmächtigte, Oberst

Gudgeon, von dem Priester der kleinen Südseeinsel Narotonga eingeladen, der Feuerprobe beizuwohnen, welche dieser zum Beweise seiner ihm von den Göttern verliehenen Wunderkraft angeordnet hatte. Die geweihte Stätte war mit steinernen Platten belegt, auf denen vom frühen Morgen an ein von dürren Aesten unterhaltenes Feuer loderte. Das Feuer war bis zum Nachmittag gegen 2 Uhr lebhaft unterhalten worden und eine ansehnliche Menge Holz verschwunden. Um 2 Uhr endlich erklärte der Priester die Steine für genügend heiß und legte sie mit langen, etwas gebogenen Stangen möglichst gleich. Die Steine waren fast weißglühend. Als der etwa 3½ Meter im Durchmesser haltende Feuerherd von den noch glimmenden Kohlen befreit worden war, näherte sich der von einem Schüler begleitete Priester dem Steinkreise, berührte die Steine nach einigen feierlichen Worten mit dem Ast eines Drachenbaumes, der sofort brannte, und schritt dann ruhig darüber hin. Darauf wendete er sich an die vier Europäer, welche der Zeremonie beiwohnten und den Wunsch zu erkennen gegeben hatten, sich ebenfalls der Feuerprobe zu unterwerfen, und richtete an einen von ihnen die Worte: „Ich gebe dir meinen Segen; führe deine Freunde!“ In der That schritten die Engländer ebenfalls über die glühenden Platten hinweg und gingen siegreich aus der Feuerprobe hervor bis auf einen einzigen. Dieser verbrannte sich die Füße, und der Priester erklärte, der Verbrannte habe den großen Fehler begangen, sich beim Ueberschreiten der geweihten Stätte umzuschauen. Dies sei die Ursache der Verletzung.

Oberst Gudgeon war einer der Europäer, welche die glühenden Platten überschritten, ohne sich die geringsten Hautverletzungen zuzuziehen oder irgend welchen Schmerz zu empfinden. Er schreibt: „Es ist kaum möglich, die Empfindungen zu schildern, die mich während dieses Aktes durchschauerten. Ich wußte recht gut, daß ich über rotglühende Steine marschierte, und empfand auch deren Wärme; doch wurde ich durchaus nicht verletzt, sondern hatte nur das Gefühl, als ob meine Füße während des Marsches leise elektrische Schläge empfingen. Welchen hohen Wärmegrad die Steine erreicht hatten, war daraus zu ersehen, daß der Priester noch eine halbe Stunde später einen grünen

Baumast darauf warf, der in wenigen Augenblicken hell aufloderte. Als die Feierlichkeit endlich beendet war, hatte ich in meinen Füßen noch mehrere Stunden lang das Gefühl von Ameisenkribbeln."

Ein anderes interessantes Beispiel erzählt der englische Reisende Hocken von den Fidjiinseln. Dort wird die Gabe, ungestraft das Feuer zu durchschreiten, nur einer bestimmten bevorzugten Kaste zugeschrieben, welche bei gewissen Gelegenheiten ihre vererbte übernatürliche Macht offenbart. Der Feuerherd hatte die runde, etwas vertiefte Form eines ungeheuren Tellers und einen Durchmesser von etwa 10 Meter. Nachdem die Stätte in gewöhnlicher Weise vorbereitet war, und die Platten die gewünschte Glut erreicht hatten, begann die Feierlichkeit. Gebete murmelnd näherten sich acht Eingeborene der heiligen Stätte, betraten sie ohne Zögern und marschierten einer hinter dem anderen über die glühende Fläche dahin, worauf sie umkehrten und wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurückkamen. Vor, sowie nach der Probe wurden die Füße genau geprüft. Vor dem Marsch erschienen dieselben ganz normal und zeigten nicht die geringste Spur von angewendeten Schutzmitteln. Nach der Feuerprobe fand man die Füße völlig unverändert und ohne jede Verletzung.

„Wie geht das zu?" fragte der Beobachter einen Eingeborenen.

„Ihr habt gesehen," antwortete dieser, „daß jene es thun können: wir können es nicht und wissen weiter nichts davon."

Die Eingeweihten selbst geben keine Auskunft, doch kommen bisweilen Unglücksfälle vor trotz des priesterlichen Segens; ja man hat Fälle beobachtet, daß bei solchen Zeremonien schon sogenannte Heilige niederstürzten und mit Brandwunden bedeckt den geweihten Herd verließen.

Wie sollen wir uns diese merkwürdige Erscheinung erklären? Von einer durch Vererbung übertragenen Macht, von Schutzmitteln, somnambulem Zustand und ähnlichen Erklärungen kann nicht die Rede sein, denn die Europäer gingen auf Rarotonga ebenso unbestraft über die heiße Fläche hinweg wie die Priester. Alle natürlichen Erscheinungen aber beruhen auf natürlichen Ursachen; nach solchen haben wir also zu suchen. Und da muß daran erinnert werden, daß man bei uns ganz ähnliche That-

sachen beobachten kann, wenn auch bei uns niemand mehr mit nackten Füßen über eine glühende Fläche schreitet. Als Gymnasiast machte ich einst einen Ausflug und sah in einer Dorfschmiede zu meinem Erstaunen, wie ein junger Gesell einen rotglühenden Eisenstab aus dem Kohlenfeuer zog und mit der Zunge daran leckte. Ganz bestürzt fragte ich den jungen Mann, ob er sich nicht die Zunge verbrannt habe. Statt mir zu antworten, zog er den Stab abermals aus dem Feuer hervor und leckte zum zweitenmal daran. Dann fragte er mich, ob ich an seiner hervorgestreckten Zunge irgend eine Brandwunde zu entdecken vermöchte. Und in der That war ich nicht im stande, an diesem Gliede, das doch weit empfindlicher noch als die Fußsohlen ist, auch nur ein Bläschen wahrzunehmen. Andere erzählen, daß in Schmelzhütten beschäftigte Arbeiter vor fremden Gästen bisweilen mit nacktem Arm in die geschmolzene Metallmasse hineinfahren, ohne den geringsten Schaden zu erleiden. Und die geschmolzenen Metalle haben jedenfalls eine weit höhere Temperatur als glühende Platten.

Sicher haben wir uns diese Erscheinung auf dieselbe Weise zu erklären wie das Unverletztbleiben der Füße bei der Feuerprobe. Und zwar ist die Erklärung folgende.

Es scheint nicht möglich zu sein, daß sich zwei so verschiedene Temperaturen, wie die des rotglühenden Eisens oder Steines und die des menschlichen Körpers, bei gegenseitiger Annäherung sofort unmittelbar berühren und miteinander vereinigen können. Im Augenblick der Berührung beider Temperaturen bildet sich zwischen denselben eine feuchte Luftschicht, welche das bedrohte Glied auf kurze Zeit vor Verletzung schützt. Damit sich eine solche Schutzschicht auf der menschlichen Haut bilde, ist es nötig, daß die Temperatur des fremden Gegenstandes genügend hoch sei, denn wie bekannt, brennt heißes Eisen, das noch schwarz aussieht, fürchterlich, weil hier die Temperatur noch nicht hoch genug ist, die Bildung jener schützenden Luftschicht hervorzurufen. Bei allen Gottesurteilen und auch den oben geschilderten Feuerproben dagegen wurden und werden weißglühende, mindestens im höchsten Grade der Rotglut befindliche Gegenstände benutzt.

L. Haschert.

Gelehrig. — Der Bankier N. in Wien stand vor der Thür seines Bankgeschäftes, als ein etwas schäbig aussehender junger Mann auf ihn zutrat und schüchtern fragte: „Habe ich die Ehre, Herrn Bankier N. zu sprechen?“

„Was wollen Sie?“ fragte dieser, ihn mißtrauisch musternd.

„Ich bin der Joseph B., der Sohn des ehemaligen Kleiderhändlers vom ‚Grund‘.“

„Ach, der Sohn meines alten — (er wollte „Freundes“ sagen, verschluckte das Wort aber) — meines alten B. Kommen Sie doch herein in mein Comptoir.“

Hier angelangt erzählte Joseph seine Leidensgeschichte. Die Eltern waren gestorben, er selbst sei schon seit längerer Zeit ohne Stellung. Da sei ihm eingefallen, wie der Vater oft seine alte Freundschaft mit Herrn N. erwähnt habe u. s. w. Die Erzählung schloß natürlich mit der Bitte um ein Darlehen.

Gerührt ging der Bankier an den Geldschrank, steckte den Schlüssel hinein und — zog ihn wieder heraus. Sein Geiz war nämlich viel größer als seine Gutmütigkeit.

„Mein lieber Freund,“ sagte er, sich umwendend, „ich will Ihnen mehr geben als eine Unterstützung, nämlich einen guten Rat. Sehen Sie, ich bin durch ein einfaches Trödelgeschäft reich geworden. Warum fangen Sie nicht ebenfalls so an?“

„Selbst zu solchem Geschäft gehört ein kleines Anlagekapital.“

„Das habe ich auch nicht besessen. Aber ich will Ihnen anvertrauen, auf welche Weise ich ein Lager von alten Kleidern erwarb. Ich war im Besitze eines stark zerrissenen alten Anzuges und eines Paares arg defekter Stiefel. Außerdem besaß ich aber auch noch einen sauberen Anzug. Letzteren legte ich an, aber nur teilweise, also zum Beispiel statt des guten Rocks den zerrissenen. Dann ging ich so lange herum, um einen guten Rock zu bekommen, bis ich ihn von einer mitleidigen Seele erhielt. Ebenso machte ich es mit den anderen Kleidungsstücken, bis ich ein vollständig assortiertes Kleiderlager zusammen hatte. Sehen Sie, so muß man's machen!“

Joseph dankte für den guten Rat und entfernte sich. Aber schon nach einer Stunde kehrte er zurück, diesmal mit einem arg zerrissenen Rocke bekleidet, und bat den Bankier um einen

besseren. Dieser, von der Gelehrigkeit seines Schülers entzückt, zog sofort den eigenen, allerdings auch schon etwas abgetragenen Comptoirrock vom Leibe und reichte ihn dem Bittsteller, welcher dankend davonging.

Als der Bankier aus seinem Comptoir zum Mittagessen heimkehrte, empfing ihn seine Gattin mit den Worten: „Wozu hast du denn deinen neuen schwarzen Gehrock gebraucht?"

„Ich — meinen neuen — was sagst du da?"

„Nun, du schicktest doch einen jungen Mann mit deinem Comptoirrock her und ließest dir den neuen ausbitten."

„O der Spitzbube!" murmelte der Bankier, „aber der kann es noch weit bringen!"

Und der Joseph B. hat es in der That weit gebracht, sogar weiter als sein Meister. Das von ihm begründete Bankhaus ist heute noch eines der ersten in Wien. W.

Totenbettheiraten. — Im Jahre 1840 lebte in einem Städtchen des Staates Delaware der 80jährige Invalide Thomas Swan, der als junger Mensch einst für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes gekämpft hatte und zum Krüppel geschossen worden war. Eine britische Kanonenkugel hatte ihm beide Beine weggerissen. Dank seiner sonst kerngesunden Natur hatte er dann mit zwei hölzernen Beinen doch noch 60 Jahre lang sich des Daseins erfreut und auskömmlich, ja sogar mit Behaglichkeit von einer recht ansehnlichen Pension existieren können, die er während der langen Zeit stets prompt empfing, denn in freigebigster Weise sorgten von jeher die Vereinigten Staaten für ihre Kriegsinvaliden und auch für deren Witwen.

Swan war jedoch unverheiratet geblieben; er wohnte bei einer armen Anverwandten, einer Witwe Green, die mit ihrer Tochter Anna sich in die Pflege des alten Invaliden, für den sie aufmerksamste Sorge trugen, teilte. Deshalb sahen die beiden mit nicht geringer Besorgnis dem Zeitpunkte entgegen, wo nach dem unabänderlichen Gesetze der Natur der alte Veteran ihnen durch den Tod entrissen werden würde. Dem Achtzigjährigen, welcher krank und bettlägerig geworden war und sein letztes Stündlein herannahen fühlte, ging das auch zu Herzen, und so sann er denn einen Plan aus, um die Zukunft der armen Verwandten mög-

lichst zu sichern und freundlicher zu gestalten. Für Anna war leider keine Hoffnung vorhanden, daß je ein junger Mann um ihre Hand anhalten würde; sie besaß zwar ein sehr gutes Herz, war aber ohne Mitgift und nichts weniger als schön. Darüber machte sie sich selbst auch gar keine Illusionen.

Thomas Swan ließ eines Tages Mutter und Tochter an sein Bett kommen und sagte: „Nun, Martha, bald geht's mit mir zu Ende, dann ist's vorbei mit meiner schönen Pension; aber gern möchte ich noch sorgen für dich und deine Anna. Höre also nun, was ich ausgedacht habe zu eurem Besten! Hinterlasse ich eine Witwe, gleichviel ob alt oder jung, so hat dieselbe lebenslang gesetzlichen Anspruch auf eine Witwenpension von 120 Dollars jährlich. Das würde für euch schon eine große Hilfe sein, meine ich, und daher ist's am besten, wir bringen die Sache derart in Ordnung, daß Anna mir schnell noch angetraut wird, bevor ich sterbe, damit sie dann nach meinem Tode die Pension erhält, welche ihr rechtlich nicht streitig gemacht werden kann."

Frau Green begriff sofort die gute Absicht, ebenso ihre Tochter. Es wurde alles Nötige rasch besorgt. Am Bette des 80jährigen Invaliden fand dessen Trauung mit der 25jährigen Anna Green statt. Die Absicht des Greises war gewiß eine edle, wenn auch das Mittel vom moralischen Standpunkte aus anfechtbar sein mochte, aber er ahnte nicht, welches Unheil er dadurch anrichtete, nämlich daß in späterer Zeit durch solche sogenannte „Totenbettheiraten" das Schatzamt der Vereinigten Staaten um Millionen von Dollars geschädigt werden würde.

Drei Tage nach der seltsamen Hochzeitsfeier starb der alte Freiheitskämpfer, und man bestattete ihn mit allen Ehren zur letzten Ruhe. Anna, seine junge Witwe, erhielt richtig die gesetzliche Pension, welche sie über ein halbes Jahrhundert lang bezog, nachdem Tom Swan bereits 60 Jahre lang seine eigene größere Pension bezogen hatte. Ueber 110 Jahre mithin wurde also seine Pension vom Staate bezahlt.

In Amerika kommt alles Auffallende und Merkwürdige sehr rasch in die Oeffentlichkeit und macht die Runde durch alle Zeitungen der Union, so damals auch diese Geschichte, die man übrigens durchaus in Ordnung fand. Kein Wort des Tadels

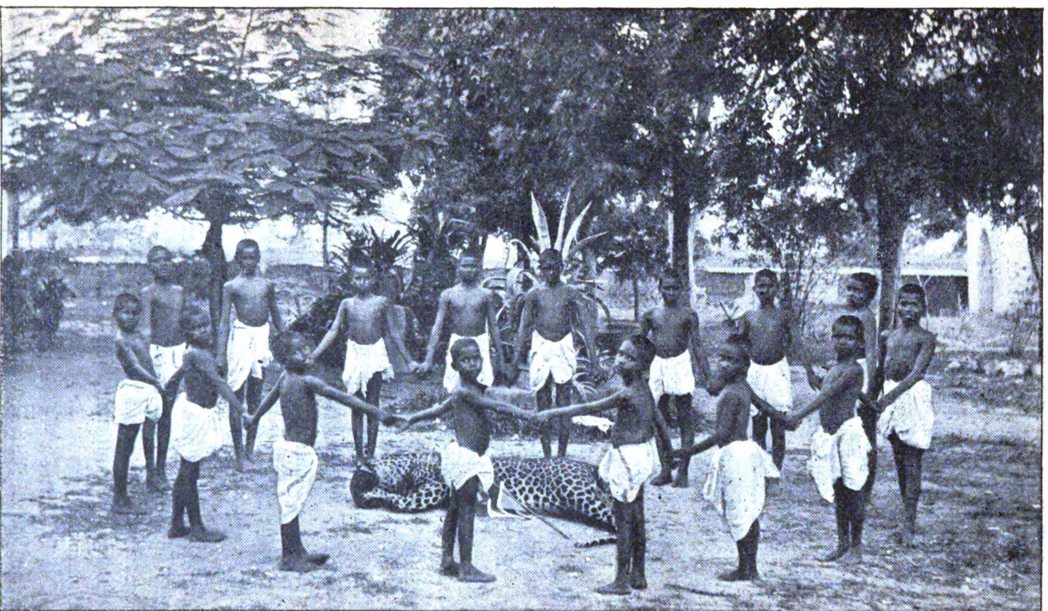
kränkte das Andenken des Toten; man pries vielmehr Tom Swan wegen seines Edelmuts, noch mehr aber wurde er bewundert wegen der „smartness“, die er auf dem Sterbebette noch bewiesen. Die Folge von alledem war, daß sein Beispiel Nachahmer fand. Denn es gab damals noch eine ganze Anzahl sehr alter Veteranen aus dem Unabhängigkeitskriege, die Pensionen vom Staate bezogen und deren Frauen nach ihrem Tode dann ebenfalls pensionsberechtigt wurden. Viele dieser Veteranen waren Junggesellen oder Witwer, und da wurde nun nach dem Bekanntwerden von Tom Swans Idee sorglich umgeschaut in der ganzen weitläufigen Familie und Verwandtschaft, und befand darunter sich eine junge Dame, der es an Geld und Gut, an Schönheit und Heiratsaussichten gebrach, so konnte ihr jetzt doch für ihre Lebenszeit eine ganz nette Pension verschafft werden, indem man sie noch schnell dem alten Veteranenonkel vor dessen bald zu erwartenden Tode antraute. Auf solche Weise wurden damals viele „Totenbettheiraten“ geschlossen, freilich noch nicht so viele, daß die Regierung wegen der daraus sich ergebenden Vermehrung der Pensionslast Anlaß gehabt hätte, bedenklich zu werden. Nach einer uns vorliegenden Notiz gab es im Jahre 1896, also nach einhundertundzwanzig Jahren, noch einige pensionierte Witwen von längst toten Helden des Unabhängigkeitskrieges (1775 bis 1783), eine fast unglaubliche Thatsache, welche sich aber durch die von uns geschilderten seltsamen Spekulationsheiraten erklärt.

In neuerer Zeit aber hat das Unwesen der sogenannten „Totenbettheiraten“ in so bedenklicher Weise überhand genommen, daß die Regierung es doch nicht glaubte länger dulden zu können und in Aussicht nahm, gesetzgeberisch dagegen einzuschreiten, denn die Pensionslast, welche die wirklichen und zweifelhaften „Kriegswitwen“ verursachen, wird nicht, wie das naturgemäß doch eigentlich sein müßte, allmählich kleiner, sie wächst vielmehr immer noch an. Allerdings heiraten die pensionsbegierigen jungen Damen nicht mehr Veteranen des Unabhängigkeitskrieges, denn deren giebt es nun nicht mehr, sondern solche des großen Bürgerkrieges, und wird diesem Unwesen nicht endlich Einhalt gethan, so könnte es geschehen, daß der Staat noch bis

zum Jahre 1980 und vielleicht sogar noch länger an derartige Witwen Pensionen bezahlen müßte, in deren Genuß diese so schlau durch ihre „Totenbettheiraten" gelangten. F. L.

Ein Ringelreihen in Assam. — Der bei unseren Kindern so beliebte Ringelreihen, den im Mittelalter auch die Erwachsenen um den Maibaum tanzten, und den jetzt noch überall bei Kinderfesten und auf Spielplätzen die Kleinen ausführen, scheint ein uraltes Freudenzeichen des Menschengeschlechtes zu sein, denn man findet ihn selbst in der weltentlegenen indischen Provinz Assam. Diese liegt östlich von Bengalen im mittleren Stromgebiet des Brahmaputra, grenzt an Oberbirma und China, und die kräftigen Stämme der dortigen Gebirgslandschaften sind halb Räuber halb Jäger. Um so interessanter ist folgendes Erlebnis des Engländers Hartley, der in jüngster Zeit in den Garrobergen, in einem der wildesten Bezirke der Berge Assams, jagte. Er wurde eines Morgens durch seine Träger mit der Nachricht aufgeweckt, daß ein Tiger in das Lager eingebrochen sei. Er sprang auf, ergriff seine Büchse und eilte aus dem Zelte. Es war kein Tiger, sondern ein mächtiger Leopard, den er glücklich mit zwei wohlgezielten Schüssen erlegte. Das Tier wurde von den Eingeborenen im Triumph nach dem nahen Dorfe geschleppt, dessen Einwohner er schon seit längerer Zeit in Schrecken gesetzt hatte. Und nun begab sich etwas Seltsames. Die sämtlichen Kinder des Dorfes versammelten sich um den toten Räuber, jedes gab ihm zuerst als Zeichen der Verachtung einen Tritt mit dem Fuße, und dann faßten sie sich, die dunkelbraunen Bürschchen, bei den Händen und tanzten um den toten Feind einen Ringelreihen, den der englische Jäger, der selbstverständlich auch Liebhaberphotograph ist, uns in einem gelungenen Bilde aufbewahrt hat. Der Mensch ist eben in allen Zonen im Grunde derselbe, und die Kultur verändert wohl die äußeren Formen, aber nicht sein Inneres, das sich überall bei geeigneten Anlässen als identisch erweist. F. Z.

Wie man in Mode kommt. — Der 1837 als Kapellmeister in Weimar verstorbene Komponist und Klaviervirtuose Johann Nepomuk Hummel, ein Schüler Mozarts, konzertierte im Jahre 1821 in London. Trotz des klangvollen Namens, dessen er sich als Klaviervirtuose bereits erfreute, und trotz gewichtiger Em-



Ringelreihen in Assam um einen erlegten Leoparden.

pfehlungen, die er mitgebracht hatte, konnte er nicht recht in Mode kommen. In England aber ist die Mode alles. Seine Konzerte blieben leer, auch Einladungen, in den Soireen der Aristokratie zu spielen, mit denen sonst in London Künstler, die in der Mode sind, fast erdrückt werden, erhielt er nicht. Nach vielen Bemühungen gelang es ihm endlich, eine Einladung zu erhalten, in einer Abendgesellschaft der Lady Dufferin zu spielen. Er saß am Klavier und spielte, fand aber nicht die geringste Aufmerksamkeit, vielmehr nur die vollständigste Gleichgültigkeit gegen sein wirklich brillantes Spiel. Die Gesellschaft unterhielt sich ganz laut und ungeniert, was sich übrigens in England alle Künstler, die in den Privatzirkeln der großen Welt sich produzieren, gefallen lassen müssen. Hummel, der diese Gepflogenheit noch nicht kannte, erzürnte sich darüber so heftig, daß er wütend auf die Tasten schlug. Durch diese Bewegungen traten die klassisch schön geformten Hände, womit die Natur den Künstler beschenkt hatte, in das günstigste Licht. Und siehe da! plötzlich erhob sich die Herzogin von Devonshire von ihrem Sitz und sagte laut: „O diese Hände — diese plastisch schönen Hände! Sehen Sie doch nur diese Hände!“ Alles sah nach dem Künstler hin und applaudierte — seinen Händen! Aber sein Name war in wenigen Tagen nach diesem Ereignis gemacht, Hummel wurde Mode, seine Konzerte überfüllt, denn alle Welt mußte natürlich jetzt die schönen Hände des Virtuosen gesehen haben. C. Sp.

Unsere gebräuchlichsten Gemüsepflanzen waren früher vielfach als Hausmittel in Gebrauch, und es wird für viele von Interesse sein, den Heilwert, den man ihnen beimaß, kennen zu lernen.

Der Boretsch (Borago officinalis), aus dessen Blättern und Blüten bekanntlich ein vortrefflicher Salat bereitet wird, wirkt kühlend und erweichend und verhütet Entzündung. Sein ausgepreßter Saft dient gegen Seitenstechen und alle mit Hitze verbundenen Krankheiten, sowie auch gegen Hypochondrie und Melancholie.

Die Brunnenkresse (Nasturtium officinale) erweist sich als ein gutes Mittel gegen Krankheiten der Atmungsorgane, wenn man in der ersten Frühjahrszeit, vom Februar bis Ende

Mai, regelmäßig morgens nüchtern eine Handvoll ohne Essig und Salz genießt. Aber auch als Salat mit Essig, Oel und Zwiebeln und dergleichen zubereitet, wirkt sie sehr erfrischend und blutreinigend und auch wohlthätig gegen Krämpfe und Fieber.

Die Erbse (Pisum sativum) ist unter allen Hülsenfrüchten besonders nahrhaft und stärkend, weshalb Erbsenbrühen von allen Stärkungsbedürftigen, besonders Wöchnerinnen, Rekonvaleszenten, sowie auch von Gelb- und Wassersüchtigen mit Vorteil genossen werden. Wäscht man Wunden und offene Geschwüre mit Wasser, in welchem Erbsen gekocht wurden, so heilen sie bald, und Lauchwasser dieser Art heilt den Kopfgrind.

Die Gurke (Cucumis sativus) wirkt sowohl eingemacht wie als Salat kühlend, erfrischend und blutreinigend und mildert namentlich auch die Folgen eines übermäßigen Alkoholgenusses (das heißt also den Katzenjammer).

Die Kartoffel (Solanum tuberosum) kann sowohl äußerlich wie innerlich als Heilmittel verwandt werden; äußerlich gegen Geschwüre, indem man rohe Kartoffeln zerquetscht in ein Leinwandsäckchen bringt, dieses auf dem Ofen oder Herde erwärmt und, so heiß es der Patient vertragen kann, auf das Geschwür legt, bis es erkaltet, und dieses Verfahren anhaltend wiederholt, wobei die Heilung bald eintritt. Innerlich dient die Kartoffel als Genußmittel in verschiedener Form zur Entfernung verschluckter harter, eckiger oder kantiger Gegenstände. Durch die breiige Kartoffelmasse werden diese Fremdkörper (Geldstücke, Glasstücke, Steine 2c.) eingehüllt, und dadurch die Darmwand vor Verletzungen durch Kanten und Spitzen bewahrt. Man hat in solchen Fällen zuweilen bis zu 3 und 4 Pfund Kartoffeln in verschiedener Form gegeben und dadurch die Kranken vor einer nicht gefahrlosen Operation bewahrt. Insofern der Rausch eine Alkoholvergiftung, also ebenfalls ein Krankheitszustand ist, erscheint die Kartoffel auch gegen diesen als Vorbeugungs- und Heilmittel, wenn sie, frisch gebraten, noch warm genossen wird.

Der Kohl (Brassica oleracea), welcher in vielen Varietäten, als Kraut, Blatt- oder Schnittkohl, Wirsing, Blaukohl, Blumen- und Rosenkohl, vorkommt, ist in den letztgedachten vier Formen

leicht verdaulich und blutreinigend und besonders für magenleidende und blutarme Personen, sowie für Rekonvaleszenten zuträglich. Rohes Sauerkraut ist empfehlenswert bei Magenleiden, Magenentzündung und -geschwüren, da es eine Säure enthält, welche dem kranken Magen sehr dienlich ist. Frische Krautblätter, auf den Kopf gelegt, lindern das Fieber und wirken kühlend auf entzündeten und eiternden Wundstellen.

Die Kerne des Kürbis (Cucurbita pepo), mehrere Tage hintereinander morgens nüchtern gegessen, sind ein Mittel zur Vertreibung des Bandwurms.

Der Lattich (Lactuca sativa) wirkt als Salat sehr erfrischend und blutreinigend, und sein häufiger Genuß ist daher der Gesundheit in hohem Grade zuträglich. Der Extrakt des Lattichs, das sogenannte Lattichopium, ist dienlich gegen Hämorrhoiden, Entzündungen von großer Empfindlichkeit, besonders Brustfell- und Lungenentzündungen, Rheumatismus, Gicht, Magenkrampf, Erbrechen und Blasenkrampf. Der Samen, ganz oder pulverisiert, lindert übermäßigen Durst.

Der Absud des Lauchs (Allium porrum) ist heilsam gegen Grieß, und die in Milch gesottenen Knollen dienen zur Erweichung von Eitergeschwüren.

Der Löwenzahn (Leondoton taraxacum) wirkt lösend und stärkend auf die Schleimhäute, namentlich auf Lungen, Leber und Darmkanal, und ist dementsprechend ein Heilmittel gegen Stockungen und Verschleimungen der Eingeweide und des Pfortadersystems, sowie gegen Hämorrhoiden, Leberleiden und Leberstockungen, gegen Gelbsucht, Lungenverschleimungen und Lungenkatarrh. Man gebraucht ihn in der Regel als Frühlingskur und als Blutreinigungsmittel in Abkochung oder als Trank, wozu Kraut und Wurzel vor dem Blütentreiben verwendet werden, zu 30 bis 60 Gran auf 1/2 bis 1 Liter Wasser. Diese Dosis wird innerhalb 24 Stunden genommen. Das Extractum Taraxaci inspissatum wird täglich zu 4 bis 15 Gran in Mixtur oder Pillen verordnet, dagegen das Extractum Taraxaci liquidum zu 18 bis 30 Gran täglich in Verbindung mit auflösenden Salzen, bitteren und aromatischen Mitteln.

Die Wurzel des Pastinaks (Pastinaca sativa) wirkt sehr

heilsam bei Schwindsucht. Der Dekokt von Samen und Wurzeln ist heilsam gegen Wechselfieber.

Die Wurzel der Petersilie (Petroselinum sativum) wird gegen Wassersucht gebraucht, das Kraut gegen Augenentzündung, der Samen gegen chronischen Husten und gegen Schlangenbiß.

Der Samen des Rettichs (Raphanus sativus) hat auflösende Wirkung und wird gegen übermäßige Schleimabsonderung der Respirations- und Verdauungsorgane benutzt. Täglicher Rettichgenuß ist von heilsamer Wirkung gegen Grieß, Nieren- und Blasenstein und auch den Brust- und Atmungsorganen sehr zuträglich. Rettich zerrieben und mit Essig, Oel, Pfeffer und Salz zugerichtet, bietet eine vorzügliche Magenstärkung und fördert sehr den Appetit.

Die gelbe Rübe (Daucus carota) dient, wenn man sie morgens nüchtern roh, am besten geschabt, genießt, zur Vertreibung von Eingeweidewürmern, auch des Bandwurms. Der eingekochte Saft derselben wird mit Erfolg gegen Husten und Verschleimung der Respirationsorgane angewandt, auch gegen faulige Geschwüre.

Die rote Rübe (Beta vulgaris) wirkt blutreinigend, appetitstärkend und erfrischend. Auch soll ihr Genuß gegen Nervenschlag schützen.

Der Sellerie (Apium graveolens) stärkt das Nervensystem und wirkt heilsam gegen Neuralgien und Rheumatismus. Zu diesem Zwecke wird er entweder mit Milch, Mehl und Muskatnuß aufgekocht und warm gegessen oder als Salat verspeist. Bald nach dem Genusse wird man ein Nachlassen der rheumatischen Schmerzen verspüren. Auch empfiehlt es sich, das Wasser zu trinken, in welchem der in Stücke zerschnittene Sellerie weichgekocht wurde, da auch dieses vieles von der ihm innewohnenden Heilkraft enthält.

Die Skorzonerwurzel (Schwarzwurzel, Scorzonera hispanica) ist wegen ihres besonders hohen Eisengehaltes, durch welchen sie alle übrigen Gemüsepflanzen übertrifft, namentlich blutarmen, bleich- und schwindsüchtigen Personen sehr zuträglich. Der aus ihren Wurzelfasern gewonnene Sirup leistet namentlich den Lungensüchtigen gute Dienste, weil er viel Eiter, Schleim und anderen Unrat aus der Lunge entfernt.

Der Spargel (Asparagus officinalis) ist ebenfalls der Gesundheit sehr zuträglich. Seine Pfeifen, welche im April oder Mai ausgestoßen werden, wirken öffnend und blutreinigend und leisten deshalb bei Blasenentzündung, Blasen- und Nierensteinen, Gicht, Hämorrhoiden und Podagra sehr gute Dienste. R. v. B.

Indianerurteil. — Um die Mitte des 17. Jahrhunderts erregte es in Paris großes Aufsehen, als der Admiral Graf du Plessis ein paar Indianer in ihrem vollen Kriegerschmuck, an ihrer Spitze einen riesigen Häuptling, genannt die „rote Schlange", von einer Fahrt nach Amerika mitbrachte. Nachdem sie dem König Ludwig XIV. vorgeführt waren, wurden sie in allen Salons stürmisch begehrt, und man stellte mit ihnen allerhand Experimente an, um zu sehen, wie diese oder jene kulturelle Einrichtung auf sie wirken würde.

Eines Tages traf der Admiral den berühmten Maler Poussin bei Hofe.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Admiral," sagte der Maler. „Ich habe so viel von Ihren Indianern gehört, und da ist mir der Gedanke gekommen, mein neuestes Bild, eine bretonische Landschaft, von einem Wilden beurteilen zu lassen. Wollen Sie Ihren Häuptling nicht einmal zu mir schicken?"

„Recht gern, ich bin selbst auf den Eindruck neugierig, den Ihre geniale Kunst auf den Wilden hervorbringen wird. Ist es Ihnen gelegen, wenn wir morgen vormittag in Ihrem Atelier erscheinen?"

„Ganz gelegen, nur bitte ich, nicht vor zehn Uhr zu kommen, da mir zwischen neun und zehn Uhr der Prinz von Condé seinen Besuch angekündigt hat."

Der Admiral sagte zu und stand am folgenden Morgen kurz nach zehn Uhr mit der „roten Schlange" vor dem Hause Poussins. Gerade als sie hineingehen wollten, trat der Prinz von Condé heraus, begrüßte den Admiral und erkundigte sich nach dem Zweck seines Besuches, den dieser ihm mitteilte.

„Da fällt mir ein vortrefflicher Scherz ein, du Plessis," sagte der Prinz, „den müssen wir sogleich in Scene setzen. Ich freue mich schon darauf, die Geschichte dem Könige zu erzählen. Ich habe nämlich soeben das neue Landschaftsbild in Augenschein

genommen, das Poussin auch Ihrem Indianer zeigen will. Als ich sah, daß er mein Urteil erwartete, sagte ich: „Sehr schön! Eine wunderbare Malerei, nur ein wenig zu viel Rot!“ Merken Sie sich ganz genau diese Worte und prägen sie Sie auch Ihrem Indianer ein. Ich möchte viel darum geben, wenn ich zugegen sein könnte, um die Ueberraschung Poussins wahrzunehmen, wenn er aus dem Munde des Indianers genau dasselbe Urteil hört wie von mir. Aber meine Anwesenheit würde den Spaß verderben, und man würde das Arrangement merken. Ich erwarte von Ihnen aber einen genauen Bericht.“

Als der Prinz sich entfernt hatte, hielt der Admiral es für geraten, sich mit dem Häuptling noch einmal in die Sänfte zu begeben, in welcher sie gekommen waren, und sich die Straße herauf- und heruntertragen zu lassen, um dem Indianer die Worte einzustudieren, die er bei dem Maler zu sagen hatte.

Inzwischen hatte der letztere neuen Besuch erhalten. Die Gräfin Viremont, eine ehemalige Schönheit, die aber jetzt bereits zu altern begann, hatte sich in das Atelier Poussins begeben.

Als nun der Admiral mit seinem Schützling eintrat und sowohl den Maler als die Gräfin begrüßt hatte, sagte er scherzhaft zu der letzteren: „Sie erlauben wohl, Gräfin, daß ich Ihnen diesen Herrn vorstelle. Der Häuptling — „rote Schlange“ — Frau Gräfin Viremont.“

Der Indianer hatte selbstverständlich von dem Sinne dieser Vorstellung keine Ahnung und glaubte, jetzt sei die Zeit gekommen, sein eingelerntes Sprüchlein herzusagen. Die Gräfin scharf fixierend stieß er die Worte heraus: „Sehr schön! Eine wunderbare Malerei, nur ein wenig zu viel Rot!“

Man kann sich die Verlegenheit des Admirals denken, um so mehr, als die Gräfin in der That stark geschminkt war und viel Rot aufgelegt hatte. Wütend verließ sie das Atelier.

Poussin amüsierte sich herrlich, als der Admiral ihm nun ohne Rückhalt die Ursache des Scherzes mitteilte. Noch mehr war aber der Prinz von Condé über diesen unerwarteten Ausgang desselben befriedigt, denn der König lachte hellauf, als er ihm die köstliche Geschichte erzählte. M. H—d.

Tiefe Philosophie. — Zu den schwerverständlichsten Philosophen gehört bekanntlich Hegel, wenigstens in seinen Schriften, denn in den philosophischen Uebungen, welche er mit seinen Studenten hielt, war er stets gern bereit, alles Unverständliche aufs eingehendste zu erklären. Es ärgerte ihn daher, wenn einige seiner Schüler sich das Ansehen gaben, als ob sie stets jedes Wort seines Vortrags verständen, selbst dann, wenn der große Philosoph genau wußte, daß das nicht der Fall sein konnte. Um dieser wissenschaftlichen Heuchelei ein Ende zu machen, beschloß er, einmal ein Exempel zu statuieren, und zum Sündenbock hatte er einen Herrn v. Waldbach erwählt, der offenbar am wenigsten von der vorgetragenen Philosophie verstand, aber seinem Gebaren nach als der tiefste Denker unter Hegels Schülern gelten wollte.

„Meine Herren," begann der Philosoph eines Tages die philosophischen Uebungen, „wir beendeten in voriger Stunde die Debatten über die Lehre Kants von Zeit und Raum. Bezüglich des Raumes hätte ich noch einige Bemerkungen hinzuzufügen. Stellen wir uns nämlich einen eng beschränkten Raum vor, in welchem Erscheinungswelt und Erkenntnisvermögen in innige Berührung miteinander gekommen sind. Hier könnte man beinahe von einer Identität des Idealen und Realen sprechen. — Sie verstehen mich doch, Herr v. Waldbach?"

„Vollkommen!" erwiderte der Student, ohne mit der Wimper zu zucken."

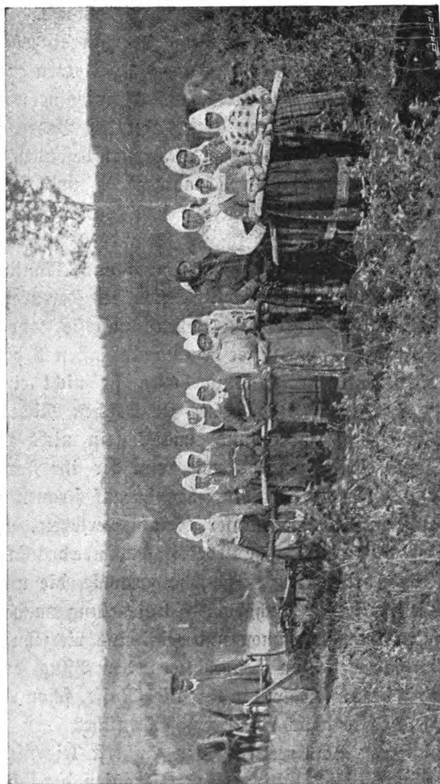
„Nun schön, also vergessen wir nicht, daß wir es mit dem beschränkten Raume zu thun haben, in welchem die vielfache Materie zu einer endgültigen Form gelangt ist. Hier berührt sich das Reich der Wirklichkeit mit dem Reich der Gedanken, und dennoch handelt es sich um eine leblose Raumerfüllung, die erst bei unserem Hinzutreten Reflexionsbewegungen in unserem Intellekt verursacht. — Sie verstehen doch, Herr v. Waldbach?"

„Jedes Wort, Herr Professor."

„Dann erübrigt nur noch, etwas über die Stellung Kants in dieser Angelegenheit zu sagen. Nicht wie sonst nimmt hier Kant die oberste Stellung ein, und wenn er auch über Leibniz und Wolff steht, so muß ich doch wenigstens Demokrit und

Descartes eine höhere Stellung zuerkennen. — Sind Sie derselben Meinung, Herr v. Waldbach?"

„Ganz entschieden, Herr Professor."



Frauen vor dem Pfluge in Manitoba (Kanada).

„Dann darf ich Sie wohl bitten, mir kurz das Thema zu nennen, über welches ich soeben gesprochen habe."

„Der Herr Professor sprachen über die Synthese des begrenzten Raumes."

„Nein, mein Lieber, ich sprach über — meinen Bücher-

schrank, in welchem die philosophischen Autoren nach dem Alphabet geordnet sind."

Die Zuhörer lachten, und Hegel hatte seinen Zweck erreicht, denn es stimmte niemand mehr seinen Ausführungen zu, ohne sich vorher erklären zu lassen, um was es sich handele. M. H—d.

Frauen vor dem Pfluge. — In der kanadischen Provinz Manitoba, die im Süden an die Vereinigten Staaten grenzt und die Gebiete des unteren Red River und Assiniboine umfaßt, ist zwar der Winter sehr kalt und lang, aber der Boden und der verhältnismäßig heiße Sommer dem Weizenbau besonders günstig, daher die Einwanderung von Skandinaviern und Russen im letzten Jahrzehnt recht lebhaft war, die dort ähnliche Bedingungen finden wie in der alten Heimat. Besonders Rußland stellt einen hohen Prozentsatz der Einwanderung nach Manitoba. Es sind die ärmsten und gedrücktesten Klassen des Zarenreiches, die sich entschließen, übers Meer zu ziehen, und sie langen meist mittellos an, müssen daher unter den ungünstigsten Bedingungen den Landanbau beginnen. Häufig haben sie nicht einmal ein Paar Ochsen, um damit zu pflügen. Zu welchen Mitteln sie in der Not greifen, um im Kampfe ums Dasein nicht zu unterliegen und eine Ernte zu gewinnen, von der ihr Fortbestehen abhängt, zeigt unser Bild. Wir sehen darauf Frauen vor den Pflug gespannt. Dies mag unser Gefühl verletzen, aber Not kennt kein Gebot, und eine solche Arbeit ist am Ende das Schlimmste nicht, wenn auch bedauerlich. Die Photographie, die unser Bild wiedergiebt, wurde in der Duchoborzen-Ansiedelung am Schwanenfluß in Manitoba aufgenommen und zeigt uns vierzehn russische Frauen, die paarweise an Querhölzern den Pflug durch den schweren Boden ziehen, während ein alter Russe, schon an seiner Tracht als solcher kenntlich, die Pflugschar führt. F. Z.

Verlust durch Gewinn. — Ein äußerst leidenschaftlicher Schachspieler war König Philipp II. von Spanien, der sich rühmte, in einem Zeitraum von zehn Jahren nicht eine einzige Partie verloren zu haben. Doch war diese „Meisterschaft" Philipps nur eine Folge der Schlauheit seines Ministers, des Grafen d'Espinola, seines ständigen Partners im Spiel, der nur scheinbar allen Scharfsinn aufwandte, um den König matt zu setzen,

im Grunde aber absichtlich so spielte, daß sein Herr zuletzt Sieger blieb.

„Wisset Ihr, weshalb mir das Schachspiel das liebste aller Spiele ist?“ frug Philipp eines Abends d'Espinola. Der Gefragte verharrte in ehrfurchtsvollem Schweigen, bis der König fortfuhr: „Weil hier nicht die Laune des Glücks, sondern nur die Ueberlegenheit des Verstandes zum Siege verhilft.“

Man spielte darauf in gewohnter Weise, der König aber so überaus schlecht, daß dem Minister nichts übrig blieb, als diesmal seinen Partner matt zu setzen.

Als sich nun der König erhob und in übelster Laune das Zimmer verließ, sagte der Minister zu dem eben eintretenden Kardinal Granvella: „Soeben habe ich eine Schachpartie gewonnen und eine Ministerstelle verloren.“

Er hatte recht, denn schon am nächsten Tage erhielt er seine Entlassung. J. W.

Wieviel Wasser eine Wolke enthält. — Die Physiker und Meteorologen beschäftigte schon längere Zeit die Frage: wieviel Wasser eine Wolke enthalte. Hermann v. Schlagintweit unternahm es zuerst, und zwar im Jahre 1851 auf dem Monte Rosa, den Wassergehalt der Wolken zu messen, und er fand, daß ein Kubikmeter Nebel durchschnittlich 2¾ Gramm Wasser in flüssigem Zustande enthielt. Sein Verfahren bestand darin, daß er eine bestimmte Menge der nebeligen Luft durch eine Reihe von Flaschen streichen ließ, die mit Chlorcalcium gefüllt waren; da dieser Stoff die Eigenschaft besitzt, die Feuchtigkeit aus der Luft aufzunehmen, so mußte man erwarten, aus seiner Gewichtszunahme den Feuchtigkeitsgehalt der fraglichen Luftmenge feststellen zu können.

Dieses Verfahren erschien jedoch als ungenau, deshalb wurde es von dem Meteorologen Conrad durch ein zuverlässigeres ersetzt. Dieser ermittelte zunächst, daß bei dem Schlagintweitschen Apparat erstens nicht der ganze Wassergehalt der Luft in die mit Chlorcalcium gefüllten Flaschen hineinging, und zweitens, daß nicht alles Wasser aus der durchstreichenden Luft an die chemische Substanz abgegeben würde. Er wählte das einfachere und bessere Mittel, die nebelhaltige Luft in einen weiten Behälter eindringen

zu lassen oder in eine Glasglocke einzusperren. In dieses Gefäß wurde dann wieder Chlorcalcium hineingebracht, und dessen Gewichtsveränderung gemessen. Die Ergebnisse zeigen, daß der Wassergehalt einer Nebelwolke um so größer ist, je weniger weit man darin sehen kann. So hatte eine Nebelwolke, in der man nur 25 Schritte weit zu sehen vermochte, einen Wassergehalt von fast 4½ Gramm pro Kubikmeter, eine solche mit einer Sichtbarkeit von 30 bis 40 Schritt enthielt etwas über 3 Gramm Wasser, eine solche endlich, bei der man bis zu 70 Schritte zu sehen vermochte, enthielt nicht einmal ganz 1 Gramm flüssiges Wasser in jedem Kubikmeter. Der Wassergehalt der Nebelwolke ist danach ein recht verschiedener, und er wird jedenfalls noch über 4½ Gramm hinausgehen können, da auf Berggipfeln Wolken nicht selten sind, in denen man höchstens 10 Schritte weit sehen kann. C. T.

Ein eigenartiges Prüfungsverfahren. — In Zentralafrika üben einzelne Negerstämme ein eigentümliches Verfahren aus, um einen Ehekandidaten vor Schließung der Ehe zu prüfen, ob er dazu auch wirklich geeignet sei. Sie binden seine Hände nämlich für zwei Stunden in einen Sack mit Stechameisen. Erträgt er ruhig die Qual ihrer Stiche, so wird er für geeignet betrachtet, auch die Sorgen und Unannehmlichkeiten des ehelichen Lebens auszuhalten. —dn—

König und Sängerin. — Varnhagen v. Ense erzählt in seinen Tagebüchern folgende köstliche Anekdote. Eine Sängerin vom Hoftheater in Hannover war kontraktbrüchig davongelaufen und hatte ein Entschuldigungsschreiben zurückgelassen, in dem sie behauptete, daß sie es an einem so langweiligen Orte nicht länger aushalten könne.

Der Intendant legte die Angelegenheit dem König Ernst August († 1851) mit der Frage vor, ob man die Entflohene verfolgen solle.

Darauf bemerkte der König: „Selbstverständlich! Sie muß unbedingt wieder her. Denkt denn das Frauenzimmer, daß ich mich hier amüsiere?" C. F.

Die glücklichen Kuren

in Paschen's orthopädischer Heilanstalt in Dessau

haben den vorzüglichen Ruf dieses vor nun bald 14 Jahren gegründeten Muster-Instituts längst auch jenseits des Ozeans in der wirksamsten Weise verbreitet. Denn Paschen bekommt schon seit Jahren außer seinen zahlreichen deutschen Patienten Kranke nicht nur aus Italien, Rußland, Frankreich 2c., sondern auch aus Amerika, Afrika und Asien, und die fast alljährlich vorgenommenen Vergrößerungen der Anstaltsgebäude haben sich immer wieder als unzureichend erwiesen. Durch verschiedene Neubauten prächtigster und originellster Art, die sich durch den Ankauf eines großen Nachbargrundstückes ermöglichen ließen, ist in diesem Jahre Vorsorge getroffen worden, sodaß jetzt fast die doppelte Anzahl Leidender Raum findet und sich trotzdem auch die verwöhntesten Patienten dort in jeder Beziehung wie zu Hause fühlen können. Es wird den Leser interessieren, zu erfahren, was eigentlich bei Paschen in Dessau geheilt wird. Alle Abnormitäten des Rückgrats, Lähmungen, Fußleiden, Klumpfüße, Rückenmarkschwäche 2c.! Natürlich überläuft den Unkundigen sofort eine Gänsehaut; denn er sieht im Geiste einen großen Operationssaal mit teuflisch blitzenden Messern, blutigen Tüchern und anderen gruseligen Dingen; oder er erinnert sich gar der Notiz über das Verfahren des Dr. Callot in Paris, der armen Buckligen frisch und fröhlich die Wirbelsäule mit Gewalt eindrückt, um sie in die normale Façon zu bringen. An dergleichen Sachen ist jedoch in der Paschen'schen Anstalt gar nicht zu denken! Ohne Operationen, ohne Gewaltmittel, ohne Gipsverbände, ohne Streckbett, nur durch eigens für jeden einzelnen Fall genau konstruierte Gelenkapparate oder Korsetts, verbunden mit vernünftiger Lebensweise, sorgfältig geregelter knochenbildender Diät, Massagen, Elektrisierungen, Bäder, Uebungen an Turn- und Handapparaten 2c. erzielt der gewissenhafte und reich erfahrene Leiter des Dessau'schen Instituts seine oft wunderbaren Erfolge. Mittels Röntgenapparats wird Sitz und Natur des Leidens zunächst festgestellt, und alsbald geht es an die Herstellung des nötigen aus Lederhülsen, Stahlschienen, Polsterungen, komplizierten Charnieren 2c. zusammengebauten Rüstzeugs, das den Patienten sofort in den Stand setzt, das Siechenlager verlassen und, ohne Schmerzen zu empfinden, sich frei bewegen zu können! Welch wonnige Empfindung durchströmt die Brust solches Armen, der die Hoffnung schon aufgegeben hatte, je wieder Gebrauch von seinen Gliedmaßen machen zu können! Von Jahr zu Jahr steigert sich die Zahl der glücklich Geheilten, die ihrem Retter nicht Dank genug zu sagen wissen für die überraschende Hilfe, die ihnen hier endlich zu teil geworden. Beinbrüchige, die bisher zu monatelangem Siechenlager verurteilt waren, erlangen mit Anlegung des Apparats sofort die Fähigkeit, wieder zu gehen; Rückenmarksleidende, die jahrelang im Rollstuhl zugebracht haben, gewinnen durch das Skoliosenkorsett wieder Halt im Körper; Kinder, die an Verkrümmungen leiden und durch die Streckbettbehandlung sehr heruntergekommen sind, erholen sich hier schnell, da sie sich mit ihrem Apparat bewegen, im Park tummeln können und dadurch Appetit und Blutzirkulation haben.

Paschen's Heilanstalt liegt in gesunder gartenreicher Gegend und doch noch im Weichbilde der Stadt Dessau. Der große Komplex von Gebäuden enthält neben komfortabel eingerichteten Wohnräumen für die Patienten die Arbeitsräume des Direktors nebst den Werkstätten seiner Mitarbeiter; sodann einen großen mit allen möglichen Turnapparaten, Dreirädern 2c. ausgestatteten Turnsaal, einen brillant eingerichteten Lesesalon, Speise- und Empfangsräume, Badezimmer, ferner das durch den Neubau entstandene Sonnenkurhaus, einen kleinen Glaspalast mit den prächtigsten Kindern der südlichen Flora ausgestattet, sowie ein in seiner ganzen Einrichtung höchst praktisch angelegtes Schulgebäude, in dem die kleinen Patienten auf allen nur wünschenswerten Gebieten durch eigene Lehrkräfte weiter gefördert werden. Die Erwärmung der Räume geschieht durch Central-Warmwasser-Anlage; die Beleuchtung durch Elektrizität. Der die Anstalt umgebende Garten ist parkartig und nur für die Patienten bestimmt. Die Wege darin sind den Leidenden entsprechend vorzüglich gehalten. Bei schlechtem Wetter bietet eine herrlich dekorierte Wandelhalle Gelegenheit zum Promenieren. Ueberall herrscht unter den Patienten Fröhlichkeit, nirgends sieht man verdrießliche Gesichter, niemals vernimmt man Aeußerungen des Schmerzes. Es fühlt sich eben jeder hier wohl und geborgen, tröstlicher Hilfe sicher, wozu das musterhaft geschulte Personal nicht zuletzt beiträgt.

Auch ärztliche Autoritäten, wie Professor von Bergmann, Professor von Leyden, der verstorbene Volkmann-Halle 2c. haben die Erfolge Paschen's verschiedentlich und rückhaltslos anerkannt. Das Institut sei daher allen, die für die obengenannten Leiden Besserung und Genesung suchen, mit der Mahnung empfohlen, das was sie thun wollen, bald zu thun. Je früher man gerade bei diesen Krankheiten vor die rechte Schmiede geht, je sicherer darf man auch auf Erfolg rechnen.

Theodor Weinert.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender 1901



mit einem farbigen Kunstblatt von E. v. Bergen und zahlreichen Illustrationen in Schwarz- und Buntdruck.

Sechzehnter Jahrgang.

In elegantem Ganzleinenband Preis 1 M.

Der „Gartenlaube-Kalender“ für das Jahr 1901 enthält u. a. die neueste Erzählung von

W. Heimburg: „Maiblumen“
mit Illustrationen von Fr. Bergen,

ansprechende und humorvolle Novellen von Else Hofmann und M. Berger, unterhaltende und belehrende Beiträge von Karl Brandt, Dr. Kurt Lampert, C. Falkenhorst, Ludwig Dreier u. a., einen umfassenden, reich illustrierten Rückblick auf die Tagesgeschichte von Dr. Hermann Diez, ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalender-Notizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen auf den Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1901 nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die „Gartenlaube“ liefert. Post-Abonnenten können den Kalender sowohl durch die Buchhandlungen als auch gegen Einsendung von 1 Mark und 20 Pfennig (für Porto) in Briefmarken oder mittels 10 Pfennig-Postanweisung direkt franko von der unterzeichneten Verlagshandlung beziehen. — Von den früheren Jahrgängen des „Gartenlaube-Kalenders“ sind die Jahrgänge 1899 und 1900 in rote Leinwand gebunden noch zum Preise von 1 Mark zu haben, während die Jahrgänge 1887, 1889—1892, 1894 und 1896 auf 50 Pfennig herabgesetzt sind. Die übrigen Jahrgänge sind vergriffen.

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Der Spargel (Asparagus officinalis) ist ebenfalls der Gesundheit sehr zuträglich. Seine Pfeifen, welche im April oder Mai ausgestoßen werden, wirken öffnend und blutreinigend und leisten deshalb bei Blasenentzündung, Blasen- und Nierensteinen, Gicht, Hämorrhoiden und Podagra sehr gute Dienste. R. v. B.

Indianerurteil. — Um die Mitte des 17. Jahrhunderts erregte es in Paris großes Aufsehen, als der Admiral Graf du Plessis ein paar Indianer in ihrem vollen Kriegerschmuck, an ihrer Spitze einen riesigen Häuptling, genannt die „rote Schlange", von einer Fahrt nach Amerika mitbrachte. Nachdem sie dem König Ludwig XIV. vorgeführt waren, wurden sie in allen Salons stürmisch begehrt, und man stellte mit ihnen allerhand Experimente an, um zu sehen, wie diese oder jene kulturelle Einrichtung auf sie wirken würde.

Eines Tages traf der Admiral den berühmten Maler Poussin bei Hofe.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Admiral," sagte der Maler. „Ich habe so viel von Ihren Indianern gehört, und da ist mir der Gedanke gekommen, mein neuestes Bild, eine bretonische Landschaft, von einem Wilden beurteilen zu lassen. Wollen Sie Ihren Häuptling nicht einmal zu mir schicken?"

„Recht gern, ich bin selbst auf den Eindruck neugierig, den Ihre geniale Kunst auf den Wilden hervorbringen wird. Ist es Ihnen gelegen, wenn wir morgen vormittag in Ihrem Atelier erscheinen?"

„Ganz gelegen, nur bitte ich, nicht vor zehn Uhr zu kommen, da mir zwischen neun und zehn Uhr der Prinz von Condé seinen Besuch angekündigt hat."

Der Admiral sagte zu und stand am folgenden Morgen kurz nach zehn Uhr mit der „roten Schlange" vor dem Hause Poussins. Gerade als sie hineingehen wollten, trat der Prinz von Condé heraus, begrüßte den Admiral und erkundigte sich nach dem Zweck seines Besuches, den dieser ihm mitteilte.

„Da fällt mir ein vortrefflicher Scherz ein, du Plessis," sagte der Prinz, „den müssen wir sogleich in Scene setzen. Ich freue mich schon darauf, die Geschichte dem Könige zu erzählen. Ich habe nämlich soeben das neue Landschaftsbild in Augenschein

genommen, das Poussin auch Ihrem Indianer zeigen will. Als ich sah, daß er mein Urteil erwartete, sagte ich: „Sehr schön! Eine wunderbare Malerei, nur ein wenig zu viel Rot!“ Merken Sie sich ganz genau diese Worte und prägen sie Sie auch Ihrem Indianer ein. Ich möchte viel darum geben, wenn ich zugegen sein könnte, um die Ueberraschung Poussins wahrzunehmen, wenn er aus dem Munde des Indianers genau dasselbe Urteil hört wie von mir. Aber meine Anwesenheit würde den Spaß verderben, und man würde das Arrangement merken. Ich erwarte von Ihnen aber einen genauen Bericht.“

Als der Prinz sich entfernt hatte, hielt der Admiral es für geraten, sich mit dem Häuptling noch einmal in die Sänfte zu begeben, in welcher sie gekommen waren, und sich die Straße herauf- und heruntertragen zu lassen, um dem Indianer die Worte einzustudieren, die er bei dem Maler zu sagen hatte.

Inzwischen hatte der letztere neuen Besuch erhalten. Die Gräfin Viremont, eine ehemalige Schönheit, die aber jetzt bereits zu altern begann, hatte sich in das Atelier Poussins begeben.

Als nun der Admiral mit seinem Schützling eintrat und sowohl den Maler als die Gräfin begrüßt hatte, sagte er scherzhaft zu der letzteren: „Sie erlauben wohl, Gräfin, daß ich Ihnen diesen Herrn vorstelle. Der Häuptling — „rote Schlange“ — Frau Gräfin Viremont.“

Der Indianer hatte selbstverständlich von dem Sinne dieser Vorstellung keine Ahnung und glaubte, jetzt sei die Zeit gekommen, sein eingelerntes Sprüchlein herzusagen. Die Gräfin scharf fixierend stieß er die Worte heraus: „Sehr schön! Eine wunderbare Malerei, nur ein wenig zu viel Rot!“

Man kann sich die Verlegenheit des Admirals denken, um so mehr, als die Gräfin in der That stark geschminkt war und viel Rot aufgelegt hatte. Wütend verließ sie das Atelier.

Poussin amüsierte sich herrlich, als der Admiral ihm nun ohne Rückhalt die Ursache des Scherzes mitteilte. Noch mehr war aber der Prinz von Condé über diesen unerwarteten Ausgang desselben befriedigt, denn der König lachte hellauf, als er ihm die köstliche Geschichte erzählte. M. H—d.

Tiefe Philosophie. — Zu den schwerverständlichsten Philosophen gehört bekanntlich Hegel, wenigstens in seinen Schriften, denn in den philosophischen Uebungen, welche er mit seinen Studenten hielt, war er stets gern bereit, alles Unverständliche aufs eingehendste zu erklären. Es ärgerte ihn daher, wenn einige seiner Schüler sich das Ansehen gaben, als ob sie stets jedes Wort seines Vortrags verständen, selbst dann, wenn der große Philosoph genau wußte, daß das nicht der Fall sein konnte. Um dieser wissenschaftlichen Heuchelei ein Ende zu machen, beschloß er, einmal ein Exempel zu statuieren, und zum Sündenbock hatte er einen Herrn v. Waldbach erwählt, der offenbar am wenigsten von der vorgetragenen Philosophie verstand, aber seinem Gebaren nach als der tiefste Denker unter Hegels Schülern gelten wollte.

„Meine Herren," begann der Philosoph eines Tages die philosophischen Uebungen, „wir beendeten in voriger Stunde die Debatten über die Lehre Kants von Zeit und Raum. Bezüglich des Raumes hätte ich noch einige Bemerkungen hinzuzufügen. Stellen wir uns nämlich einen eng beschränkten Raum vor, in welchem Erscheinungswelt und Erkenntnisvermögen in innige Berührung miteinander gekommen sind. Hier könnte man beinahe von einer Identität des Idealen und Realen sprechen. — Sie verstehen mich doch, Herr v. Waldbach?"

„Vollkommen!" erwiderte der Student, ohne mit der Wimper zu zucken."

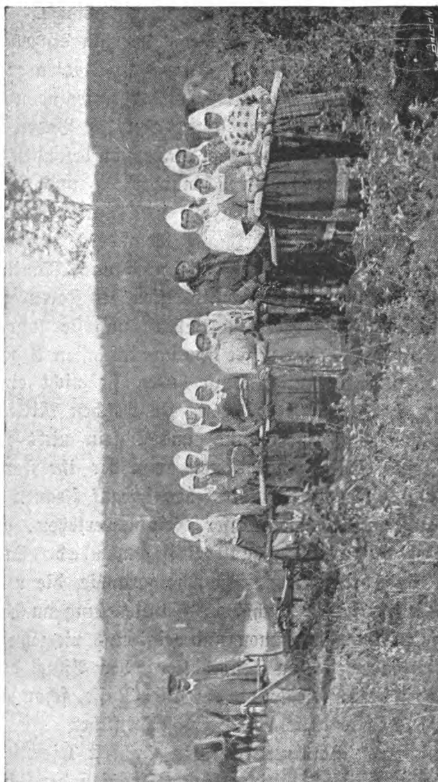
„Nun schön, also vergessen wir nicht, daß wir es mit dem beschränkten Raume zu thun haben, in welchem die vielfache Materie zu einer endgültigen Form gelangt ist. Hier berührt sich das Reich der Wirklichkeit mit dem Reich der Gedanken, und dennoch handelt es sich um eine leblose Raumerfüllung, die erst bei unserem Hinzutreten Reflexionsbewegungen in unserem Intellekt verursacht. — Sie verstehen doch, Herr v. Waldbach?"

„Jedes Wort, Herr Professor."

„Dann erübrigt nur noch, etwas über die Stellung Kants in dieser Angelegenheit zu sagen. Nicht wie sonst nimmt hier Kant die oberste Stellung ein, und wenn er auch über Leibniz und Wolff steht, so muß ich doch wenigstens Demokrit und

Descartes eine höhere Stellung zuerkennen. — Sind Sie derselben Meinung, Herr v. Waldbach?"

„Ganz entschieden, Herr Professor."



Frauen vor dem Pfluge in Manitoba (Kanada).

„Dann darf ich Sie wohl bitten, mir kurz das Thema zu nennen, über welches ich soeben gesprochen habe."

„Der Herr Professor sprachen über die Synthese des begrenzten Raumes."

„Nein, mein Lieber, ich sprach über — meinen Bücher-

schrank, in welchem die philosophischen Autoren nach dem Alphabet geordnet sind."

Die Zuhörer lachten, und Hegel hatte seinen Zweck erreicht, denn es stimmte niemand mehr seinen Ausführungen zu, ohne sich vorher erklären zu lassen, um was es sich handele. M. H—d.

Frauen vor dem Pfluge. — In der kanadischen Provinz Manitoba, die im Süden an die Vereinigten Staaten grenzt und die Gebiete des unteren Red River und Assiniboine umfaßt, ist zwar der Winter sehr kalt und lang, aber der Boden und der verhältnismäßig heiße Sommer dem Weizenbau besonders günstig, daher die Einwanderung von Skandinaviern und Russen im letzten Jahrzehnt recht lebhaft war, die dort ähnliche Bedingungen finden wie in der alten Heimat. Besonders Rußland stellt einen hohen Prozentsatz der Einwanderung nach Manitoba. Es sind die ärmsten und gedrücktesten Klassen des Zarenreiches, die sich entschließen, übers Meer zu ziehen, und sie langen meist mittellos an, müssen daher unter den ungünstigsten Bedingungen den Landanbau beginnen. Häufig haben sie nicht einmal ein Paar Ochsen, um damit zu pflügen. Zu welchen Mitteln sie in der Not greifen, um im Kampfe ums Dasein nicht zu unterliegen und eine Ernte zu gewinnen, von der ihr Fortbestehen abhängt, zeigt unser Bild. Wir sehen darauf Frauen vor den Pflug gespannt. Dies mag unser Gefühl verletzen, aber Not kennt kein Gebot, und eine solche Arbeit ist am Ende das Schlimmste nicht, wenn auch bedauerlich. Die Photographie, die unser Bild wiedergiebt, wurde in der Duchoborzen-Ansiedelung am Schwanenfluß in Manitoba aufgenommen und zeigt uns vierzehn russische Frauen, die paarweise an Querhölzern den Pflug durch den schweren Boden ziehen, während ein alter Russe, schon an seiner Tracht als solcher kenntlich, die Pflugschar führt. F. Z.

Verlust durch Gewinn. — Ein äußerst leidenschaftlicher Schachspieler war König Philipp II. von Spanien, der sich rühmte, in einem Zeitraum von zehn Jahren nicht eine einzige Partie verloren zu haben. Doch war diese „Meisterschaft" Philipps nur eine Folge der Schlauheit seines Ministers, des Grafen d'Espinola, seines ständigen Partners im Spiel, der nur scheinbar allen Scharfsinn aufwandte, um den König matt zu setzen,

im Grunde aber absichtlich so spielte, daß sein Herr zuletzt Sieger blieb.

„Wisset Ihr, weshalb mir das Schachspiel das liebste aller Spiele ist?" frug Philipp eines Abends d'Espinola. Der Gefragte verharrte in ehrfurchtsvollem Schweigen, bis der König fortfuhr: „Weil hier nicht die Laune des Glücks, sondern nur die Ueberlegenheit des Verstandes zum Siege verhilft."

Man spielte darauf in gewohnter Weise, der König aber so überaus schlecht, daß dem Minister nichts übrig blieb, als diesmal seinen Partner matt zu setzen.

Als sich nun der König erhob und in übelster Laune das Zimmer verließ, sagte der Minister zu dem eben eintretenden Kardinal Granvella: „Soeben habe ich eine Schachpartie gewonnen und eine Ministerstelle verloren."

Er hatte recht, denn schon am nächsten Tage erhielt er seine Entlassung. J. W.

Wieviel Wasser eine Wolke enthält. — Die Physiker und Meteorologen beschäftigte schon längere Zeit die Frage: wieviel Wasser eine Wolke enthalte. Hermann v. Schlagintweit unternahm es zuerst, und zwar im Jahre 1851 auf dem Monte Rosa, den Wassergehalt der Wolken zu messen, und er fand, daß ein Kubikmeter Nebel durchschnittlich 2³/₄ Gramm Wasser in flüssigem Zustande enthielt. Sein Verfahren bestand darin, daß er eine bestimmte Menge der nebeligen Luft durch eine Reihe von Flaschen streichen ließ, die mit Chlorcalcium gefüllt waren; da dieser Stoff die Eigenschaft besitzt, die Feuchtigkeit aus der Luft aufzunehmen, so mußte man erwarten, aus seiner Gewichtszunahme den Feuchtigkeitsgehalt der fraglichen Luftmenge feststellen zu können.

Dieses Verfahren erschien jedoch als ungenau, deshalb wurde es von dem Meteorologen Conrad durch ein zuverlässigeres ersetzt. Dieser ermittelte zunächst, daß bei dem Schlagintweitschen Apparat erstens nicht der ganze Wassergehalt der Luft in die mit Chlorcalcium gefüllten Flaschen hineinging, und zweitens, daß nicht alles Wasser aus der durchstreichenden Luft an die chemische Substanz abgegeben würde. Er wählte das einfachere und bessere Mittel, die nebelhaltige Luft in einen weiten Behälter eindringen

zu lassen oder in eine Glasglocke einzusperren. In dieses Gefäß wurde dann wieder Chlorcalcium hineingebracht, und dessen Gewichtsveränderung gemessen. Die Ergebnisse zeigen, daß der Wassergehalt einer Nebelwolke um so größer ist, je weniger weit man darin sehen kann. So hatte eine Nebelwolke, in der man nur 25 Schritte weit zu sehen vermochte, einen Wassergehalt von fast 4½ Gramm pro Kubikmeter, eine solche mit einer Sichtbarkeit von 30 bis 40 Schritt enthielt etwas über 3 Gramm Wasser, eine solche endlich, bei der man bis zu 70 Schritte zu sehen vermochte, enthielt nicht einmal ganz 1 Gramm flüssiges Wasser in jedem Kubikmeter. Der Wassergehalt der Nebelwolke ist danach ein recht verschiedener, und er wird jedenfalls noch über 4½ Gramm hinausgehen können, da auf Berggipfeln Wolken nicht selten sind, in denen man höchstens 10 Schritte weit sehen kann. C. T.

Ein eigenartiges Prüfungsverfahren. — In Zentralafrika üben einzelne Negerstämme ein eigentümliches Verfahren aus, um einen Ehekandidaten vor Schließung der Ehe zu prüfen, ob er dazu auch wirklich geeignet sei. Sie binden seine Hände nämlich für zwei Stunden in einen Sack mit Stechameisen. Erträgt er ruhig die Qual ihrer Stiche, so wird er für geeignet betrachtet, auch die Sorgen und Unannehmlichkeiten des ehelichen Lebens auszuhalten. —dn—

König und Sängerin. — Varnhagen v. Ense erzählt in seinen Tagebüchern folgende köstliche Anekdote. Eine Sängerin vom Hoftheater in Hannover war kontraktbrüchig davongelaufen und hatte ein Entschuldigungsschreiben zurückgelassen, in dem sie behauptete, daß sie es an einem so langweiligen Orte nicht länger aushalten könne.

Der Intendant legte die Angelegenheit dem König Ernst August († 1851) mit der Frage vor, ob man die Entflohene verfolgen solle.

Darauf bemerkte der König: „Selbstverständlich! Sie muß unbedingt wieder her. Denkt denn das Frauenzimmer, daß ich mich hier amüsiere?" C. F.

Die glücklichen Kuren

in Paschen's orthopädischer Heilanstalt in Dessau

haben den vorzüglichen Ruf dieses vor nun bald 14 Jahren gegründeten Muster-Instituts längst auch jenseits des Ozeans in der wirksamsten Weise verbreitet. Denn Paschen bekommt schon seit Jahren außer seinen zahlreichen deutschen Patienten Kranke nicht nur aus Italien, Rußland, Frankreich rc., sondern auch aus Amerika, Afrika und Asien, und die fast alljährlich vorgenommenen Vergrößerungen der Anstaltsgebäude haben sich immer wieder als unzureichend erwiesen. Durch verschiedene Neubauten prächtigster und originellster Art, die sich durch den Ankauf eines großen Nachbargrundstückes ermöglichen ließen, ist in diesem Jahre Vorsorge getroffen worden, sodaß jetzt fast die doppelte Anzahl Leidender Raum findet und sich trotzdem auch die verwöhntesten Patienten dort in jeder Beziehung wie zu Hause fühlen können. Es wird den Leser interessieren, zu erfahren, was eigentlich bei Paschen in Dessau geheilt wird. Alle Abnormitäten des Rückgrats, Lähmungen, Fußleiden, Klumpfüße, Rückenmarkschwäche rc.! Natürlich überläuft den Unkundigen sofort eine Gänsehaut; denn er sieht im Geiste einen großen Operationssaal mit teuflisch blitzenden Messern, blutigen Tüchern und anderen gruseligen Dingen; oder er erinnert sich gar der Notiz über das Verfahren des Dr. Callot in Paris, der armen Bucligen frisch und fröhlich die Wirbelsäule mit Gewalt eindrückt, um sie in die normale Façon zu bringen. An dergleichen Sachen ist jedoch in der Paschen'schen Anstalt gar nicht zu denken! Ohne Operationen, ohne Gewaltmittel, ohne Gipsverbände, ohne Streckbett, nur durch eigens für jeden einzelnen Fall genau konstruierte Gelenkapparate oder Korsetts, verbunden mit vernünftiger Lebensweise, sorgfältig geregelter knochenbildender Diät, Massagen, Elektrisierungen, Bäder, Uebungen an Turn- und Handapparaten rc. erzielt der gewissenhafte und reich erfahrene Leiter des Dessau'schen Instituts seine oft wunderbaren Erfolge. Mittels Röntgenapparats wird Sitz und Natur des Leidens zunächst festgestellt, und alsbald geht es an die Herstellung des nötigen aus Lederhülsen, Stahlschienen, Polsterungen, komplizierten Charnieren rc. zusammengebauten Rüstzeugs, das den Patienten sofort in den Stand setzt, das Siechenlager verlassen und, ohne Schmerzen zu empfinden, sich frei bewegen zu können! Welch wonnige Empfindung durchströmt die Brust solches Armen, der die Hoffnung schon aufgegeben hatte, je wieder Gebrauch von seinen Gliedmaßen machen zu können! Von Jahr zu Jahr steigert sich die Zahl der glücklich Geheilten, die ihrem Retter nicht Dank genug zu sagen wissen für die überraschende Hilfe, die ihnen hier endlich zu teil geworden. Beinbrüchige, die bisher zu monatelangem Siechenlager verurteilt waren, erlangen mit Anlegung des Apparats sofort die Fähigkeit, wieder zu gehen; Rückenmarksleidende, die jahrelang im Rollstuhl zugebracht haben, gewinnen durch das Skoliosenkorsett wieder Halt im Körper; Kinder, die an Verkrümmungen leiden und durch die Streckbettbehandlung sehr heruntergekommen sind, erholen sich hier schnell, da sie sich mit ihrem Apparat bewegen, im Park tummeln können und dadurch Appetit und Blutzirkulation haben.

Paschen's Heilanstalt liegt in gesunder gartenreicher Gegend und doch noch im Weichbilde der Stadt Dessau. Der große Komplex von Gebäuden enthält neben komfortabel eingerichteten Wohnräumen für die Patienten die Arbeitsräume des Direktors nebst den Werkstätten seiner Mitarbeiter; sodann einen großen mit allen möglichen Turnapparaten, Dreirädern rc. ausgestatteten Turnsaal, einen brillant eingerichteten Lesesalon, Speise- und Empfangsräume, Badezimmer, ferner das durch den Neubau entstandene Sonnenkurhaus, einen kleinen Glaspalast mit den prächtigsten Kindern der südlichen Flora ausgestattet, sowie ein in seiner ganzen Einrichtung höchst praktisch angelegtes Schulgebäude, in dem die kleinen Patienten auf allen nur wünschenswerten Gebieten durch eigene Lehrkräfte weiter gefördert werden. Die Erwärmung der Räume geschieht durch Central-Warmwasser-Anlage; die Beleuchtung durch Elektrizität. Der die Anstalt umgebende Garten ist parkartig und nur für die Patienten bestimmt. Die Wege darin sind den Leidenden entsprechend vorzüglich gehalten. Bei schlechtem Wetter bietet eine herrlich dekorierte Wandelhalle Gelegenheit zum Promenieren. Ueberall herrscht unter den Patienten Fröhlichkeit, nirgends sieht man verdrießliche Gesichter, niemals vernimmt man Aeußerungen des Schmerzes. Es fühlt sich eben jeder hier wohl und geborgen, tröstlicher Hilfe sicher, wozu das musterhaft geschulte Personal nicht zuletzt beiträgt.

Auch ärztliche Autoritäten, wie Professor von Bergmann, Professor von Leyden, der verstorbene Volkmann-Halle rc. haben die Erfolge Paschen's verschiedentlich und rückhaltslos anerkannt. Das Institut sei daher allen, die für die obengenannten Leiden Besserung und Genesung suchen, mit der Mahnung empfohlen, das was sie thun wollen, bald zu thun. Je früher man gerade bei diesen Krankheiten vor die rechte Schmiede geht, je sicherer darf man auch auf Erfolg rechnen.

Theodor Weinert.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender 1901



mit einem farbigen Kunstblatt von C. v. Bergen und zahlreichen Illustrationen in Schwarz- und Buntdruck.

Sechzehnter Jahrgang.

In elegantem Ganzleinenband Preis 1 M.

Der „Gartenlaube-Kalender“ für das Jahr 1901 enthält u. a. die neueste Erzählung von

W. Heimburg: „Maiblumen“
mit Illustrationen von Fr. Bergen,

ansprechende und humorvolle Novellen von Else Hofmann und M. Berger, unterhaltende und belehrende Beiträge von Karl Brandt, Dr. Kurt Lampert, C. Falkenhorst, Ludwig Dreier u. a., einen umfassenden, reich illustrierten Rückblick auf die Tagesgeschichte von Dr. Hermann Diez, ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalender-Notizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen auf den Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1901 nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die „Gartenlaube“ liefert. Post-Abonnenten können den Kalender sowohl durch die Buchhandlungen als auch gegen Einsendung von 1 Mark und 20 Pfennig (für Porto) in Briefmarken oder mittels 10 Pfennig-Postanweisung direkt franko von der unterzeichneten Verlagshandlung beziehen. — Von den früheren Jahrgängen des „Gartenlaube-Kalenders“ sind die Jahrgänge 1899 und 1900 in rote Leinwand gebunden noch zum Preise von 1 Mark zu haben, während die Jahrgänge 1887, 1889—1892, 1894 und 1896 auf 50 Pfennig herabgesetzt sind. Die übrigen Jahrgänge sind vergriffen.

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.



Von Autoritäten der Kinder
empfohlen. Im Gebrauch der
lands, Österreich-Ungarns etc.

Kufeke's Kindermehl

Beste Nahrung für gesunde und darmkranke Kinder

Kufeke's Kindermehl als Zusatz zur Milch ersetzt am besten die **Muttermilch.** Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei und leiden nicht an **Verdauungsstörungen.** Kufeke's Kindermehl ist besonders in den Sommermonaten unentbehrlich und kommt bei **Brechdurchfall, Darmkatarrh** und **Diarrhoe** etc. als **BESTES** in Anwendung.

Bestes im Gebrauch Billigstes.

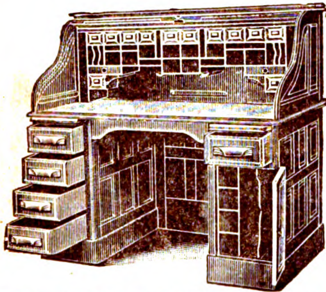
Gratis. Die Broschüre „Der Säugling". Seine Pflege und Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Führer für jede Mutter, welche ihr Kind gesundheitsgemäss ernähren und pflegen will. Von einem Kinderarzt, und erhältlich in Apotheken u. Drogerien Deutschlands, Österreich-Ungarns, Schweiz etc. und von der Fabrik:

R. KUFEKE, Bergedorf/Hamburg und Wien VI/2.

Americanische Schreibtische.

Alleinverkauf für den europäischen Continent der

Fred Macey Company.



Grösste Auswahl in Rolljalousie-, Steh- und Flachpulten, Schreibmaschinentischen etc. in allen Preislagen. **Für Export** Lieferung ab eigenem Transitlager im Zollhafen Köln. — Illustrirter Katalog gratis und franco.

Groyen & Richtmann

KÖLN

Agrippastrasse 33 u. Hohestrasse 105.

Filiale **Berlin,** Kronenstrasse 68/69.

